Allgemeine deutsche Volksbibliothek zur Belehrung und Bildung

von

Philipp Körber.

Verfasser der Jugendbibliothek und des Pantheons.

Erster Band.

II. Abtheilung:

Thummet, der Bürger.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg, 1851.
Verlag von J. L. Lotzbeck.

Seite 211.



Der Abschied.

Leonhard Thummet,

der Bürger.

Volksschrift

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich als Titelkupfer.

Nürnberg.

Verlag von J. L. Lotzbeck.

Eine Betrachtung und ein ernsthaftes Gespräch zwischen einem alten und einem jungen Manne.

Zum Bau der bürgerlichen Existenz wenn ein guter Grund gelegt ist, dann macht der Anfang ein weites Herz, fröhlichen Muth und die Aussicht in die Ferne gibt helle muthige Blicke. Es ist dann dem menschlichen Herzen so wohl und doch so süß ängstlich dabei; es ist eine solche Herzensfreude, eine solche Weitschaft in der jungen Brust und doch eine so lastende Bangigkeit. Der Muth ist so groß, die Hoffnung so schön, die Liebe so hingebend — ach! die Welt lächelt und wir könnten am Ziele unserer Wünsche Alle herzlich umarmen, so groß ist das Zutrauen. In jedem freundlichen Auge, das uns heute lächelnd entgegenstrahlt, sehen wir schönes, menschlich schönes Mitgefühl; jedes „Wünsche Gottes Segen zum Anfang" oder „tausend Glück!" tönt uns, als meine es Jeder Mund, der's ausspricht, treu und ehrlich. Wir sehen die Welt mit ganz andern Augen an. Wir fühlen uns ordentlich fester in den Gliedern, straffer spannen sich die Sehnen an, kühner wird der Gedanke ans Wirken. Wir sehen alle Schwierigkeiten, die sich uns entgegenstellen; aber wir lächeln bei dem Gedanken, wie groß sie seien und fühlen die Kraft in uns, sie mit einer einzigen gewaltigen Anstrengung zu über-

winden. Tausend Gedanken kreuzen sich, tausend Entwürfe stehen sammt den Mitteln, sie auszuführen, vor unserer Seele! — — — Und ach! wie klein fühlen wir uns schon nach kurzer Zeit, wenn die nackte Wirklichkeit sich unserm heißen Streben in den Weg legt und alle unsere schönen Hoffnungen und Träume wie in Sand zerrinnen!

Das sind die Ideale, die vor dem Drange der Wirklichkeit in öde Nacht vergehen, und nichts hinterlassen, als das Weh einer schmerzlichen Täuschung. Da folgt auf das hohe Gefühl des Muthes die schleichende Zaghaftigkeit; da wird die Hoffnung von dem Mißgeschick niedergekämpft und wagt es kaum, vom schweren Falle sich empor zu ringen. Ach! wo sind dann alle die Träume, die wie das lockende Spiel farbiger Luftbilder in langen Reihen vor der Seele vorüber gaukelten? Wo die lächelnd winkende Ferne mit ihrem reizenden Ziele? Wo ist das Träumen der Liebe, die eine Welt hätte umfassen mögen und deren ausgestreckte Arme vor den Gletschertrümmern der kalten Welt erstarrend zurückschaudern? Wo die freundlichen Blicke, die uns entgegenleuchteten? Und was waren alle Wünsche, als ein hohler leerer Schall aus liebe- und theilnahmsleerer Brust?

Weh dem, für den zwischen diesen zwei Polen des Lebens, dem Traum des Glückes und dem kalten Spiegel der Wirklichkeit nicht ein Halt liegt, der ihn, wie der Anker das Schiff, nicht allzuweit nach diesem oder jenem hinströmen lässet! Wehe, wenn

das Herz im Glück und Unglück, in Leid und Freude nicht einem leitenden Gestirne unverrückt folgt, wie der Schiffer in der Nacht nach dem Nordsterne sein Auge richtet, der ihn durch Sturm und Graus allmählich, aber sicher zur Ruhe in der Heimath leitet. Was eitel ist, hat keinen Halt, kann nichts, vermag nichts, wirkt nichts, sprüht vorüber, wie das leuchtende Feuer der Rackete, das einen Augenblick an dem nächtlichen Firmamente glänzet und dann spurlos verschwindet.

Frage dich selbst, mein lieber Leser, wo findest du den rechten Halt, der dich durch die Mühen und Drangsale dieses Lebens sicher leitet? Als Kind wußtest du ihn; da legtest du dich in süßer Ruhe in dein Bettlein, schliefest mit Seinem Namen im Munde süß und ohne Sorgen ein. Da hörtest du so gern von ihm, wenn eine alte, einfältige Wärterin mit dir von ihm plauderte, wenn du ohne Furcht aus dem dunkeln Stüblein in die Nacht hinausschautest, dich froh und wonnig fühlend, daß du unter Seinem Schutze mit Vater und Mutter und Geschwistern daheim seiest. Ein einziger schöner Stern glänzte herab zu dir aus dem nächtlichen Himmel in dein trautes Schlafkämmerlein und du wußtest, wer ihn geschaffen! Wie? und jetzt, da du groß gewachsen bist an Leib und Seele, sollte a l l e s in dir erstarkt und a l l e s dir klar geworden sein, als a l l e i n dein Glaube nicht? Die Welt ist dir offen, und in der weiten großen Welt solltest du aber irren, ohne Den

mehr zu suchen und zu finden, durch Den du alles bist? O dann stünde es traurig mit dir!

Auf, mein guter Leser, du mußt kämpfen. Ohne tapfern Streit und Krieg folget niemals rechter Sieg. Drei solche Siege mußt du aber erringen. Der Frühling deines Lebens athmet aus dir, weht dir wonnelächelnd entgegen. Deine Kräfte schwellen, entfalten sich, deine Seele breitet ihre Flügel aus, und weil dein Herz von tausend verzeihlichen Wünschen überschwillt, so treibts dich hinaus in die Ferne, du mußt ins rührige Leben, um zu streben, zu schaffen, zu wirken, um „das Glück zu erhaschen!" Eines suche dir vor allem, wie der erfahrene sorgliche Meister des Schiffes einen treuen Steuermann! Eines trachte zu erringen mit aller Kraft und Macht deiner Seele, eine Schwesterseele, eine Gehilfin, die mit dir wirkt, schafft, strebt, als seiest du mit ihr ein einziges Herz, ein ungetheiltes, in allem einziges Wesen. Prüfe vorher, sei klug und laß dich nicht vom Scheine täuschen. Prüfe verborgen, wie der Bergmann im Schachte die edle Ader mühsam sucht, ehe er einschlägt. Laß dichs nicht kümmern, wenn du oft statt des echten Goldes nur trügerischen Schein fandest, sondern weiche schnell davon und wende dich beharrlich wo anders hin. Sieh den Bergmann! Was am meisten blendet, da geht er still vorüber; aber wo in der verborgenen Ritze des Gesteins ihm matt, aber mächtig, die Silberader funkelt, dort faßt er an und sie muß sein

werden, wären auch tausend Hinderniße dazwischen, schreckten ihn auch der Kobolde gräuliche Gestalten, kostete es auch seine beste Kraft und vieler Tage schwere harte Arbeit.

Hast du dann eine solche Seele gefunden und dir errungen, die Seele, die sich liebend an dich kettet und mit der du alles, alles theilen kannst, alles, Leid und Freude, für die das Schwerste zu thun dir Wonne scheint, in der all deine Wünsche aufgehen, ja dein ganzes Selbst, dann hast du einen Sieg errrungen, den ersten. Aber mit diesem Siege schufest du dir selbst den zweiten gewaltigen Gegner. Ja, mein Freund, der Kampf beginnt nun erst recht; aber du hast einen Kampfgenossen; darum nur Muth! der Sieg wird dann nicht fehlen!

Jetzt hast dus nicht mehr mit dir selbst zu thun; damit bist du zu Ende. Jetzt gilt es, dich aufzuopfern, den errungenen Sieg zu wahren, und kühn auszuschauen nach den Gewittern, die sich um dich thürmen. Du wolltest bisher nur, was dir allein zu frommen schien. Jetzt hast du einen Bundesgenossen und wenn sich Euer Wollen kreuzt, so gilt es Aufopferung, Selbstverläugnung und hier gelangst du, gelangt Ihr beide, an eine Klippe, die keinen Leuchtthurm hat, als allein in der Höhe den schönen Stern, an den du in deiner Jugend glaubtest, lieber Leser. Jetzt überwinde dich, verleugne dich selbst, sei baar und ledig aller Selbstsucht, denn die kann das schöne geistige Band, die Liebe, die sich rosig um dich

schlang, gar bald und unheilbar zertrümmern. Jetzt sei nicht mehr aufbraußend und rasch, sondern langmüthig und freundlich; jetzt blähe dich nicht mehr auf, sondern zeige männliche Demuth. Jetzt wanke nicht mehr, sondern harre aus mit eiserner Standhaftigkeit, suche nicht mehr das deine, sondern wirke, erringe für deinen Bundesgenossen, damit er sehe, daß du es ehrlich mit ihm meinest und seine Hoffnung zu dir zu einer festen Zuversicht erstarke.

Aber auch mit der Welt mußt du jetzt ringen; die Gewitter rücken dir näher, schon erhebt sich der Sturm, der an dem Gebäude deiner Hoffnung rüttelt und um dich heult. Was mag er bringen? Sieh, es kreuzen sich die Blitze, der Hagel rasselt herab und die feindlichen Gewalten zerstören viel vom leichten Bau, den du errichtet. Da schlägt er dir ein hoffnungsvolles Saatfeld zusammen, dort rauscht eine verheerende Fluth über deine Beete und schürft sie unbarmherzig auf bis zum nackten Gestein. Du hast nicht Hände genug, um zu dämmen; es fehlt dir an Mitteln, den Schaden zu ersetzen, an Gedanken, Planen und Entwürfen; oft will deine Kraft erlahmen und wie zum Starken die Schwachen flüchten, sendet dir der Himmel noch dazu Kindlein, die du pflegen mußt. Die Ruhe deiner Nächte ist dahin, aber des Tages Last und Hitze vermehrt sich. Dennoch darfst du nicht matt sein im Ringen, in der Anstrengung nicht nachlassen; du mußt siegen, denn wirst du von diesen Gegnern schon überwun-

den, so bist du auf immer verloren. Du gleichst jetzt dem Feldherrn nach gewonnener Schlacht. Da ist die Sorge, den Sieg zu wahren, größer, als die um ihn zu erringen war. Aber muthig, wenn auch deine besten Streiter dahin sanken. Ersetze, sammle, spare deine Mittel, versage dir manches, um in Zeiten der Noth was du bedarfst zu haben. Muthig voran, dann wird der zweite Sieg nicht fehlen!

Wohlan dann, der zweite Sieg ist nach vieljährigem hartem Kampfe errungen. Athemlos stehst du endlich still und blickst zurück auf der vergangenen Jahre schwere Mühe. Es ist dir, als hättest du einen Traum durchgekämpft einen langen, bösen Traum. Die Jahre sind an dir vorübergerauscht und der Gedanke: Ach, wie schnell bin ich an diesem hohen Ziele angelangt! macht dich selbst staunen. Und doch macht es dich auch froh, dieses nun erreichte Ziel und du sagst zu dir selbst: Nun hab' ichs überwunden, der Sieg ist mein; ich bin am Ziele; trotz sei Dem geboten, der mirs rauben will! Ein stolzes Bewußtsein hebt dir die Brust. Du staunst vor dir selbst „vor dir, der das alles vollbracht und gethan." Du überschaust die Räume deines Hauses, dein blühendes Glück, wie es nun erst in deinem unbestrittenen Besitze so recht fröhlich aufgeht und Früchte trägt. Vor keinem Feinde fürchtest du dich mehr und wenn sich ein Gewitter aufbäumt, blickst du mit stolzem Lächeln auf die festen Mauern, auf deine wohlgeborgenen Dächer und auf die Wet-

terfahnen und Blitzableiter, die du oben auf zum Trotze hast setzen, bemalen und vergolden lassen. Wenn dann die Wetter vorüberrauschen, so stellt sich die Hoffahrt und der Trotz noch gewaltiger in deiner Seele ein. Deine armen Nachbarn leiden schwer; aber du sagst hart: „das alles trug ich wohl noch schwerer, und Keiner hat mir geholfen. Ei, helft Euch auch selber!“ Und wenn Einer kommt, der sich verrannt hat und dich um Hilfe anspricht, sagst du hartherzig, „nein“ und denkst: Was soll ich's ihm geben? Ists mir doch sauer worden und könnt ichs nicht wieder kriegen!“ Nun kommt über dich mit der Unbarmherzigkeit die Ehrsucht, der Geiz, der Neid, Zorn, Haß und die Rachgier, denn weil du so viel errungen hast und so weit gekommen bist, ei, da meinst du, es müsse alles nach deinem Kopfe werden, und wenn es nun nicht ist, so bläht sich dein ganzes Wesen auf wie der Puder, wenn man ihm ein rothes Tuch vorhält. Ja, es ist lächerlich anzusehen, ein solches Menschenkind, wie es hoffärtig und gewaltig thut, die Hände trotzig in den vollen Taschen, als könnts ihm gar nicht mehr fehlen und als ginge es so fort bis in alle Ewigkeit. Er findet nimmer Ruhe und was er auch erringen mag, jeder neue Gewinn ist ins Feuer gegossenes Oel und jagt ihn fort zu neuer Hast und Gier.

Das ist kein Kampf mehr, das ist heillose Eroberungssucht. Da herrscht die Gewaltthat und die Ungerechtigkeit und die Sünde bläht sich mit der

Sucht und wird so groß gefüttert, bis sie endlich den Menschen wie eine gräuliche Riesenschlange ganz erfaßt, mit ihren gewaltigen Ringen umwindet und endlich hinabwürgt ins ewige Verderben.

Also, lieber Leser, nach dem zweiten Siege beginnt ein dritter Kampf, der allerschwerste: Der alte Mensch in dir soll bekämpft werden; du sollst dich selbst verläugnen! Dadurch sollst du, wenn zweifacher Sieger Du bist, die himmlische Krone noch erringen. Du bedarfst aber bei diesem schwersten und härtesten aller Kämpfe auch des allermächtigsten Beistandes, eines Bundesgenossen, der unendlich stärker ist, als du und darum von dir fortwährend im Auge behalten sein will. Er will immer von dir hören; immer bei dir sein; aber er ist rein, scharfsichtig; er kennt dich genau; keine deiner Absichten ist ihm verborgen. Darum steht er dir nur im gerechten Kampfe bei. Wenn Er aber mitkämpft, dann muß dir der Sieg werden, dann winkt dir der höchste Lohn, die Krone der Gerechtigkeit!

Heil dir, lieber Leser, wenn du des Lebens Bedeutung und seine Kämpfe in diesem Sinne verstehst und als ein rechter heiliger Streiter mit Gott in den Kampf gehst. Laß uns nun einen Mann prüfen und bei dem Berichte seiner Schicksale erwägen, ob er, ein dreifacher Sieger, mit jener Krone aus dem Kampfe des Lebens hervorging?

Es stand in der guten alten Stadt Nürnberg früh Morgens in dem Zimmer eines Gasthofes zum

Schwan genannt, ein junger Mann Namens Leonhard Thummet. Er hatte sein sieben und zwanzigstes Jahr erreicht und war von Gott mit allerlei leiblichen und geistlichen Gütern sehr gesegnet worden. Binnen dreizehn Jahren hatte er, der als ein armer Bauernknabe in die Stadt gekommen war, sich ein Vermögen von mehr als 14000 Gulden ehrlich erworben, erspart und nun war er seit gestern, wo der Vertrag zu Stande gekommen, Besitzer des Schwans geworden, den er um 21000 und einige hundert Gulden erkauft hatte. Sein Beistand, Rathgeber und Freund bei diesem Kaufe, der ihm auch das noch an der Kaufssumme fehlende Geld vorgestreckt hatte, war ein alter, menschenscheuer, pfiffiger, rauher Mann, Namens Faet, ehemals Safranhändler, Knackwurst- und Rauchfleischfabrikant, ein kinderloser seltsamer Mensch, geizig und reich, allen Leuten bekannt, von Niemand gesucht und geliebt, gescheut von Vielen, dessen Frau ihm in vielen Stücken glich, so weit der beständige Umgang und der Zwang einen Menschen dem andern ähnlich bilden kann. Leonhard hatte bei diesem Faet etwa zwei Jahre gedient und zwar gerade in jener Zeit, wo Faet durch Kränklichkeit genöthigt worden war, sein Geschäft aufzugeben. Durch seine Vermittlung, sowie durch Empfehlungen anderer Personen, die Leonharden von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatten, war Leonhard in den Schwan gekommen. Seine Redlichkeit, sein Fleiß,

seine Treue, Ordnungsliebe und Sparsamkeit, dann seine mühsam erst in der Stadt erworbenen Kenntnisse hatten Musküller, den vorigen Besitzer des Schwans, dahin gebracht, unserm Leonhard trotz seiner Jugend die Schaffnerstelle in seinem Gasthofe zu geben und auf diesem sehr einträglichen Posten erwarb sich Leonhard in so kurzer Zeit eine so namhafte Summe.

Leonhard war einer von den wenigen glücklichen Menschen, bei denen mit einem frommen einfältigen Herzen voll guter Grundsätze, mit einem klaren Verstande ein gefälliges Aeußeres so wohl harmonirt, daß sie sich fast schon durch ihr Auftreten Zuneigung erwerben und daß dieselbe in dem Maße wächst, als man ihre guten Eigenschaften näher kennen lernt und bewährt findet. Er war ein schöner junger Mann geworden und seinem Gesichte war der Adel der Sittenreinheit und Redlichkeit aufgedrückt.

Dieser junge hoffnungsvolle Käufer des Schwans stand heute einsam in stiller Morgenfrühe in seinem Zimmer und hatte aber sein Morgengebet vollendet. Von dem Aufschauen zu Gott sank der Blick allmählich nieder zur Erde, um einen langen Rundgang über die Vergangenheit und seine jetzigen Verhältnisse zu machen.

„Bis hierher hat der Herr geholfen," sagte er halblaut vor sich hin, „ich stehe nun an einem Ziele, wo ich wieder von vorne beginnen muß. In Gottes Namen solls geschehen; ich traue auf Gottes

Beistand, Er wird mich nicht verlassen. So arm ich war, als ich dieses Haus vor dreizehn Jahren zum ersten Male betrat, so arm bin ich nun wieder. Damals hatte ich nichts, als meine gesunden fünf Sinne, starke Hände und einen guten Willen zur Arbeit; aber es ist überraschend schnell anders mit mir geworden. Jetzt habe ich zwar ein Haus und ein Geschäft, das mich nähren könnte; aber ich habe auch Schulden machen müssen und das Beste, was mich glücklich machen könnte, eine brave wackere Frau, die so gesinnt ist, wie ich, die fehlt mir. Ja, Eine wüßt ich, Eine! Ihr Bild steht noch vor meiner Seele; wie so rein, so gut, so fleißig, so sparsam und besonnen. Aber diese Eine, die ich als Knabe vor zehn Jahren bewunderte und nicht vergessen konnte, sie wird wohl schon lange die glückliche Gattin eines wackern Mannes geworden sein. Und dennoch lebt sie so lebendig vor mir, dennoch denke ich seit jener fernen Zeit noch so still und liebend an sie, daß ich es fast für Sünde halte, nur nach andern Jungfrauen zu schauen. Es ist, als wäre sie eine liebe theure Verwandte, die der Tod schon in ein besseres Leben abgeholt. Ob ich wohl jemals wieder was von ihr höre?"

Während er das vor sich hinsprach, kleidete er sich vollends an, ging dann hinab, sah in Küche und Keller nach, besichtigte die Stallungen, in denen zwölf preußische Dragoner einquartirt waren, denn die Stadt hatte gestern unerwartet eine starke Be-

satzung erhalten, machte sich dann über die Rechnungsbücher, die er seit geraumer Zeit schon führte, zum ersten Male aber heute für sich, trug da ein, gab an die Dienerschaft das nöthige Geld zum Einkaufe heraus und war damit zu Ende gekommen, bis Musküllers Frau, die noch ein paar Tage lang die weibliche Oberaufsicht versehen wollte, herauskam, um an ihre Geschäfte zu gehen.

Beide grüßten sich herzlich und die wackere Frau sagte: „Nun, Herr Thummet, jetzt wirds eben doch ernst werden müssen, daß Sie für den Gasthof auch eine tüchtige Gastwirthin besorgen?"

„Nennen Sie mich doch Leonhard, wie bisher und dutzen Sie mich; es geschieht mir weh, wenn Sie auf einmal so fremd mit mir thun;" sprach Leonhard ausweichend.

„Nun, wenns so sein soll, so will ichs so halteg," sagte die Muskküllerin; aber Du weichst mir aus und s'ist doch mein Ernst, denn so kanns auf die Länge nicht gut thun. Samstag wollen wir fortziehen; nun, hast dich denn schon besonnen, wer Dir's Haushalten führt?"

„Dafür ist gesorgt," sprach Leonhard, „vor der Hand wird Faets Alte Ihre Stelle versehen, die ist genau, versteht die Küche und meints gut mit mir."

„Weißt's gewiß?" sagte die Musküller zweifelnd.

„Das weiß ich ganz gewiß" sprach Leonhard ernst.

„Aber wie thut das gut? die alte Frau kann doch nicht jeden Tag von der Veste herablaufen?“

„Auch dafür ist gesorgt“ sagte Leonhard; „im Hinterhause will ich den zwei Alten das kleine Quartier herrichten lassen. Sie suchten ohnehin eine Wohnung und da ists mir und ihnen so ganz gelegen. Ich will eben hintergehen, mich umschauen und den Tüncher rufen lassen, daß er es ihnen sauber herrichte.“

Muskällers Frau lächelte und sagte: „Nun, so mags einstweilen gehen. Allein lang thuts nicht gut; also sorg bei Zeiten, das du eine rechte Frau bringst, denn nur Jung und Jung zieht gut zusammen!“

Leonhard ging und sann über die Worte der Hausfrau nach. Er kam in das Quartier, es war alles gut da und bequem; nur der Tüncher hatte zu arbeiten und der Töpfer am Ofen. Er sendete nun den Laufburschen nach beiden und binnen zwei Tagen war alles zu Faets Aufnahme in guten Stand gesetzt. Leonhard ließ dann den Hausrath der Alten auf seinem Zufuhrwagen herunter schaffen, holte Abends, nachdem er selbst bei der Einrichtung geholfen, den lahmen Faet mit seinem Wägelein ab und schaffte ihn herunter in seine neue Wohnung, wo sich dieser gleich sehr behaglich fühlte. Er hatte ausgeruht und humpelte noch des Abends mit seiner Krücke und dem Stock zu Leonhard in die Wirths-

stube vor, was ihm leicht war, da er keine Treppe zu steigen hatte.

Am folgenden Tage war der gerichtliche Termin zur Ueberschreibung des Hauses an Leonhard anberaumt. Es war das bald geschehen und damit war auch die letzte lästige Förmlichkeit für Leonhard vorüber.

Samstags darauf zogen die Muskküllers fort. Es gab da noch einen harten Abschied für unsern Freund; es war ihm zu Muthe, als verließen Vater und Mutter das Haus und mit ihnen wiche manches traute zarte Band, das ihm in diesen großen einsamen Räumen den Aufenthalt lieb und werth gemacht. Er sah sich jetzt von Fremden umgeben, von Leuten, die ihm fremd gegenüber standen. Zwar besorgte noch die alte Kochfrau die Küche; zwar schaltete bei den Pferden im Stalle noch der alte Hans, früher Leonhards Gönner, der jetzt durch den raschen Wechsel der Verhältnisse sein Untergebener geworden. Aber die beiden alten Leute waren seit Leonhards Kauf wie verändert; die alte trauliche Herzlichkeit brach zwar, wenn er mit ihnen ganz in der alten Weise sprach, zuweilen noch durch; aber es war nur, wie kurze Sonnenblicke durch den herbstlich bewölkten Himmel und bald wieder stellte sich eine gewisse Scheu ein, die sich Leonhard durch nichts enträthseln konnte.

Leonhard hatte vier große Fuhren Heu gekauft und eben an die Landleute, welche sie gebracht, be-

zahlt. Hans hatte das Heu besorgt und wiegen lassen. Die Bauern waren fort und Leonhard und Faet saßen nach Tisch einsam bei einander. Es mochte dem jungen Mann heute besonders schwer ums Herz sein und er fühlte das Bedürfniß, sich gegen den Alten auszusprechen, denn er begann:

„Ich weiß nicht, ob ich es richtig bemerke, oder obs mir nur so vorkommt; aber es scheint mir, die alten Leute, die bei mir dienen, sind nicht mehr so aufrichtig mit mir, als früher, wie ich noch Schaffner war.“

„Warum?“ sagte Faet und horchte auf.

„Es ist die alte Herzlichkeit nicht mehr da; wenn sie mit mir reden, so sind sie so ernst, fast besorgt, als fürchteten, sie von mir hart angelassen zu werden. Wie nenn ich nur das? Mir ists doch nicht so ums Herz! Ich bin der Alte gegen sie und drum ists mir leid, wenn sie nicht mehr so gegen mich denken.“

Faet brummte und sprach: „Thun's denn ihre Schuldigkeit nicht mehr, wie sonst?“

„Ja doch!“ sagte Leonhard.

Was kümmern dich dann ihre Gesichter“ brummte der Alte, „hab' mein Lebtag nicht auf so was gemerkt, wenn nur die Leute ihre Schuldigkeit thaten.“

„Ei ja“ sagte Leonhard, „ich seh gar sehr drauf. Mir ist das Gesicht der Spiegel des Herzens. Geschieht, was ich will, mit freundlicher Miene, so mein ich, wirds besser, als wenn die Leute

finster drein sehen, als ob sie alles nur verdrossen thäten."

„So thu sie weg, wenn sie dir nicht taugen. Andere Leute werden auch andere Gesichter machen;" sprach der Alte.

„Nicht doch" sagte Leonhard, „das wäre mir leid. Sie wissen ihre Sache genau und thun sie recht; nur mein ich, sie thuns für mich nicht mehr so gern, als für Musküller."

„Hoho!" brummte der Alte und horchte auf.

„Ja, jetzt ists mir klar, wie ich glaube. Es ist ihnen nicht recht, daß ich jetzt da der Herr bin."

„So? Neid?" sagte Faet.

„Das glaub ich nicht gerade; nein, sie gönnen mir's schon, aber ich weiß nicht!"

„Sie waren sonst deines Gleichen und ärgern sich drüber, daß'd jetzt der Herr bist," sagte Faet und lachte nach seiner Weise; „ja, so sinds, die Menschen."

Leonhard schwieg und es wollte ihm doch nicht scheinen, als ob Faet so ganz recht hätte, denn sein Herz glaubte an keinen Neid. Er kannte die Menschen noch nicht.

„Wenn's so wäre, was thäte ich dann?" sagte er endlich.

„Heirathen," sprach Faet.

„Wie, das sollte helfen?"

„Das hilft," sprach der Alte.

„Wie da?" fragte Leonhard und lachte.

Na, du lachst? Heirathen mußt! Kommt eine Frau ins Haus, so kriegt die Magd eine Herrin. Ich kenn das. Die Weiber lassen sich von den Männern alle nicht gern regieren und am allerwenigsten von 'nem Junggesellen. Heirathen mußt; dann haben's vor dir Respekt."

„Das ist bald gesagt" sprach Leonhard.

„Na, besinn dich neun hundert neun und neunzig Mal drüber, endlich mußt's doch thun. Sollte mich doch wundern, bist ein junger stattlicher Bursch, hast dich denn noch nach gar nichts umgesehen?"

Leonhard erröthete und schwieg.

Faet lachte und sprach: „Nichts vor der Zeit, aber auch nichts zu spät. Sieh, ich meins gut mit dir. Denk, ich wäre dein Vater, hast ja keinen mehr. Ich — hab keinen Sohn, aber ich seh's so an, als wärst du der meine. Schau, jetzt hast ein großes, schönes Haus; aber du spürst, daß du allein zu wenig drin bist. Es wird dir ängstlich. Du mußt dich um Dinge kümmern, die sich für den Mann nicht ziemen. Ein Mann ohne Frau ist wie 'ne Hacken (Beil) ohne Stiel. Du mußt jetzt heirathen und ein Ehemann werden. Du brauchst ein rechtschaffenes Weib, du mußt eine tüchtige Familie gründen. Also, Liendl, sag mir's, hast dich denn noch auf gar nichts b'sonnen?"

„Was thun? wohin soll ich gehen?" sagte Leonhard wie in Gedanken verloren.

„Ei, du bist mir ein schöner Hasenfuß;" sagte

der Alte lachend und doch ärgerlich dabei. Soll am Ende ich mit der Krücke für dich laufen, um Eine zu suchen? Den Kuppler machen? Da kann dir kein Mensch rathen und helfen, als du selbst und die dir rathen wollen, merk dir das! die jag gleich zum T....l. Selbst ist der Mann. Und eben deine Unentschlossenheit verräth dich. Du hast schon was im Sinn. Wie, laß hören, sag mirs!“

Leonhard schwieg lange und der alte Mann, der ihn herzlich liebte, so wenig er seinem seltsamen Charakter gemäß, durch Worte seine Empfindungen an den Tag legen konnte, sah ihm den Kampf an, den ein solches Geständniß dem jungen Mann kostete. Endlich versuchte er es noch einmal, ihn dazu aufzumuntern und sprach:

„Hör, du kennst mich; neugierig bin ich nicht. Wärs nicht zu deinem Besten, und wollt ich dir nicht rathen, fragt' ich nicht darnach. Sieh, ich bin alt und seh die Welt mit andern Augen an, als du. Mir ist mein Lebtag viel vorkommen und wenn ich gleich ein schlichter rauher Ding bin, so hab ich doch in der Welt viel gesehen und erfahren, was sich Mancher nicht träumen läßt. Wenn du schon einen Gegenstand hast, der deine Wünsche beschäftigt, so sinds zwei Fragen, die du dir selbst beantworten mußt: Paßen wir zusammen, oder nicht? und dann noch: Hab ich mich meiner Wahl vor der Welt zu schämen, oder nicht?“

„Ich hab mein Lebtag mich geplagt und ge-

spart; aber als ich mich verheirathen wollte, hab ich auf nichts anderes gesonnen und gesehen, als darauf. Ich habe meine Frau genommen; sie hat mir keinen Kreuzer Geld zugebracht; ich hab sie nicht gefragt: Hast du was, oder nichts? Ich weiß bis heute nicht, wie viele Kleider oder Wäsche mir meine Frau zugebracht hat; ich habs nicht wissen wollen; sondern ich hab blos darauf gesehen, ob wir zusammenpassen würden und ob sie rechtschaffen und brav wäre. So machs auch. Frag dich selbst, und prüfe dich, ob du die Person gern hast, ob sie zu dir paßt, ob sie häuslich, fleißig, ordnungsliebend und reinlich ist; ob ihr Charakter gut ist; ob sie deine Achtung verdient? Dann mach einmal frisch zu den Versuch, ob sich dich will, oder nicht? Will sie dich, so nimm sie, denn das Heirathen ist am Ende doch ein Glücksspiel. Will sie dich nicht, nun so wünsch Ihr Glück und Gottes Segen und geh in Frieden!"

So herzlich hatte Faet noch nie mit Leonhard gesprochen. Es lag etwas eigenthümlich Rührendes im Tone des sonst so rauhen und barschen alten Mannes und Leonhard kamen darüber die Thränen in die Augen. Die Schranke war gebrochen, er mußte sein Herz öffnen und da er sonst keinen Freund auf Erden hatte, der's redlicher mit ihm meinte und zu dem er größeres Zutrauen hatte, so begann er eine Erzählung, bei der denn nun auch seinerseits Faets die Thränen in die Augen kamen.

„Seht, lieber Vater Faet, es ist nun wohl zwölf Jahre, seitdem ich mit Euch die Reise nach Norddeutschland machte. Ich war damals ein junger fünfzehnjähriger armer Bube. Wir trafen im Herz in Erlangen einen fremden Herrn aus Pirna in Sachsen. Sein Name war Hohenthal. Es gab da einen traurigen Auftritt mit seinem Sohne, einem jungen Studenten, der leichtsinnige Streiche gemacht hatte. Alles das hörte ich mit an, auch was der junge Mann in seines Vaters Abwesenheit that und verhandelte. Ihr schliefet damals am Ofen; ich weiß noch alles, als ob's heute geschehen wäre. Später trafen wir mit dem jungen Manne wieder im Wirthshaus zum Schiff zusammen und während Ihr da mit der Wirthin handeltet, hörte und sah ich, wie der Student seinen Vater schmählich betrogen hatte und sich dessen rühmte. Auch davon habt Ihr nichts gehört und ist nichts aus meinem Munde bisher gekommen. Aber es wurde durch andere Leute dem Vater nach Bamberg geschrieben. Als wir nun durch Bamberg reiseten, sah und erkannte mich der fremde Herr wieder, ließ mich rufen und fragte mich aus, weil man ihm berichtet hatte, daß ich im Schiff gewesen und alles mit angehört. Ich wollt' es ihm anfangs nicht sagen; aber ich mußte am Ende, denn er bat mich gar herzlich und ich konnte doch rechtschaffene Leute nicht Lügen strafen. Das war von schlimmen Folgen für den jungen Mann. Als Ihr in Braunschweig spä-

ter ein paar Tage krank liegen bleiben mußtet, schicktet Ihr mich mit einem Pack Waare fort, um in der Umgegend die Zeit über zu handeln. Ich wurde in der Nähe von Wolfenbüttel von einem Gewitter überrascht, flüchtete mich vor dem Guſſe in ein Wirthshaus und traf da preußische Werber. Während ich nun dem wüsten Treiben der angeworbenen jungen Leute zusah, erblickte ich ganz hinten in der Hausflur mitten unter mehreren halb Betrunkenen einen jungen Mann in Studentenkleidung, der gar traurig sein Gesicht in den Händen verbarg. Er schien mir bekannt und als er wie in einem Anfall der Verzweiflung hinaufstürzte, um sich anwerben zu lassen, sah ich mit Schrecken, daß es der junge Hohenthal war. Den Zusammenhang dieser seltsamen Ereigniße habe ich erst später erfahren. Der Student erhielt plötzlich einen Brief von seinem Vater, worin ihn dieser verstieß, ihm das Aufhören aller Unterstützung ankündigte und ihm verbot, das elterliche Haus je wieder zu betreten. Der junge Hohenthal eilte nun nach Pirna zu seinem Vater; dieser war aber unerbittlich gegen ihn und ließ ihn durch den Hausknecht zum Hause hinaus — führen. Da eilte er bis nach Wolfenbüttel und da er hier keinen Heller Geld mehr hatte, so blieb ihm nichts übrig, als sich bei den Preußen anwerben zu lassen."

„Ich sah ihn abmarschiren, obgleich er mich nicht bemerkte und ich gestehe es, sein Schicksal rührte

mich, obgleich ich mir nicht verschweigen durfte, daß er es verdient habe."

„Als ich durch Magdeburg reiste, ließ ich mir nach Verrichtung meiner Geschäfte Zeit, die Stadt zu besehen. Ich kam durch Zufall auf den Exerzierplatz und entdeckte zu meinem Staunen unter den Rekruten — den jungen Hohenthal. Als die Soldaten einen Augenblick ruhen durften, näherte ich mich ihm, wechselte mit ihm einige Worte; aber der Korporal, der ihn exerzirte, kommandirte weiter und er durfte mich nicht mehr anhören. Dann zogen die Soldaten in die Kaserne und ich verlor den jungen Mann im Gewühl aus den Augen.

„Ihr wißt, daß mir sein Vater in Bamberg diese Uhr — ich trage sie heute noch — gegeben und mich eingeladen hatte, ihn zu besuchen, wenn mich mein Weg je nach Pirna führen würde. Ich mußte dorthin reisen, weil Ihr es mir so vorgeschrieben hattet. Darum hielt ich es für meine Pflicht, in die Kaserne zu gehen, und mich da zu bemühen, ob ich dem armen jungen Manne nicht einen Dienst leisten könnte?

Ich folgte also den Soldaten, aber der Posten am Thore verwehrte mir den Eintritt. Da es aber schon spät wurde und ich am folgenden Tage weiter reisen mußte, so fragte ich einen ältlichen vornehm aussehenden Mann, der aus der Kaserne kam, um Rath. Er examinirte mich gar scharf, was ich mit dem Soldaten zu thun hätte, zog dann eine Liste

hervor, fand seinen Namen und setzte dann sein Ausfragen weiter fort. Endlich befahl er mir, ihm in seine Wohnung zu folgen, wo ich den jungen Hohenthal sehen würde. Er ertheilte deshalb einem ihm begegnenden Unteroffizier eine Weisung. Ich kam nun mit dem Herrn in ein prächtiges Haus und erfuhr, daß er der Oberst des Regiments sei.

Was nun da vorgegangen, kann ich Euch nicht alles erzählen; ich will es ein ander Mal thun. Es war eine seltsame Fügung der Vorsehung. Der Oberst kannte nämlich die Familie des jungen Hohenthal, weil er als preußischer Hauptmann während eines Krieges lange zu Pirna bei Herrn Hohenthal im Quartier gelegen war. Er erinnerte sich der beiden Kinder im Hause noch sehr wohl und war als Zeuge am Sterbebette ihrer Mutter gewesen. Ihr könnt Euch nun nicht vorstellen, wie scharf er mit dem jungen Hohenthal redete, als dieser bei ihm erschien. Ich war, ohne daß er mich sehen konnte, in einem Nebenzimmer Zeuge des ganzen Gespräches. Nie, in meinem Leben nie, werde ich diesen Abend vergessen. Er bereute wirklich, was er verschuldet und man merkte an seinem ganzen Betragen, daß er kein ganz versunkener Mensch war.

Der Obrist erlaubte ihm, mit einem Unteroffizier an demselben Abende bis zehn Uhr bei mir zu bleiben. Er schenkte zu diesem Ende dem uns begleitenden Soldaten Geld und mir gab er einen Thaler. Wir redeten den ganzen Abend von seinen

Schicksalen. Ich versprach ihm, zu seinem Vater zu gehen und in seinem Namen denselben um Verzeihung zu bitten. Zu diesem Ende nahm ich auch einen Brief an Herrn Hohenthal mit. Um zehn Uhr begleitete ich ihn nach der Kaserne. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört."

Als ich nach Pirna kam, war es mein Erstes, das Haus des Herrn Hohenthal aufzusuchen. Es war nicht schwer, dasselbe zu finden, weil er vielleicht der wohlhabendste Mann im ganzen Städtchen ist, ein reicher Fabrikant, der noch überdies eine großartige Spinnerei eingerichtet hat. Ich traf den Herrn Hohenthal nicht —"

„Nun, wen trafst du denn?" fragte Faet, als Leonhard längere Zeit schwieg.

„Nun, Vater Faet — ich nenn Euch heute zum ersten Male so —"

„Nur herzhaft zu," sagte der Alte, ohne sich seine Rührung merken zu lassen, obwohl er dann heimlich mit der Hand über seine kleinen grauen Augen fuhr.

„Ich traf da Herrn Hohenthals Tochter, ein Frauenzimmer von etwa siebenzehn bis achtzehn Jahren. Sie nahm mich armen Burschen, der ich in meinen schlechten schmutzigen Reisekleidern zu ihr kam, auf das Liebreichste auf, ließ mich an ihrem Tischchen in ihrem schönen Zimmer speisen, plauderte mit mir den ganzen Tag und ich hatte so Gelegenheit, sie genau kennen zu lernen, denn sie mochte es

wohl wegen meiner Jugend nicht hinter mir suchen, daß ich sie so aufmerksam beobachtete. Vater Faet, sie führte das Hauswesen ihres Vaters mit einer Ordnung und Uebersicht, die ich bewunderte. Ihr gehorchte alles voll Achtung und Liebe, wie ich gleich sah. Ich hatte bei Euch kennen gelernt, was Hausordnung ist und was dazu gehört, eine solche herzustellen und im Stande zu erhalten. Aber auch ihr Aeußeres und ihr Benehmen war anständig und schön. Ach, Vater Faet, ich hatte noch nie ein solches Frauenzimmer kennen gelernt und ich konnte sie bis heute nicht vergessen, ich werde es nie können. Eine solche Frau wünschte ich mir! Wenn mich Gott so lieb hätte, mir eine solche Gattin zu bescheren, ich wollte sie auf den Händen tragen und alles thun, was in meinen Kräften stünde, um ihr das Leben zu erheitern. — Seht, Vater Faet, das steckt mir im Kopfe und das ist der Grund, warum ich mich nicht überwinden kann, ein anderes Frauenzimmer anzusehen! —"

„Blitz!" rief der Alte bei dieser überraschenden Entdeckung und schlug die Hände zusammen. So was hatte er freilich nicht zu hören erwartet.

Es entstand eine sehr lange Pause und Faets Gesicht nahm wie das Leonhards einen immer traurigeren Ausdruck an.

„Ei, ei, Liendl" sprach endlich der Alte, „das ist eine traurige Geschichte, und ich meine, wie ich dich kenne, es wird dir schwer zu helfen sein."

Leonhard verbarg das Gesicht in den Händen, um seine Empfindungen zu verbergen und Faet fuhr fort: Das ist ein Traum, dem du nachhängst. Wenn dieses Frauenzimmer so war, wie du sie schilderst, so ist sie gewiß längst verheirathet, denn einem so vorzüglichen Mädchen fehlts nicht lange an einem braven Mann. Wenn sie aber auch ledig wäre, so würde sie keine Frau für dich sein, Liendl. So feines zartes Zeug taugt nicht in deine Wirthschaft — nimm mirs nicht übel! Auch wäre sie jetzt zu alt für dich, denn meiner Rechnung nach wäre sie ja wohl schon an die dreißig. Sollte sie aber wirklich so lange unversorgt geblieben sein, so müßt's einen Hacken mit ihr haben —"

„Halt, Vater Faet, sagt das nicht!" sprach Leonhard, den diese Aeußerung verletzte, rasch.

„Ja, ich sag's keck!" sprach der Alte, „du verstehst das nicht, wie ichs meine und kennst überhaupt die Welt viel zu wenig, weil du kein „Weltkind" bist. Das mußt' dir aus dem Kopf schlagen. Sieh, bisher wars vielleicht gut, dieser Traum, mit dem du immer umgegangen bist. Aber jetzt darfst nimmer träumen, jetzt wach auf, schau dich um, sieh doch einmal anderen Frauenzimmern auch ins Auge. Es gibt bei uns auch brave Mädchen, wenn man — leider Gotts! — auch mühsam nach ihnen suchen muß. Sei nur kein solcher Narr, daß'd denkst, alle Pferde müssen weiß ausschau'n, wenn sie zum Zug taugen sollen, weil du einmal einen Schimmel

gut hast zieh'n sehen. Das ist — nimm mir's nicht übel — eine Grille von dir. Frisch, geh' einmal hin, wo du Gesellschaft von jungen Frauenzimmern findst. Jetzt ists Zeit, sonst könntest mir gar versauern. Gefällt dir Eine, so frag ihr nach, wie es mit ihr steht. Meine Alte geht dir da an die Hand, denn das ist eine Weibersache. Und ich geb dir mein Wort, es ist nicht Nein, was man dir zur Antwort gibt, du magst anklopfen, wo du willst."

Leonhard schüttelte den Kopf traurig und sprach: „Dieser Gedanke an dieses Frauenzimmer war bisher mein Leitstern und hat mir die Kraft gegeben, alles zu thun, alles zu ertragen, und standhaft auszuharren. Durch diesen Gedanken kam ich auf den, mich zu bilden, mir Kenntniße zu erwerben, zu sparen, und allem Vergnügen, das sonst die jungen Leute sich erlauben, abzusagen. Ich weiß nicht, wie es in Tanzsälen aussieht, ich habe die Musik nur von Ferne gehört; ich hielt es für meine Pflicht, blos zu arbeiten, zu sparen und mir jede Lust zu versagen, um mir eine Stellung in der Welt zu erringen, in der ich mich nicht zu schämen hätte, wenn ich um ihre Hand anhielte. Zwölf Jahre lang — Vater Faet — hat mich diese Hoffnung glücklich gemacht. Nehmt mir sie und was bin ich dann?"

„Potz Blitz!" sagte der Alte zornig, „so ist der Mensch! Er bildet sich was ein, und meint, es müsse so nach seinem Kopfe werden, und müsse dar-

über die Welt aus ihren Angeln gehen. Liendl, Liendl, für das hab ich dich nicht angesehen!"

„Ists denn unrecht, Vater Faet," sich ein Glück zu ersehnen, einen Menschen, den wir achten und lieben müssen, weil er es wegen seinen guten Eigenschaften verdient, hochzuschätzen? Wie? Ihr verdenkt mirs, daß ich mir diese Person als Gattin wünsche? Ihr nennt es eine Grille, daß der Gedanke an sie mir die Kraft gab, es so weit zu bringen, wie ich jetzt bin? Sie war der gute Engel, der mich bisher vor allen Irrwegen bewahrt hat. Ich habe an sie geglaubt, ohne daß sie oder ein Mensch in der weiten Welt es ahnete; und Ihr zürnt mir, daß ich an dem Tage, wo ich um ihre Hand anhalten wollte, um endlich zur Erfüllung meiner geheimsten und sehnsüchtigsten Wünsche zu kommen, nicht an meinem Glauben irr werde?"

„O Blitz! wer hat so was erhört? So was, hätte ich geglaubt, könnten nur die Kalendermacher von so einem Hans Hagel in die Welt hinein schreiben." (Herrn Faets Kenntniße von der Literatur seines Vaterlandes beschränkten sich gänzlich auf die geistreichen Novellen, die in den Nürnberger Kalendern zur Raumausfüllung abgedruckt wurden.)

Der Alte war außer sich. Von einer so anhaltenden Tiefe einer innigen Empfindung für einen verehrungswürdigen Gegenstand hatte er freilich keine Idee. Er war durch und durch praktisch, darum fast ohne Gefühl und was er für Leonhard

empfand, war vielleicht die einzige freundliche Neigung, die er außer zu seiner wackern Gattin je in der Welt für einen Menschen empfunden. Der Blick, den ihn Leonhard in seine Seele hatte thun lassen, verwirrte nun den alten rauhen Mann. Er sah da keine Möglichkeit, zu rathen und zu helfen. In seinen Augen war ein solches Sinnen Thorheit und es war viel, daß er nicht wie ein Gewitter scheltend losbrach. Doch aber imponirte ihm eine solche Treue des Herzens, ein solches Ausdauern einer Liebe, die still verborgen mit dem jungen Manne groß gewachsen war und sich für den fernen Gegenstand seiner Neigung ausgebildet hatte, als stünde er täglich mit demselben in Verbindung, tausche Worte um Worte, Gefühle um Gefühle. Es war das etwas Wunderbares und Faet hatte Verstand genug, eine Idee zu ehren, die seinen Günstling gehoben und, wie er selbst gestand, zu etwas ganz Anderem gemacht hatte, als er sonst seinem Stande, seiner Erziehung und seinem Umgange nach geworden wäre. Freilich besaß er nicht Bildung genug und Einsicht, um alles dieses einzusehen; aber er begriff, daß er hier weder Ursache noch Recht zum Schelten hätte; er sah ein, daß Leonhard aus einem Stoffe geformt wäre, der sich weit über seine niedern Verhältniße hinausringen wollte und dies brachte ihm so viele Achtung bei, daß er kein hartes Wort zu sagen wagte.

Ihr Glücklichen, die ihr durch die Gunst der

Verhältniße auf einen Standpunkt erhoben waret, der Euch alle Kämpfe, die unser armer Freund Leonhard zu durchstreiten hatte, verhütete und dennoch Gemüth genug besitzet, um für einen Eurer Mitmenschen, der sich mühsam aus der Tiefe empor rang, Mitgefühl zu hegen; ihr werdet Leonhard verstehen.

Faet dachte lange nach; endlich sprach er: „das ist seltsam; doch ich kann nichts drüber sagen. Du bist mir über'n Kopf gewachsen und mußt selbst wissen, wie du hältst, was dir frommt und wie du dir hilfst. Ich bin ein alter schlichter Mann; über solche Dinge kann ich nichts sagen. Aber lange so herumträumen macht den Kopf wirr und das Herz matt. Ich hab das mein Lebtag nicht leiden mögen. Du hast jetzt ein Haus und brauchst 'ne wackere Hausfrau. Mich gemahnts, hat dich unser Herrgott so weit kommen lassen, wirds nicht geschehen sein, daß dir's am Ende am Besten fehlte. Dazu schau ich jetzt das Ding von einer andern Seite an. Ich hab' was Neues an dir gemerkt und wenn sich das so fortbildet, so wirst du als ein Fuhrmannswirth nicht sterben. Wer weiß, was dir bestimmt ist? Freilich dacht' ich in der Sache anders; ich meinte, eine Frau so nach Art der meinigen, als sie noch jung war, noch ein wenig hübscher meinetwegen, daß Ihr besser zusammen passet, das wäre dein Bedürfniß, darnach solltest trachten. Aber, wie gesagt; jetzt seh' ich die Sache in einem andern

Lichte, weil du mir eins aufzündest, das ich freilich nicht bei dir gesucht. Nun, unser Herrgott geb seinen Segen dazu; wenn dir nur nicht was recht Trauriges bevorsteht!"

„So meint Ihr also, ich sollte jetzt ins Reine zu kommen suchen?" sagte Leonhard hochaufathmend, obwohl ihm Facts letzte Reden nicht gefallen hatten.

„Hör, in der Welt gibts zwei Dinge, die richten den Menschen zu Grunde, wenn er nicht darnach greift, um sich so schnell als möglich von ihnen zu lösen," sagte der Alte ernst. „Das erste ist die Ungewißheit; die macht den Kopf wüst, daß er keinen gescheidten Gedanken mehr fassen kann, hindert alle Arbeit, macht, daß nichts gelingt, daß man zu nichts rechte Lust und Freude hat. Das zweite ist die Unentschlossenheit und das ist das Allerschlimmste, ich will nicht sagen, warum? denn sonst würde ich dich ärgern, und das will ich nicht. Wär ich an deiner Stelle, so spannte ich mir einen Gaul, der recht wacker laufen kann, ein, und in zwei oder drei Tagen müßt ich wissen, woran ich bin."

Leonhard schwieg und sann nach. Der Alte beobachtete ihn eine Zeit lang und fuhr dann fort: „Wär's dann so, wie ich wünschte, so würde ich an deiner Stelle sehen, was ich thun könnte. Fände ich solche Verhältnisse, daß ich nichts zu erringen vermöchte, oder käme ich zu spät — nun, so dächt' ich: wie Gott will! wendete frisch wieder um und nähme mir vor, die ganze Sache zu vergessen. Es

kann nicht so gehen, wie wir kurzsichtigen Menschen es uns vorstellen. In der Welt gilt ein anderes Gesetz, als das unserer Wünsche und Begehrlichkeit und — soll ichs heraussagen?"

„Ja, Vater!" sprach Leonhard und verbarg die Thränen nicht mehr, die über seine Wangen rollten.

„Es ist eine Sünde, wenn wir erzwingen wollen, was Gott uns durch klares Nachdenken über die Sache als eine ganz außerordentliche Unmöglichkeit erkennen läßt;" sprach der alte Mann erschüttert von dem, was er selbst sprach.

Eine tiefe Stille war eingetreten; die beiden Männer verstanden einander jetzt nnd Jeder hatte in dem Andern etwas gefunden, was er bisher nicht hinter ihm gesucht. Faets Gattin kam jetzt herein, um Leonhard was zu fragen. Sie wunderte sich über den trüben Ernst ihres Mannes und über Leonhards Aussehen, der seine Angegriffenheit und weiche Stimmung nicht verbergen konnte und sprach:

„Was gibts? Ist dir ein Unheil begegnet?"

„Nichts, Alte," sprach Faet, wir haben nur von etwas geredet, das in diesem Hause wohl kaum noch vorkam."

„Hm, der sieht aus" — sie deutete mit mütterlicher Besorgniß nach Leonhard — „wie Einer, dem's beim Anfang schon zerrinnen will. Sagt mir's doch! wenn ich den ansehe, wird mir himmelangst."

„Gute Mutter“ sprach Leonhard, „ich hab allerdings was vor, das mir schon halb zerronnen scheint und doch kann ichs nicht unterlassen, weil mein ganzes Lebensglück davon abhängt. Wenn Ihr Morgens oder Abends betet, so schließt mich in Euer Gebet ein. Ich will Euch jetzt verlassen, denn ich darfs keinen Augenblick länger anstehen lassen. Ich laß Euch Haus und Hof. Sorgt mir für das da oben; dem Hanns will ich die Aufsicht über den Stall übergeben. In vier oder fünf Tagen denk ich, wills Gott! wieder da zu sein.“

Er traf nun seine Anordnungen, damit nichts fehle, so lang er ausbliebe. Dann ließ er, ob es schon beinahe drei Uhr Nachmittags war, sein leichtes Wägelein bespannen, den Koffer darauf binden und nahm unterdeß von Faet und seiner Gattin Abschied.

„Nun, wohin willst heute noch?“ sagte Faet besorgt.

„Nach Stierberg zu Mutter und Bruder,“ sagte Leonhard, „ich hab sie seit drei Jahren nimmer gesehen. Was ich thue, soll meine Mutter vorher wissen; ich will, kann sie mir gleich nichts rathen und helfen, ihr es doch vorstellen. Ich mein, es ist dann eher ein Segen dabei!“

„Wissen's denn droben schon, daß Du den Schwan gekauft hast?“

„Das habe ich an dem nämlichen Tag meiner Mutter geschrieben;“ sagte Leonhard. „Und nun,

in Gottes Namen, lebt wohl!" Er reichte den zwei Alten gerührt die Hände, ging dann rasch und eine halbe Minute später hörte man das Wägelein davon rollen.

„Was ist denn das alles?" sagte Faets Frau mit bedenklicher Miene.

„Er fährt nach Sachsen," sagte der Alte brummig.

„Wie? wohin?"

„Nach Pirna in Sachsen," sprach der Alte voll Unmuth und runzelte das kleine Gesicht in so erstaunlich viele Falten, daß seiner Frau das weitere Fragen verging und daß sie mit dem Ausruf: „O du unfläthiger Ding!" wie ein Pfeil zur Thür hinausschoß.

Die Reise nach Pirna. Leonhard erhält Aufklärungen in einem Gasthofe.

Am zweiten Tage rollte Leonhards Wägelein spät Abends in das Thor eines Gasthofes, des einzigen bedeutenden in dem sächsischen Orte Dippoldiswalde, wohin er von Freiberg aus gefahren war und wo ihn die alleräußerste Ermüdung seines trefflichen Pferdes zu übernachten zwang.

Es war schon spät, aber er traf da dennoch eine sehr zahlreiche Gesellschaft, die bei seinem Erscheinen ihre Unterhaltung unterbrach. Der gefällige Wirth fragte nach Leonhards Bedürfnißen und

lud dann den stattlichen jungen Mann ein, an der Tafel bei den übrigen Gästen Platz zu nehmen.

Es ist das in den mittel- und süddeutschen Gasthöfen eine gar schöne Sitte, daß die Fremden mit gebildeten Bewohnern der Orte sich während ihres Aufenthaltes zusammenfinden und so überall mit Leichtigkeit Bekanntschaften anknüpfen können und dient dieser angenehme Gebrauch nicht allein dazu, den Reisenden die unfreundliche Seite ihrer Lage vergessen zu machen, sondern es erleichtert auch den Geschäftsverkehr und hat sonst noch unzähliche Vortheile für den Fremden, der durch seine Gemüthsverfassung sich zu den Menschen hingezogen fühlt.

Leonhard saß kaum eine halbe Stunde am Tische und hatte sich gesättigt, so war er schon unbemerkt in die Unterhaltung gezogen und nach den gewöhnlichen Fragen woher? wohin? folgte ein Gespräch, das bei ihm das allerhöchste Interesse erregte.

Er befand sich hier in einer Gesellschaft, die fast zum größten Theile aus Fabrikanten bestand. Sachsen ist ein gar gewerbthätiges Land schon von alter Zeit her und je weiter es bei seinem namentlich in den südlichen Theilen meist unergiebigen Landesboden und der dichten Bevölkerung hinter dem nahen fruchtbaren Böhmen und Franken zurückstehen muß, desto weiter ist es ihnen durch die weise Fürsorge seiner churfürstlichen und königlichen Regierung in der Industrie vorangeschritten.

Der Krieg, welcher damals im westlichen und südlichen Europa, wie auch auf allen Meeren der Welt wüthete, lähmte nun diese Gewerbsthätigkeit der Binnenländer und bei dem unsichern Stande der politischen Verhältniße wagte es der Fabrikant und Manufakturist nicht mehr, Geld und Credit an Unternehmungen zu setzen, deren Erfolg unter so drohenden Aussichten zum mindesten sehr zweifelhaft war.

Es ist aber mit dieser Handelsthätigkeit wie mit dem Firmamente. Wenn dort die Wolken, die befeuchtenden, ins Blau des Himmels verrinnen, schmachtet das nahrungsbedürftige Pflanzenvolk; bei zunehmender Schwüle versiegen bald die unterirdischen Vorräthe und der Ruin droht dem Ganzen.

So ist es auch, wenn der Handel, der belebende und nährende Nerv der Völker, stockt. Erst da wird man gewahr, wie er Tausenden und abermal Tausenden die Bedingung ihrer Existenz ist, wie er unglaublich große Summen in gewerbtreibende Gegenden zieht und wie dieselben, obgleich in kleine Theile zerfließend, dennoch einer großen Anzahl von Menschen die tägliche Nothdurft gewähren.

Es werden dann Versuche gemacht, den Arbeitern ihr Brod zu sichern; hochherzige Menschen opfern Tausende, um zu helfen, während der Selbstsüchtige unbekümmert um die allgemeine Noth sein Pfund vergräbt und lieber täglich von dem Kapitale selbst schöpft, als dasselbe in Hoffnung auf Eröffnung neuer Aussichten in Spekulationen anzu-

legen. Die Regierungen kommen der Thätigkeit der Bemittelten im Volke zur Abwehr der steigenden Noth unter den produzirenden Volksklassen zu Hilfe; es werden tausend wohlgemeinte Rathschläge vergebens gemacht, tausend Vorschläge ersonnen; — allein alles ist vergebens; es genügt nicht, es sind nur Tropfen in den heißen Sand. Da kommt der Handel wieder in Zug und in wenigen Wochen ist alle Noth vergessen, die alten günstigen Verhältnisse treten beglückend wieder ein, das Verlorne wird doppelt wieder ersetzt.

Eine solche Zeit war damals; ach, sie war sehr schlimm! Leonhard hörte verwundert im Kreise dieser ihm fremden Männer dieselben Klagen, wie er sie oft daheim im gewerbthätigen Nürnberg vernommen; nur war in diesem Lande die Noth bei den höher stehenden Preisen der Lebensmittel, bei den schwereren Lasten des Krieges und der Einquartirungen doppelt so groß. Bald ward auch der Mittel gedacht, um dieser Noth zu steuern und man erwähnte hier rühmend des Verhaltens einiger sehr bemittelter Fabrikanten und unter diesen wurde mit großer Auszeichnung der Name „Hohenthal in Pirna" laut.

Einer der angesehensten Männer sprach von ihm; seine Erzählung erregte große Aufmerksamkeit. „Ich war dort, um mich zu überzeugen, sprach er; aber ich fand mich recht getäuscht; die Fabrik ist trotz alles Mangels an Bestellungen total besetzt, es

ist kein feiernder Arbeiter dort, die Löhne sind ungeschmälert, das Geschäft im vollsten Gange."

„Mein Gott, der Mann richtet sich zu Grunde!" sagte ein kleiner dicker Herr, der, wie es schien, über diese Angaben höchst betroffen war.

„Kennen Sie Herrn Hohenthal?"

„Ei freilich, stehen wir doch lange schon mit einander in Geschäftsverbindung. Es wird in unserer Färberei für das Haus gearbeitet."

„Die Frage ist, wohin mit diesen Waaren?" sagte ein älterer Mann.

„Es kann nichts versendet werden; wir haben seit 8 Wochen keinen Ballen von Hohenthal spedirt;" sprach ein Anderer.

„Warum sagten Sie denn vorhin, daß Hohenthal zu Grunde gehen müsse?" wendete sich der erste Sprecher wieder an den kleineren Mann, der diese Befürchtung ausgesprochen.

„Weil ich Einsicht in den Geschäftsbetrieb habe;" sprach dieser. „Ich weiß, daß Hohenthal wöchentlich mit seiner Anlage und den Löhnen so wie den einlaufenden Contos von Färbereien u. s. w. fast 12000 Thlr. ausgibt."

„Das wäre imposant! kaum glaublich!" sprach ein hagerer Mann, der neben Leonhard saß.

„Mein Gott, das ist mir sehr glaublich. Sie machen jetzt lauter Leinen, sowohl weiße, als farbige, wozu Hohenthal trotz der hohen Preise die Stoffe noch überdies aus Schlesien bezieht. Ich habe mich,

wie ich vorhin schon sagte, selbst überzeugt. Meine Herren, Opfer sind nöthig; der Arbeiter kann sie von uns fordern; wir sind sie ihm schuldig. Aber richten wir uns für ihn zu Grunde, so wird er am Ende am schlechtesten dabei wegkommen.“

„Pah, Hohenthal hat ein wohlbegründetes Geschäft, ungeheure Vorräthe. An Baarem kann es nicht fehlen und sein Credit ist unerschütterlich,“ sagte ein jüngerer Mann. „Wer weiß, was dahinter steckt, am Ende die Regierung, denn hört Hohenthal auf, so muß halb Pirna verhungern.“

„Ich bezweifle sehr, daß die Regierung im Spiele ist. Hilft sie dort, so hat sie dieselben Pflichten auch gegen uns zu erfüllen. Ja, im Gegentheil, der große Fabrikant kann ihre Unterstützung noch weniger in Anspruch nehmen, als der kleine;“ sprach der hagere vorhin erwähnte Mann grollend.

„Lassen wir das, meine Herren und bleiben wir bei der Sache. Was glauben Sie wohl, kann ein Geschäft unter solchen Verhältnissen und bei so ungeheuern Baarauslagen ohne den mindesten Absatz fortbestehen?“ sprach der kleine dicke Mann, der sich als den Besitzer einer Färberei kundgegeben hatte.

„Ich kenne das Hohenthal'sche Geschäft, mein Herr,“ sagte der Berichterstatter, „und ich will Ihnen mehrere Anhaltspunkte geben, da ich Ihre Frage nicht mit Ja, aber auch nicht mit Nein beantworten kann. Hohenthal ist ein äußerst thätiger Mann.

Er führt mit seiner Tochter ein Hauswesen, das wir uns alle zum Muster nehmen können. Wahrhaftig, ich glaube, ein wohlbezahlter Arbeiter lebt besser, als er. Dabei hat er eine große Umsicht. Er fing klein an, und schritt nur sehr allmählich vorwärts, bis er seinem Geschäfte die wirklich staunenerregende Ausdehnung gab. Er hat von jeher bei seinen Einkäufen und Spekulationen Glück gehabt, das ist bekannt. Seine Vorräthe sind ungeheuer groß, da er stets mehr kaufte, als er verarbeiten ließ. In den letzten Jahren hat er seine Baumwollenvorräthe direkt über die See bezogen und er muß nun ungeheuer gewinnen. Es ist mir nicht bewußt, daß er je bei einem Falliment erheblich in Schaden gekommen wäre. Seine Leute sind aber verschwiegen und über den Stand seines Geschäfts lassen sich nur aus ungeheuern Versendungen Vermuthungen anknüpfen; aber diese liefern denn nun auch das Ergebniß, daß Hohenthal bis jetzt einer der reichsten sächsischen Fabrikanten ist und daß er *fest* steht."

„Gut, dieses räume ich Ihnen ein; aber ich zweifle nicht, daß er bei seinem jetzigen Verfahren sich ruinirt; man kennt das;" sagte der hagere Mann.

„Wie stark ist denn seine Familie?" sagte der kleine dicke Herr.

„Er ist seit vielen Jahren Wittwer und hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Von seinem Sohne habe ich lange nichts gehört; er stu-

dirte auf auswärtigen Universitäten. Was aus ihm wurde, ist mir unbekannt. Seine Tochter lebt bei ihm und führt ihm das Hauswesen."

„Ist sie schon bejahrt?" fragte ein junger Mann, der an der entferntesten Ecke des Tisches saß.

„Nein; ich hatte das Vergnügen, sie zu sprechen. Sie ist zwar acht und zwanzig Jahre, wie sie mir selbst versicherte; man sieht ihr das aber nicht an, und hält sie für weit jünger."

„Wie sieht sie denn aus?"

„Eine Dame von eben so großer Schönheit als Bildung und einnehmendem Wesen. Sie soll verlobt sein. Allein als ich ihr dazu meine Gratulation machte, versicherte Sie mir, es sei ein leeres Stadtgespräch."

„So schön, so reich, so jung und nicht verlobt? Das ist wieder kaum glaublich!" rief eine Stimme.

„Es ist seltsam, ich gestehe selbst, daß ich mich darüber wundere, denn die Dame steht nahe an der Grenze der Jahre, wo die Gelegenheit für junge Frauenzimmer, sich verehelichen zu können, aufzuhören pflegt.

Es entstand eine lange Pause; Niemand erwiederte etwas auf diese Bemerkung. Unsere Leser können sich den Eindruck vorstellen, welchen dieses Gespräch auf unsern Freund Leonhard hervor brachte; er ist unbeschreiblich, seine Gefühle wurden im höchsten Grade peinlich erregt, nicht minder aber den-

noch seine Neugierde. Vergebens bemühte er sich, seine Erregung zu verbergen und als einer der neben ihm Sitzenden einem Andern zuflüsterte: „Mit diesem Frauenzimmer muß es eine ganz besondere Bewandtniß haben, sonst wäre sie längst verehelicht," stand er rasch vom Tische auf und ging hinaus ins Freie, um seinen Empfindungen Luft zu machen.

Sein Benehmen fiel Niemanden auf. Man hielt ihn für einen Fremden und kein Mensch konnte das Mindeste von den nahen Beziehungen ahnen, in denen dieser ernste, stattliche, junge Mann zu jenen Personen stand, um die sich die letzte Unterhaltung gedreht hatte.

Beschäftigen wir uns einen Augenblick mit dem Seelenzustand unseres Freundes. Er steht im Hofe des Gasthauses, durch einen Vorsprung der Mauer vor Jedermann verborgen. Er ringt die Hände und stöhnt leise: „Mein Gott, mein Gott!" Der Blick, den er durch die an der Tafel erhaltenen Andeutungen in die Verhältniße der Hohenthal'schen Familie gethan hat, lernt ihm einen für ungeheuer gehaltenen Abstand zwischen ihm und ihnen kennen. Er sieht, daß alles, was er bisher gehofft und sich ersonnen, auf unhaltbaren Voraussetzungen beruhte, die vor der Wirklichkeit in Nichts zerrinnen. Er ist enttäuscht und Faets Worte: „Binnen zweimal 24 Stunden müßte ich wissen, wie ich dran wäre," fallen ihm jetzt wieder ein. Er ist genug Träumer, um alles Weh einer plötzlichen Enttäuschung durch

die sein langjähriges schönes Traumgebilde plötzlich und vollständig vernichtet wird, tief zu empfinden, aber dennoch hat er gesunden Verstand genug, um, wie man öfters sagt, durch Thränen über sich selbst zu lächeln. Er kämpft nun seine Empfindungen mit der Gewalt eines besonnenen Mannes nieder, der sich vollkommen selbst beherrscht und überlegt noch einen Augenblick, ob es nicht besser sei, am folgenden Tage gleich wieder nach Hause zu fahren, als ihn der Zufall zum unfreiwilligen Zeugen einer geheimen Unterhaltung zweier Tischgäste macht, durch die neue und noch schärfere Streiflichter auf jene von ihm so hochgeschätzten Personen fallen. In seiner Nähe lassen sich nämlich Tritte vernehmen; dann beginnen zwei Männer ein mit dumpfer Stimme geführtes Gespräch, dessen Anfang Leonhard nicht hören kann. Allmählich aber werden die Sprechenden lauter und Leonhard versteht nun: „Sehen Sie sich also vor. Ich kann an der Tafel meine Ansichten nicht ungenirt entwickeln. Wer möchte so etwas sagen, da es nur auf Vermuthungen beruht? Aber ich weiß, daß Wechsel auf Hohenthal von Dresdener, Leipziger und Frankfurter Häusern nicht mehr angenommen werden. Sie ermessen selbst, was das zu bedeuten hat. Ich gestehe Ihnen, der Mann dauert mich; ich weiß, daß er durch und durch ein Ehrenmann ist; aber der Krieg hat ihn, wie so viele andere, zu Grunde gerichtet. So geht es immer, wenn man aus Humanität Opfer bringt, deren

Größe zu den Mitteln, die man besitzt, im Mißverhältniß steht. Das Geschäft war gut, aber die heruntergedrückten Preise machten, daß der Vortheil bei weitem nicht so groß war, als man glaubte. Ueberdies hat Hohenthal mit Aufopferung arbeiten lassen. Seine Leinenwaaren wogen stets schwerer, als die unsrigen; aber man hat ihm drum keinen Heller mehr dafür bezahlt. Das ist ein falscher Ehrgeiz gewesen, der auch mit zu seinem Ruin beitrug und ihm nichts nützte, da die Käufer es nicht verstanden, oder die höhere Güte seiner Fabrikate nicht in Anschlag brachten."

„Also das ist der Grund?" sagte eine bekannte Stimme; es war die des jungen Mannes, der gefragt hatte, ob Herrn Hohenthals Tochter schon bejahrt sei? Leonhard hatte sie ganz gut gemerkt.

„Sie wissen nun genug;" fuhr der Erste wieder fort.

„Ach! wie dankbar bin ich Ihnen; sprach der junge Mann. „Wirklich, ich hätte Lust gehabt, mich zu bewerben, da es ja doch einmal sein muß und da es mir schien, es sei ein hinreichendes Vermögen da, um allenfallsige Mackel — Sie verstehen mich! — zu übergolden. Allein nun bin ich gehörig instruirt. Adieu Parthie!"

Leonhard ballte die Fäuste vor Zorn und stieß leise die Worte hervor: „Elender Mensch!" Dann ging er in die Gaststube, verlangte nach seinem Zim-

mer geführt zu werden, grüßte höflich und war nach kurzer Zeit allein.

Am folgenden Tage rollte sein Wägelein auf der Strasse nach Pirna hin. Mit Vergnügen sah er von ferne, wenn der Weg vom Rücken einer Höhe herab den Blick nach Osten gestattete, die seltsamen Formen der Gebirge in der sächsischen Schweiz, die hohen Platten des Königsteins und seiner Nachbarn, bis er endlich nach einer langen raschen Fahrt in das Thor von Pirna um die Mittagszeit rollte.

Noch wohlbekannt mit der Stadt, da sein treues Gedächtniß ihm selbst Kleinigkeiten aufbehielt, beschloß er in demselben Wirthshause einzukehren, woselbst er früher als armer Junge einmal übernachtet hatte. Er fand hier nur noch die Wirthin am Leben. Auf seine Frage nach ihrem Manne erhielt er die Antwort: „der schlafe schon seit acht Jahren auf dem Gottesacker.“ Man betrachtete ihn mit Befremdung, da man sich seiner durchaus nicht zu erinnern wußte. Er aß zu Mittag, kleidete sich sodann rasch um, verließ das Haus und ging durch die Hauptstraße nach der Hohenthal’schen Fabrik, in deren Thore er verschwand.

Wir wollen ihm im nächsten Kapitel dahin folgen.

Erinnerungen und Herzensergüsse in der Stunde des Wiedersehens. Das Erwachen aus dem Traume.

Unsere Leser werden es nicht auffallend finden, daß Leonhard die großartigen Etablissements des Herrn Hohenthal mit einem unbeschreiblichen Gefühl betrat. Vor zwölf Jahren war er hieher gekommen als ein armer Knabe, als ein Reisender, der in der Ferne es tausendmal besser findet, als daheim. Und doch war er von den guten Menschen, mit denen ihn eine Reihe von seltsamen Zufällen damals so innig verknüpfte, herzlich empfangen worden, er hatte mit schwerem Herzen ehemals von ihnen Abschied genommen, nachdem seine wohlwollenden Absichten, einen mit Recht zürnenden Vater mit dem aufrichtig bereuenden Sohne zu versöhnen, nicht gelungen waren. Alles erinnerte ihn hier an seine dürftige Jugend, an das harte Loos, das ihn frühe hinaus gestoßen in die Fremde. Aber er verhehlte sich auch nicht, daß ihm diese schweren Uebungen seiner Jugendkraft nützlich gewesen, daß er durch den Umgang mit Menschen an Erfahrung und Selbstständigkeit gewonnen und daß eben in diesen Verhältnißen die Grundlage seines ganzen späteren Glückes enthalten gewesen war.

Er hatte sich im Laufe der Jahre erträumt, wie er manches hier anders und zu seinen Gunsten

gestaltet finden würde. Wir kennen seine Wünsche; wir wissen, wie hoch dieselben gingen und wie verzeihlich sie sind, weil er sie so geheim und innig gehegt. Es war ein schöner Traum, der mit unserm Freunde aus einem kleinen Schimmer groß gewachsen; er begann zu zerrinnen vor der Wirklichkeit, aber das Ideal blieb. Darum trat er so gerührt in dieses schöne große Haus, wie wir etwa in einen Gottesacker mit weicher Stimmung gehen, in welchem mit der lieben theuren Hülle eines geliebten Menschen uns schöne Hoffnungen zu Grabe getragen worden sind.

Die Morgensonne schien in das mächtige geöffnete Thor; hier saß auf einem Stuhle ein alter Mann von ehrwürdigem Ansehen. Trotz seiner langherabhängenden weißen Haare und seiner blöden Augen, trotz seiner in wollenen Socken steckenden Füße und der zitternden gebeugten Gestalt erkannte ihn Leonhard dennoch. Es war Wanschka, der alte ehrliche Hausknecht, die treue Seele, die so ritterlich aber mit so wenig Erfolg für den Sohn des Hausbesitzers gestritten hatte. Er hatte den Namen des alten Mannes vergessen, grüßte ihn aber herzlich. Der Alte zog sein schwarzes Sammtkäppchen ab, und wollte sich mühsam erheben. Aber Leonhard sprach: „Sitzen Sie ruhig, guter Mann."

„Mein lieber Herr" sprach der Greis, „es wäre wohl meine Schuldigkeit, aufzustehen; aber die schlimme Gicht setzt mir so zu, daß ich wahrhaftig

von Ihrer Erlaubniß Gebrauch mache. Zu wem wünschen Sie?"

„Herrn Hohenthal möchte ich bei meiner Durchreise gerne sprechen;" sagte Leonhard.

„Ei, treten Sie nur einen Augenblick hier ins Comptoir, der Herr wird gleich erscheinen, er ist wie ich glaube, in der Fabrik." Leonhard trat in das Comptoir. Der Buchhalter sah ihn, legte die Feder bei Seite, ging ihm entgegen und sprach nach achtungsvollem Gruß: „Von wem werden wir mit Besuch beehrt?"

„Mein Name ist Thummet; ich bin aus Nürnberg, woselbst ich den Gasthof zum Schwan besitze. Ich hatte die Ehre, vor vielen Jahren mit Herrn Hohenthal bekannt zu werden und halte es für meine Pflicht, ihm bei meiner Durchreise meine Aufwartung zu machen."

Der Buchhalter sah unsern Freund sehr aufmerksam an, es schien sich eine Erinnerung bei ihm zu regen und doch wagte er es nicht, nach den näheren Verhältnißen zu fragen. „Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen; Herr Hohenthal ist nur für wenige Augenblicke abwesend bei seiner Tochter."

Es enstand eine kleine Pause und der Buchhalter sah Leonhard fort und fort mit zunehmender Neugierde an. Endlich sprach er: „Wenn Sie mir verzeihen, so möchte ich behaupten, daß ich auch schon die Ehre hatte, Sie zu sehen."

„Sie irren nicht, lieber Herr, ich war als sechzehnjähriger Knabe hier, um Ihnen einen Brief vom Sohne des Herrn Hohenthal zu übergeben," sagte Leonhard freundlich.

„Ei, welche Ueberraschung!" rief der Buchhalter, „mein Gott, ja, jetzt kenne ich Sie. Aber was für ein Mann ist aus Ihnen geworden! Ich darf keinen Augenblick säumen, Sie zu Herrn Hohenthal zu führen. Wie wird er sich freuen, Sie wieder zu sehen. Wollen Sie mir gütigst folgen."

Es war Leonhard angenehm, das Comptoir verlassen zu können, da er das Ziel der Blicke aller derer war, die dort arbeiteten, eine eben so erklärliche als verzeihliche Neugierde. Die beiden Männer gingen mit einander die Treppe hinauf. Ach, hier war alles noch unverändert. Der Buchhalter fragte nach dem Prinzipal und eine Dienerin zeigte auf das Zimmer der Tochter desselben. „Sie trinken zusammen Kaffee," sagte die ältliche Magd, deren Züge unserm Freunde ebenfalls wohlbekannt waren und einen Augenblick später stand Leonhard vor Herrn Hohenthal und Frl. Amalie, die sich beide bei seinem Anblick befremdet erhoben. Verwirrt fehlte ihm die Sprache; endlich faßte er sich und sprach:

„Es ist nicht meine Schuld, geehrter Herr, hochverehrtes Fräulein, daß ich hier störend mich eindränge. Man hat mir gesagt, es könnte Ihnen erwünscht

sein, wenn ich Ihnen hier meine Aufwartung mache, statt Sie auf dem Comptoir zu erwarten. Verzeihen Sie mir deshalb gütigst."

„Mein lieber Herr, setzen Sie sich zu uns," sagte der alte Herr freundlich, indem er Leonhard einen Stuhl bot. „Sagen Sie aber jetzt gefälligst kein Wort, denn Ihre Stimme, sowie Ihre Züge scheinen mir die obwohl sehr veränderten eines alten vertrauten Freundes zu sein. Beim Himmel —" er ergriff Leonhards Hand und drückte sie — „es würde eine Sünde gegen die Freundschaftspflichten sein, müßten Sie meinem Gedächtniß erst zu Hilfe kommen." Dabei sah ihm der alte treffliche Mann unaufhörlich ins Gesicht. Frl. Hohenthal hatte erröthend einen scharfen Blick nach Leonhard geworfen und sprach sodann: „Lieber Vater, ich kenne diesen Herrn; aber es ist wenigstens zwölf Jahre, seitdem er sich nicht mehr bei uns hat sehen lassen. Soll ich dir auf die Erinnerung helfen?"

„Wie, Amalie, du willst mich beschämen?" rief Herr Hohenthal. „Nein — ha! jetzt hab ich's, es ist unser ehemaliger kleiner Safranhändler, Leonhard Thummet! Willkommen, tausendmal willkommen."

Gerührt hielten die guten Menschen sich bei den Händen und ihre Blicke flogen von einem zum andern wortlos und doch sprechender, als sie es sich mit tausend Worten hätten sagen können. Endlich rief Hohenthal, indem bei Leonhards Anblick eine

sehr verzeihliche Rührung aufstieg, mit zitternder Stimme: „Verzeihen Sie, guter Herr Thummet, einem alten Mann, der, tiefgebeugt durch Ihnen wohlbekannte Verhältniße, bei Ihrem Anblick sich der Wehmuth nicht erwehren kann.“

„Daß ich solche schmerzliche Erinnerungen bei Ihnen rege machen würde, glaubte ich freilich nicht, als ich es für meine Pflicht hielt, bei meiner Durchreise Ihnen einen Besuch abzustatten,“ sagte Leonhard fast erschrocken.

„Es ist eine alte Wunde, guter Herr,“ sprach der ehrwürdige Greis, „aber sie bricht oft wieder auf und stets erneuern sich dann die Schmerzen.“

„Geehrter Herr Hohenthal, ich bin, wie Sie wissen, in diese Verhältniße Ihrer Familie eingeweiht,“ sagte Leonhard. „Ich hoffte, Ihren Herrn Sohn hier zu finden, als eine Stütze des Vaters, als den brüderlichen Freund und Beistand der Schwester. Ich bin sehr betrübt darüber, daß es nicht so ist. Wenn Sie mir verzeihen und es nicht für unziemliche Neugierde ansehen wollen, so möchte ich Sie bitten, mir gütigst Nachrichten über Ihren Sohn mitzutheilen, da ich an seinem Schicksal den herzlichsten Antheil nehme.“

„Die Verhältniße, in denen er bei der preußischen Armee lebte, sind Ihnen bekannt. Er hatte unbewußt einen Freund am Oberst seines Regiments gefunden, der insgeheim zu seinen Gunsten wirkte. Ich erhielt sowohl von ihm, als auch von dem Oberst

von N...... Zeit zu Zeit Briefe, und die in denselben enthaltenen Nachrichten söhnten mich nach und nach mit ihm aus. Adolph hielt sich gut, studirte eifrig, machte das Offizierexamen und wurde wirklich nach achtjähriger Dienstzeit zum Junker befördert, welches Glück er ohnstreitig den Empfehlungen des Obersten und der übrigen Offiziere des Regiments, die ihm alle sehr günstig gestimmt waren, zu verdanken hatte. Adolph machte nun den Feldzug nach Frankreich mit; er soll sich da sehr ausgezeichnet haben und stieg bis zum Lieutenant. Sie kennen den unglücklichen Ausgang dieses schrecklichen Kriegs. Als er zurückkam, erhielt ich von ihm einen Brief mit der unerwarteten Nachricht, seine Ueberzeugung nöthige ihn, seinen Abschied zu nehmen. Kaum hatte er diesen erhalten, so verschwand er und seit dieser Zeit haben wir nichts mehr von ihm gehört."

„Erstaunlich", sagte Leonhard und Herr Hohenthal fuhr fort: „Alles, was ich weiß, beruht allein auf höchst unsicheren Vermuthungen. Aber sollte es sich bestätigen, so würde es nur die Kluft zwischen mir und meinem Sohne erweitern und uns noch mehr trennen. Preußische Offiziere, die ich nach dem Lieutenant Hohenthal fragte, rühmten ihn zwar als einen sehr geschickten und tapfern Soldaten, behaupteten aber, daß er von Anfang an Verräther gewesen sei, daß er im preußischen Heere nur seine Schule gemacht habe, darum vom Gemeinen auf

gedient und versicherten mir mit Bestimmtheit, er sei zum Feinde, zu den Franzosen, übergegangen."

„Kaum kann ich das glauben," sagte Leonhard.

„Es dürfte nur allzugewiß sein," sprach der unglückliche Vater, „und Sie ermessen nun selbst, was er zu erwarten hätte, wenn ihn sein Schicksal je als Gefangenen in preußische Hände fallen ließe."

Es entstand eine lange schmerzliche Pause. Leonhard sah stumm vor sich nieder, war aber darum selbst der Gegenstand einer genauen Betrachtung von Seite der Frl. Hohenthal, die mit Wohlgefallen sein stattliches Aussehen und das männlich freimüthige und bescheidene Wesen wahrnahm, das unsern Freund so sehr auszeichnete. Endlich fuhr Herr Hohenthal fort: „Nun berichten Sie uns doch, wie es Ihnen ging und wie sich Ihre Verhältniße gestaltet haben. Wie oft haben wir von Ihnen gesprochen!"

Leonhard theilte beiden das Nöthige mit und erhielt das Versprechen, daß ihn Hohenthal beim Eintritt ruhigerer Zeiten besuchen wolle. Er legte nun sein Staunen über die in der Fabrik waltende Geschäftsthätigkeit an den Tag, was von Seite des Herrn Hohenthal zu Erörterungen führte, durch welche Leonhards ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wurde. Es kreuzten sich nun die Bemerkungen, da Leonhard jetzt Veranlassung erhielt, über die Nürnberger Handelsverhältniße Auskunft zu geben und Herr Hohenthal

mit vielen dortigen Kaufleuten in Verbindung stand. Hohenthal bewunderte heimlich die klare Einsicht, die unser Freund in diesen Dingen an den Tag legte und führte ihn zuletzt in der Fabrik herum, um ihm alles zu zeigen. Hierüber staunte Leonhard freilich, da ihm dieses eine Neuigkeit war. In Nürnberg gab es damals noch wenige Fabriken, wie denn überhaupt die meisten Manufakte noch aus den Händen einzelner Arbeitsleute und Handwerksmeister, mit einem Worte aus Werkstätten hervorgingen. Dieses Zusammen- und Ineinandergreifen in der großen Fabrik gab ihm einen großartigen Begriff von dem was hier erzeugt und profitirt werden mußte, und er fragte, nach welcher Richtung das meiste von den Fabrikerzeugnissen ginge?

„Früher," sagte Herr Hohenthal, „versendeten wir vieles im Inlande; „allein durch die Stockung des Handels waren wir genöthigt, uns auswärtige Abnehmer zu suchen. Da wir nun direkte überseeische Verbindungen haben, so wurde es uns nicht schwer. Wir fertigen nun lauter Leinen an, die wir nach Amerika versenden und können kaum aufbringen, was verlangt wird, da uns die Stoffe fehlen."

Unser Freund mußte unwillkürlich lächeln, indem er sich an die von den Fabrikanten in Dippoldiswalde gestern ausgesprochenen Befürchtungen erinnerte. Er hatte Verstand genug, einzusehen, daß Beschränktheit und Neid mehr als die angegebenen

Gründe, diese schlimmen Bemerkungen und Befürchtungen hervorgerufen und schritt mit Herrn Hohenthal durch den ihm wohlbekannten Garten, indem er den festen Vorsatz faßte, nie in seinem Leben solchen Gerüchten mehr einen Werth beizumessen.

Herr Hohenthal begab sich nun auf das Comptoir und ließ unsern Freund mit Frl. Amalie, welche inzwischen Besuch erhalten hatte, allein. Leonhard unterhielt sich mit den Damen völlig unbefangen und hatte bereits die Kraft gewonnen, über sich selbst zu lächeln. Das Weh der schmerzlichen Täuschung war vorüber; der klare ruhige Blick, der ihm die allzugroße Ungleichheit der Verhältniße durchschauen ließ, war seit wenigen Stunden wieder gewonnen und damit die Ruhe der Seele. Eines aber war geblieben und wuchs von Augenblick zu Augenblick: die Achtung und die Freundschaft.

Im ferneren Verlaufe des Gespräches zeigte Frl. Hohenthal unserem Freunde das Bild eines schönen jungen Mannes — ihres Verlobten, der in Boston in Nordamerikas Freistaaten lebte und zu dem sie nun bald reisen würde. Nur die Geschäftsverhältniße ihres Vaters hatten der Verbindung, die schon vor vier Jahren geschlossen werden sollte, Hindernisse in den Weg gelegt. Aus diesem Grunde war sie auch vor Jedermann geheim gehalten worden. Bei dieser Gelegenheit erfuhr denn nun unser Freund auch, daß Herr Hohenthal Willens sei, seine Besitzungen zu veräußern und später Europa für

immer zu verlassen, um bei seiner Tochter in Amerika als Privatmann sein Leben zu beschließen.

Leonhard erstaunte hierüber nicht wenig, wurde aber von Frl. Hohenthal ersucht, auch diesen Vorsatz ihres Vaters als eine ihm gemachte vertrauliche Mittheilung vor Jedermann zu verschweigen.

Er blieb nun noch bis spät Abends bei seinen Freunden. Die drei guten Menschen hatten Stoff genug, um bis Mitternacht zusammen zu bleiben und sich zu unterhalten. Leonhard gewann in ihrem Umgange den rechten Halt wieder und das Selbstvertrauen, das nöthig ist, soll die Thätigkeit des Mannes ersprießlich sein und die rechten Früchte tragen. Er sagte sich selbst, worin er bisher gefehlt. Ihm war das Leben ein Traum gewesen; er hatte nur an das Geschäft, aber an sich selbst allzuwenig gedacht. Eine weiche Stimmung des Gemüths, sollte sie nicht weichlich werden, mußte jetzt größerem Ernst und der Entschlossenheit Platz machen. Er mußte selbstständig werden und nun das eigene Werk ohne fremden Rath beginnen, treiben und vollenden. Es war der Zeitpunkt eingetreten, in welchem ihm die Noth gebot, das Seine zu thun, da fremde Hilfe und fremder Rath geendet hatten. Diesen rechten männlichen Halt hatte er durch diese Reise gewonnen und er vermochte es nun über sich, mit seinen Freunden über solche Verhältniße zu plaudern, vertraulich ihnen sein Herz zu erschließen und ihren Rath zu hören. Als er spät von ihnen

schied, mußte er beiden das Versprechen geben, morgen noch einmal zum Frühstück zu kommen. Es war viel, daß er es that, denn jetzt trieb ihn eine ihm selbst unerklärliche Sehnsucht heimwärts nach Nürnberg.

Am folgenden Tage brachte er noch eine Stunde bei seinen Freunden zu und nahm dann gerührt von ihnen Abschied. „Für diese Welt, leben Sie wohl!“ sagte Frl. Hohenthal, „wir werden uns hienieden wohl schwerlich mehr wiedersehen!“

Es erweckte dieses ernste Wort, das für unsern Freund noch eine gar besondere und tiefe Bedeutung hatte, in ihm noch einmal eine weiche Erinnerung und Thränen traten in seine Augen, indem er sagte: „Gott segne Sie, theures Fräulein; er schenke Ihnen Glück und alles Gute, wie Sie es verdienen. Behalten Sie mich in gutem Andenken!“

„Wir wollen nicht für immer Abschied nehmen,“ wendete er sich an Herrn Hohenthal. „Ich habe Ihr Versprechen, daß Sie mich mit Ihrem Besuch beehren; ich zähle fest darauf. Als einen armen jungen Wanderer lernten Sie mich kennen; wohlan, so beehren Sie mich nun auch als Hausbesitzer, damit Sie sehen, wie Gott den armen Bauernknaben gesegnet hat.“

Hohenthal versprach es ihm gerührt. Noch einen Blick warf Leonhard auf seine Freunde; dann schied er von ihnen und rollte wenige Stunden her-

nach durch Dippoldiswalde, wo er vorgestern übernachtet.

Er schlug jetzt von Bayreuth aus den Weg nach Betzenstein ein, um hier seinen Verwandten einen Besuch abzustatten. Sein Bruder lebte längst glücklich auf dem väterlichen Gute. Die alte gute Mutter war bei ihm, pflegte und wartete seine jüngsten Kinder, hatte so eine liebe Beschäftigung und ein sorgenfreies Alter, ein Loos, das sie nach so großen Leiden wohl verdiente. Sie rühmte besonders die freundliche Behandlung von Seite ihrer Kinder und pries ihr Loos, das gegen ihr früheres glücklich genug war.

Leonhard beschenkte seines Bruders Kinder reichlich, machte sich dann, nachdem er Bruder und Schwägerin zum Besuche eingeladen, auf den Weg und fuhr seiner Heimath Nürnberg zu. So endete der Traum und das Erwachen war da.

Der Leichenzug. Der Leichentrunk. Leonhard ist Zeuge eines geheimen Gesprächs, das ihm Blicke in den Seelenzustand eines jungen Frauenzimmers thun läßt.

Unferne von Heroldsberg begegnete unser Freund einem seltsamen Zuge, der sich langsam auf der Strasse hin bewegte. Voran fuhr ein Leiterwagen, auf dem saß unverrückt nach Vorne schauend

der Knecht. Hinter demselben stand ein langer Sarg mit den Todtenblumen und allerlei glänzendem Flitter- und Bänderwerk geziert und neben dem Wagen schritt ernst der Kantor mit seinen Schülern daher, gerade den schönen Vers des allbekannten Liedes: „Es kann vor Abend anders werden" singend. Dem Leichenwagen folgten sechs andere. Drei davon waren mit Landmännern besetzt, auf den übrigen saß das Weibervolk, sonst so geschwätzig, aber heute gar still und traurig. Es waren die Hausväter und Mütter aus einer ganzen Ortschaft, die der Leiche ihres Amtmanns zum Friedhofe im großen Dorfe folgten. Auf dem ersten Wagen saß ein Knäblein bei zehn Jahren zwischen zwei ehrwürdigen Greisen. Der Bub hatte sein Gesicht im weißen Tüchlein verborgen und so oft er es wieder von der Umhüllung befreiete und den Sarg vor sich sah, schiens ihn durch und durch zu schaudern. Auf dem Wagen, wo die älteren Weiber sich befanden, dem vierten in der Reihe, erblickte Leonhard ein in tiefe Trauer städtisch gekleidetes Frauenzimmer. Er konnte ihr Gesicht nicht sehen; sie hatte die Hände über ihr weißbattistenes Taschentuch zusammen gefaltet und den Kopf, den ein schwarzseidener Hut verhüllte, traurig gesenkt. Leonhard ahnete in ihr die Tochter, in dem Jungen den Sohn des Verstorbenen. Es ergriff ihn ein wehmüthiges Gefühl, das an keinem guten Menschen beim Anblick eines solchen Trauerzuges vorübergeht und so fuhr er still und langsam neben dem

Wagen her, als sei er selbst ein Gast dabei, der gekommen, um dem Todten mit den Andern die letzte Ehre zu erweisen.

Jetzt hatte man den Zug im Dorfe erblickt und nun erschallte von dort das Getöne der Glocken. Bei diesen Klängen hob die Jungfrau den Kopf, blickte wie aus einem schweren Traum erwachend um sich, und bei dieser Gelegenheit bekam unser Freund zum ersten Male ihr Gesicht zu sehen. Seine Augen begegneten denen der Trauernden und Leonhard fühlte sich beim Anblick dieser Person auf seltsame Weise betroffen. Es stieg in ihm eine dunkle Erinnerung auf, als hätte er dieses Gesicht schon einmal in seinem Leben irgendwo gesehen; aber vergebens sann er nach dem wo? und wann?

Es ist eine geheimnißvolle Sache mit den Gesichtern mancher Menschen. Auf den allerersten Blick fallen sie uns auf; wir meinen sie zu kennen oder einst gekannt zu haben und finden in ihnen liebe theure Züge, die uns wie die gar gerngehabter Verwandten rührend ergreifen. Gar manches Auge spricht uns an, gar mancher Blick erregt freundliche Gefühle in uns; ach! und wie oft werden wir getäuscht, finden wir, daß der Schein trog, daß die schöne Hülle den guten Kern nicht birgt, den man dahinter suchen sollte.

Oft auch ist uns, als hätten wir den Umgang solcher Menschen schon genossen, früher in inniger traulicher Beziehung zu ihnen gestanden. Da wird

uns das Herz warm; wir eilen, uns an diese vermeintlichen alten Freunde zu drängen, öffnen ihnen unser Inneres, mehr als die Vorsicht sonst wohl es rathsam macht, und — sehen uns kalt zurückgestoßen, fühlen ihre eisige Berührung, die uns durchschaudert und erstarrt, wenn sie sich abwehrend wieder von uns kehren. Das ist der Jugend milde schöne Seite, dieses rasche trauliche Aneinanderschließen; aber es bringt herbe Prüfungen mit sich, die oft in dem verwundeten getäuschten Herzen für immer ertödtende Kälte zurücklassen. Ein solcher Moment war bei unserm Freunde jetzt eingetreten. Er empfand plötzlich ein niegekanntes unbeschreibliches Gefühl, das er sich nicht zu enträthseln vermochte, von dem er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte. Er hielt unwillkürlich sein Pferd an und rastete so auf der Strasse. Minute auf Minute verrann, er achtete das nicht. Der sonst mit der Zeit so karge junge Mann blieb eine gute halbe Stunde auf der Strasse stehen; er sah den Leichenzug im Dorfe nicht verschwinden, das Verklingen der letzten Glockentöne vernahm er nicht; er war ganz in sich verloren und bemerkte nicht, daß endlich ein Mann vom Felde auf ihn zutrat und ihn verwundert betrachtete, bis der Fremde zu ihm kam, ihn auf die Hand schlug und zu ihm sprach: „Ist Euch was, daß Ihr hier mitten auf der Strasse haltet?“

Leonhard fuhr verwundert auf, erröthete und sprach: „Nichts, daß ich wüßte; habt Dank!“ gab

dann dem Pferde die Peitsche und rollte dahin, daß dem Taglöhner Hören und Sehen verging.

„Schad' um Den da:" sagte der arme Taglöhner verwundert, „er sieht zwar nicht darnach aus, aber im Kopf hat ers!"

Ja, Leonhard hatte es im Kopfe, aber nicht so, wie der Mann wähnte, sondern anders. Das hungrige Pferd hielt vor einem bekannten Wirthshause, wo Leonhard verwundert die leeren Wägen, die er so dicht besetzt an sich vorüberziehen gesehen, stehen fand. Der Wirth, der ihn sehr wohl kannte, kam heraus, nahm ihm unter freundlichen Gruß Zügel und Peitsche ab und Leonhard sprang mit den Worten herunter:

„Was gibts bei Euch?"

„Es ist die Leiche des Amtmanns von Neuhof; eben sind die Trauerleute hinter der Bahre zur Kirche gezogen;" sagte der Wirth mit ernster Miene.

„Ich mein, ich hab's von ferne gesehen;" sprach Leonhard; „wie heißt der Mann?"

„Ach, schad um ihn! Schmidt hieß er; ein Ehrenmann! die ganze Herrschaft ist da, ihm zu Ehren."

„Wer?"

„Die freiherrlich von Wahler'sche Familie aus der Stadt. Er war in gar gutem Ansehen, sowohl bei der Herrschaft, als auch bei den Unterthanen," fuhr der Wirth fort, indem er den Braunen selbst ausspannte und ihm das Geschirr aufband. „Sie

müssen weit gefahren sein, Herr Thummet; der Gaul ist gewaltig warm."

„Komme von Bayreuth. Aber wie, hinterläßt der Mann Kinder?"

„Eine Tochter von neunzehn Jahren und einen eilfjährigen Sohn, zwei liebe Kinder! Mein Gott, sie sind jetzt ganze Waisen! Vor einem Jahre starb erst die Mutter. Die Tochter führte dem Vater das Hauswesen; sie ist gar geschickt, brav und ganz anders, als sonst so junge Mädchen zu sein pflegen. Die hat was erfahren."

Leonhard trat nachdenklich in die Wirthsstube, setzte sich an ein kleines am Fenster angebrachtes Tischchen und der geschwätzige Wirth folgte ihm bald nach, nahm ihm gegenüber Platz und fuhr fort: „Ja, wie ich vorhin sagte, der selige Amtmann Schmidt war früher zweiter Stadtschreiber in Gräfenberg gewesen. Vor etwa acht oder zehn Jahren wurde er vom Freiherrn von Wahler nach Neuhof gesendet und daselbst als Amtmann angestellt. In den langen Jahren hab ich über ihn doch keine Klage gehört, von allen Menschen nur Lob. Er sah auf die Sache der Herrschaft und drückte doch die Unterthanen nicht. So was ist am Ende eine Kunst, die Wenige verstehen und darum hat er auch große Ehre gehabt bei seiner Herrschaft und viel Liebe und Anhänglichkeit von Seite der Bauern. Es sind ihm Wenige gleich. Da ist unser Herrschaftsrichter ein Unmensch dagegen, den kann kein

Mensch leiden. Braucht Einer was bei Amt, soll er Einem helfen, der kommt immer zu bald; und hat man zu zahlen, so ists immer zu spät; aber wie man die Leut' anschnauzt und erschreckt, das versteht er aus dem Grunde. Ich bin allemal froh, wenn ich mit ihm zu thun gehabt hab und die Thür schließt sich hinter meinem Rücken, denn auf's Aufgehen freu ich mich nicht."

„Ihr sagtet vorhin, daß seine Tochter was erfahren hätte; wie da?"

„Vor vielen Jahren schon wurde die Amtmännin krank. Das Töchterchen war damals zehn Jahre alt und mußte nun neben der Pflege für die kranke Mutter noch das Hauswesen besorgen und das will was heißen. Der Amtmann hat neben seinen Amtsgeschäften eine große Oekonomie, denn er hat die sämmtlichen herrschaftlichen Grundstücke voriges Jahr selbst gepachtet. Es stehen sechs Kühe und zwei Ochsen im Stalle, dann acht Schweine und hundert Schafe. Darum sind zwei Knechte und zwei Mägde da und die Leute müssen in Ordnung gehalten werden. Der Vater ist den ganzen Tag im Geschäft und alles lag auf der Tochter und Sie wissen, was es da für Arbeit gibt, wenn man einen Kranken zu versorgen und für acht Gesunde noch nebenbei zu kochen hat. Daneben kommen immer viel Fremde, die kaufen wollen oder sonst Geschäfte mit dem Amtmann haben und das Haus will auch bestellt sein. Ich hab mich oft gewundert, wie das feine Fräulein

allein zurecht kommen kann, denn ich weiß, was meine Frau thut; aber die muß da weit zurückstehen. Nun starb die Mutter und jetzt, nachdem sie kaum die Trauer abgelegt, wird auch der Vater krank und legt sich hin und stirbt. S'ist zum Erbarmen!"

„Wenn nur Vermögen da ist!" sagte Leonhard in tiefen Gedanken.

„S' wird wohl so viel nicht sein!" sprach der Wirth. „Sie hatten wenig, als sie herabkamen und die Oekonomie, die schon was abgeworfen hätte, wenn der Amtmann sie länger hätte betreiben können, ist auch erst seit vorigem Jahre von ihm gepachtet worden. Heuer wird nicht viel über bleiben, denn in unserm Strich ist nichts reich ausgefallen, als das Obst und das hat keinen Werth mehr. Heu, Getreide und Hopfen stehen auch in schlechtem Preise."

Der Wirth wurde nun gerufen und Leonhard war allein. Er saß und sann wohl eine Stunde lang, bis endlich das Getön der Glocken wieder erschallte und ihm sagte, daß jetzt die Hülle des Verstorbenen ihrer letzten Ruhe übergeben würde. Bald hernach kamen die Landleute den Berg vom Kirchhofe in hellen Haufen herunter, die Wirthsstube füllte sich und der Leichentrunk begann. Es ist im Fränkischen Sitte, daß die Leichengäste nach der Beerdigung im Wirthshause mit Bier oder Wein und Käse und Brod regalirt werden. Da dreht

sich das Gespräch um die ganze Lebensfahrt des Verstorbenen, um seine Schicksale und Thaten, um seinen Charakter, und sein ganzes Wesen wird da noch einmal scharf beurtheilt und so eine Art Leichengericht über ihn gehalten. Es ist merkwürdig, wie haarscharf die Landleute es verstehen, die Wahrheit bis zur äußersten Grenze der Rücksicht hin herauszusagen, ohne die dabei sitzenden Verwandten zu beleidigen. Es ist das eine alte Sitte und die Landleute halten alles darauf, daß sie nicht abkomme. Es ist das ihr Recht, sie nehmen es mit Zähigkeit in Anspruch, sie wollen ihr Urtheil dieses Eine Mal über ihren Mitbürger aussprechen, sich selbst zur Genugthuung, Andern zum Beispiel; sie wissen, daß es ihnen einstens auch so geht, daß das Gewicht der öffentlichen Meinung auch für sie prüfend an ihrem letzten Ehrentage in die Wagschale gelegt werden wird. Was der Pfarrer sagt, wird still angehört; denn sein Urtheil hat nicht so viele Gewalt, das des Volkes im Mindesten zu ändern. Ist's daher bei Gelegenheit eines Leichentrunkes still, schauen die Gäste einander ernst und mit bedenklichen Blicken an, will sich kein Mund zum Lobe öffnen, oder kommen nur kurze, kalte Beileidsbezeugungen zum Vorscheine, so ist das ein Spruch, der lautlos, aber ernst das verdammende Urtheil über den Hingeschiedenen predigt.

Anders wars bei dieser Leichenfeier. Ein alter weißbehaarter Bauer war der Sprecher. Er griff

weit zurück in eine fast sechzigjährige Vergangenheit. Es war schon der vierte Amtmann, unter dessen Regiment er gelebt hatte; er wußte von Jedem viel zu sagen; aber von dem Letzten nur viel zu rühmen. Gar Mancher wischte sich bei den schlichten Worten des Redners mit der rauhen braunen Hand die Augen und es war erschütternd, als der Greis mit den schönen Worten schloß: Leicht sei ihm die Erde! Ich will ihn vor dem Brunnen eine Linde zum Andenken setzen. Merkts! wir wollen sie „Schmidtslinde“ zu seinen Ehren heißen!“

„Es ward dieser Vorschlag nun das Signal zu zu einem Gespräch, in dem sich eine Menge von Bemerkungen kreuzten. Mancher tischte auf, was ihm mit dem Amtmann begegnet war; fast jeder wußte etwas zu erzählen, was ihm vom Amtmann zu lieb geschehen und zu rühmen, wie er von demselben in der Noth Rath empfangen, Gutes genossen, Gefälligkeiten in Anspruch genommen, wie der Verstorbene Nachsicht mit ihm geübt. Da war kein Mund, der nicht vom Lobe überströmte, kein Haupt, das bei dem unzählig oft wiederholten Worte: Ja, er war ein rechter Herr; schad um ihn, daß er fault;“ nicht mit Beifall genickt hätte.

„Wo bleibt denn die Fräul'n?“ fragten die Weiber, die an einem besondern Tische beisammen saßen und dem Gespräch der Männer ruhig zuhörten oder nur leise mit einander flüsterten, denn über

Männer urtheilen wieder nur Männer und über Frauen nur Frauen.

„Sie ist mit dem Karl (der Sohn des Amtmannes) im Schloß bei den gnädigen Herrschaften. Die Hagelbäuerin ist bei ihnen;" sagte eine alte Frau. Nun fragte Niemand weiter.

Endlich sah Leonhard die Kinder des Verstorbenen kommen. Ein ältlicher Mann von sehr wohlwollendem Aussehen und vornehmem Wesen begleitete sie und führte den Knaben an der Hand. Die vorhin genannte Bauersfrau ging neben her.

Als die Thüre aufging und der Herr erschien, dem die Hinterbliebenen des Amtmanns folgten, erhoben sich die Bauern, die Pfeifen flogen wie aufs Kommando aus dem Munde und Einer ging ihm entgegen und begrüßte ihn mit den Worten: „Unsern unterthänigsten Respekt, Euer Gnaden. Es freut uns sehr, daß Sie uns beehren." Damit setzte er einen frischen Stuhl oben an den Tisch und während die Tochter des Amtmannes bei den Frauen Platz nahm, setzte sich der Gutsherr, nachdem er nach allen Seiten gegrüßt, zu den Landleuten und sprach:

„Liebe gute Neuhöfer, wir haben alle an unserm guten Amtmann recht viel verloren. Es freut mich, nicht um seinetwillen, denn er ist jetzt über das Kleinliche der Erde hinaus, sondern um seiner guten Kinder und auch um meinetwillen, daß Ihr ihm so zahlreich die letzte Ehre angethan habt. Seine Stelle

wird wieder besetzt werden, aber er wird schwer zu ersetzen sein. Er war ein sehr rechtlicher braver Mann, ein gewissenhafter Beamter, wie nicht leicht einer und ein guter, guter Vater seiner lieben Kinder. Das alles findet man selten beisammen. Ich verliere an ihm einen Mann, der ganz in meinem Sinne gehandelt hat, ohne Euch mehr aufzulasten, als in Eurer Pflicht liegt. Das ist mein Wille; ich wünsche, daß Eure Lasten erleichtert werden, damit Ihr leben und etwas zurückbringen könnet. Seht, darum thut es mir so weh, diesen würdigen Mann verloren zu haben. Ich komme zu Euch, um Euch das zu sagen. Ihr wißt jetzt, wie ich denke. Ich will mich bemühen, Euch wieder einen Mann zu senden, der in die Fußstapfen des Verstorbenen tritt. Aber man kann keinem Menschen ins Herz sehen. Doch seid darum getrost. Wenn irgend Einer von Euch Klage hat, so kann er sich an mich wenden und er weiß, daß ich es mit ihm ehrlich meine und helfe, wo ich kann!"

Es entspann sich jetzt ein längeres Gespräch. Die Tochter des Amtmannes hatte inzwischen bei den Frauen den Kaffee ausgetheilt und brachte jetzt dem gnädigen Herrn eine Tasse. „Mein Gott, gute Luise, du weißt, daß ich schon getrunken habe", sagte der Edelmann.

„Doch, gnädiger Herr, von gutem Kaffee kann man schon zwei Täßchen vertragen und ich weiß, daß Sie mir meine Bitte nicht abschlagen."

Der Edelmann stellte die Tasse auf den Tisch, ergriff das Frauenzimmer bei der Hand, führte sie ein paar Schritte zur Seite, sah ihr ernst ins Gesicht und sprach: „Luise, du gefällst mir. Ich lerne dich heute von einer neuen Seite kennen. Du bist standhaft; das ist es, was ich an Frauen liebe."

„Gnädiger Herr, ich denke beständig an Gott!" sprach das Mädchen und eine einzige Thräne zitterte in ihrem Auge. Der Edelmann sah beiseits; Leonhard war ganz in der Nähe, hörte alles und sah die Bewegung, die der Edelmann vor der Tochter des Amtsmanns verbarg. Dann wendete sich der Freiherr wieder zu dem jungen Frauenzimmer und sprach: „Ja, ich kenne dein Herz; bist du doch fast, wie eines meiner Kinder. Fasse nur immer frischen Muth zu Gott; aber auch der Menschen Hilfe stoße nicht zurück. Wende dich in jeder Lage deines Lebens um Rath und That an mich. Ich bin deinem Vater viel Dank schuldig und will dafür seinen Kindern Gutes thun. Was hast du zunächst vor?"

„Ich bringe meinen Bruder nach Nürnberg, damit er dort in Kost und Logis komme und die Schulen besuchen könne. Bei der Gelegenheit will ich selbst sehen, wie er dort verpflegt werden kann."

„Ich bedaure, daß ich da nicht selbst in Nürnberg bin. Doch will ich dir Briefe mitgeben, die dir zur Empfehlung dienen sollen, bis wir selbst für Karl

etwas thun können, wenn wir in die Stadt kommen. Was sagt dein Vormund dazu?

„Er ist meiner Meinung," sagte das entschlossene junge Frauenzimmer.

„Mein Gott, verheirathen wenn du dich jetzt könntest, das würde für dich das Beste sein!" sagte der Edelmann nach einer kleinen Pause traurig.

„Ich denke daran nicht, gnädiger Herr. Erst möchte ich die Hälfte der zwanziger Jahre zurückgelegt und mich in der Welt besser umgesehen haben. Sie wissen, wie wenig Erfahrungen man sich auf dem Dorfe sammeln kann und ich betrachte das Heirathen als keine Glückssache, sondern als das Endergebniß einer langen reiflichen Ueberlegung."

„Du wirst mich besuchen, Luise, sobald ich in Nürnberg sein werde, was längstens noch vierzehn Tage anstehen kann. Du weißt, daß wir es gut mit dir meinen und wirst unserm Rathe folgen, denn wir beabsichtigen blos dein Bestes. Nun, jetzt geh hin, aller Augen sind auf dich gerichtet. Du hast heute ein schweres Geschäft, aber es muß sein und ich bewundere die Leichtigkeit, mit der du es verrichten kannst."

„Gnädiger Herr, wir Landleute sind rauh und lernen unsere Gefühle beherrschen und verbergen," sagte das Frauenzimmer und nahm Abschied. Im Vorübergehen warf sie einen Blick auf Leonhard, der sie mit flammenden Augen ansah. Sie erröthete,

kehrte sich aber unwillig von ihm ab und wendete ihm, indem sie sich setzte, fast den Rücken.

Leonhard wurde darüber unmuthig, er wußte selbst nicht, warum. Sinnend saß er, hörte und sah dem Getreibe der Landleute zu und erst als die Dunkelheit einbrach, als die Bauern sich zum Wegfahren rüsteten und alles sich erhob, dachte auch er an die Heimkehr. Es war da nichts mehr zu suchen, darum leerte sich die Wirthsstube schnell. Aber die trauernde Tochter des Amtmannes weilte noch im Kabinet, berichtete dort dem Wirth die Zeche und sie — wollte, mußte unser Freund noch einmal sehen. Es war still und dunkel da drinnen, Licht nur im Kabinet. Leonhard saß so, daß er der vor dem kleinen Tische stehenden Jungfrau ins feine, sinnige Gesicht sehen konnte. Ihr Bruder lehnte wehmüthig an ihrer Seite und hatte den Arm durch ihren linken geschlungen, das Bild hilfloser Kindheit, die sich an noch eine einzige schwache Stütze, die ihr in der Welt geblieben, trauernd schmieget. Die Zahlung war zu Ende, die Wirthsleute ergriffen die Lichter, um durch die dunkle Stube zu leuchten. Rasch gingen Schwester und Bruder an unserm Freunde, ohne seiner gewahr zu werden, vorüber. Er sah sie außen den Wagen besteigen, sah das schöne Mädchen bei ein paar ehrwürdigen Frauen Platz nehmen, erblickte noch einmal ihre lieblichen Züge, dann rollte der Wagen fort und folgte rasch denen, die bereits vorausgefahren.

„Der Wirth kam herein, erblickte Leonhard, entschuldigte sich, daß er ihn ohne Licht gelassen und fuhr fort: „Geht einem doch das Herz auf, wenn man mit diesem Frauenzimmer zu thun hat. Wollt' ihr jetzt nur einen braven Mann wünschen, aber s'müßte einer sein, der sie zu behandeln versteht, denn ich mein' fast, da müßte Gottes Segen mit einziehen. Wenn das Mancher wüßte! Mein Gott, ich hab' eine zweite nicht kennen gelernt."

„An einem Manne wirds wohl nicht fehlen" sagte Leonhard und erwartete mit tiefer Bangigkeit die Antwort des gesprächigen Wirthes.

„Ja, es ist schon Mancher bei Der schief angekommen und hat mit langer Nase abziehen müssen. Solch' Weibsen schaut tiefer, als auf die Westenknöpfe und den Hemdenstreif, und sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, wie das Maul."

„So ist sie noch unversprochen?" fragte Leonhard und erhob sich rasch.

„Bis daher hab' ich noch nichts gehört, müßt's erst seit acht Tagen sein. Ich besuchte ihren Vater zuletzt noch und er sagte mir, daß seine einzige Sorge seine Tochter wäre. Sie hätte schon mehrmals Gelegenheit zu heirathen gehabt, aber sie wie's die ihr gemachten Anerbietungen kurz zurück."

„Laßt mir einspannen!" sagte Leonhard.

„Wie, heute noch wollen Sie zur Stadt? Ich dachte, Sie würden bei uns übernachten," sprach der Wirth.

„Ich muß hinein!“ war die Antwort.

„Aber der Weg ist schlecht und im Walde zwischen hier und Nürnberg haust allerlei verdächtiges Gesindel; man hört so allerlei,“ sprach der Wirth.

„Ich hab zu viel Zeit versäumt, vor den Streunern fürcht' ich mich nicht. Kommen sie mir über den Hals, so nehm ichs nicht gelassen hin,“ sprach der kräftige junge Mann, zahlte seiue Zeche, half dann einspannen und nach fünf Minuten hatte er das Dorf im Rücken.

Die Brautfahrt.

Faet war schon zu Bette, als unser Freund in das Thor des Schwans rollte; nur die Alte schaffte noch in der Küche mit den Mägden, da heute viele Gäste da gewesen waren. Sie begrüßte Leonhard, übergab ihm das eingenommene Geld, dann mehrere Briefe, welche eingelaufen, ohne nach dem Verlauf oder dem Zwecke der Reise zu fragen. Leonhard öffnete den ersten Brief; er enthielt Dinge, welche ins Geschäft einschlugen. Der zweite war zierlich zusammen gefaltet und gleich beim ersten Blick sah Leonhard, daß dieses ein Schreiben des seltsamsten Inhaltes war. Nach einem artigen Eingang ließ sich die Schreiberin des Briefes in folgender Weise weiter vernehmen:

„Nicht gerne mengt man sich in solche Dinge; aber den dringenden Bitten einer Freundin kann ich nicht ferner wiederstehen. Ja, lieber Herr Thummet, ein Frauenzimmer von Verstand, angenehmem Aeußern und einem bedeutenden Vermögen läßt Ihnen durch mich ihre Hand antragen und es kommt nur auf Sie an, ob Sie dazu geneigt sind. Da aber beide Theile einander kennen lernen müssen, so erbiete ich mich, die Gelegenheit dazu zu veranstalten und zwar, sobald Sie mich schriftlich damit beauftragen. Erst bei der Zusammenkunft können Sie das Nähere erfahren und zwar erst dann, wenn Sie erklären, daß die beabsichtigte Verbindung Ihren Wünschen entsprechend wäre. Ob dies andererseits der Fall ist, daran brauchen Sie nicht zu zweifeln. Man kennt Sie und hat Sie hochschätzen gelernt."

Eine sehr achtbare Frau war unterschrieben. Leonhard kannte dieselbe und erstaunte noch mehr, wenn er die Sache bedachte, zu der sich diese Person hatte gebrauchen lassen. Zuletzt mehr ärgerlich als betreten steckte er den Brief in die Tasche, aß zu Abend und begab sich dann frühzeitiger, als gewöhnlich, zu Bette. Allein der Schlaf floh seine Augen; ein Heer wirrer Gedanken hielten ihn wach und aus diesen wüsten Wogen tauchte das Bild der Amtmannstochter auf, die er heute gesehen. Er machte Entwürfe, dachte über Entschlüsse nach, ohne zur Entschließung zu kommen, bis er endlich spät in

der Nacht aufstand mit dem Vorsatz, am Morgen ohne mit Faet über die Sache zu sprechen, nach Neuhof zu fahren und dort um die Hand der Amtmannstochter anzuhalten.

„Nun, wie stehts?“ sagte Faet, als er am andern Tage an der Krücke in die Stube einstelzte und Leonhard allein dort sah.

„Die Sache ist vorbei, ich war dort; es war ein Jugendstreich!“ sprach Leonhard.

„Sieh, wenn das ist, bist schon um Vieles gescheidter geworden,“ sagte der Alte und lachte nach seiner Weise geräuschlos.

„Ich muß noch auf einen oder ein paar Tage fort,“ sagte Leonhard.

„Hoho!“ sprach der Alte, „was hast vor?“

„Nichts, was ich jetzt schon gern sagte;“ lautete die Antwort.

„Hm!“ brummte der Alte, „so geheim thust? Das muß entweder was recht Gescheidtes, oder was Dummes sein.“

„Haltets, für was Ihr wollt und hütet mir so lang noch Haus und Hof. Damit Ihr aber Zeitvertreib habt, so leset diesen Brief. Ich glaub', Ihr wundert Euch noch drüber, wenn ich heimkomme.“

Faet las das Schreiben, warf es verächtlich auf den Tisch und sprach: Kuppler und Diebe — er wendete die Hand auf dem Tisch um — „s'ist am End' einerlei.“

„Was thut man denn da? gibt man eine Antwort drauf?“ sagte Leonhard.

„Da wär's der Mühe werth; keine ist auch eine!“ brummte der Alte und riß den Brief in Trümmer.

„Ei, was macht Ihr da?“ sagte Leonhard.

„Ich thut der Sach' ihr Recht an und dabei Punktum!“ sprach der Alte gelassen.

„Lebt wohl!“ sagte Leonhard, und reichte den zwei Alten die Hände.

„Hör, du hast was vor!“ sprach Faet ernst; „ist's bald entschieden?“

„Vielleicht heute noch;“ sagte Leonhard ernst.

„Liegt dir viel dran?“ fragte Faet wieder.

„Ja, alles in der Welt!“ lautete die Antwort.

„So wünsch ich dir Glück dazu, denn jetzt bist auf dem rechten Weg,“ sprach der Alte, der Leonhard durchschaute.

„Was wißt Ihr davon, was ich vorhab?“ sprach der junge Mann lächelnd.

Der schlaue Alte aber schüttelte den Kopf und sprach: „Mußt' mir nicht so reden; ich weiß, woran ich bin. Ohne eine wichtige Ursache fährst du nicht in der Welt herum. Ich weiß, was du vorhast und gerade, weil du es mir verschweigst, seh' ich, daß es dein Ernst ist. Jetzt wird und muß es auch gehen. So lang du dich auf meinen Rath verlassen hast, hab ich nichts davon gehalten.“

„Lebt wohl, Vater Faet!“ sprach Leonhard und rannte die Treppe hinab.

„Was in aller Welt hat er denn vor?“ sagte Faets Gattin.

„Dasmal kann ich dir Auskunft geben: er will sich eine Frau holen!“ antwortete der Alte.

„Wie hast das rausgebracht?“

„Mein kleiner Finger sagt mirs; außerdem kenn’ ich ihn genau.“

„So geschwind gehts jetzt auf einmal?“

„Wie’s brennt, wenn der Blitz einschlägt;“ sprach Faet.

„Herr Gott, das thut nicht gut. Bei so was handelt man nicht in den Tag hinein,“ sprach die Alte aufrichtig besorgt.

„Der hat sich gewiß lang genug besonnen und wenn er’s auch nicht überlegt, so ist er ein Glückskind und wird keinen Fehlgriff machen.“

Lassen wir jetzt die beiden Alten ihre Ansichten und Vermuthuugen austauschen und folgen wir unserm Freunde. Wir holen ihn am Eingange ins Dorf Neuhof ein, eine schöne Ortschaft, die zwischen Lauf und Heroldsberg auf den Anhöhen liegt, welche sich längs des Pegnitzflusses hinziehen und sowohl durch ihre Schönheit als auch durch ihre Fruchtbarkeit berühmt sind. Ein prächtiges Schloß mit schönen neuangelegten Lusthainen und Gärten umgeben, glänzte Leonhard aus dem breiten Thale entgegen. Er hielt einen Augenblick auf der Höhe

und gestand sich, daß er nicht leicht ein hübscheres Dorf in schöneren Umgebungen gesehen. Bald darauf stieg er am Wirthshause ab und als er nach dem Amthause fragte, erfuhr er, dieses liege am Ende des Schloßgartens ziemlich außerhalb des Dorfes.

Leonhard ließ sein Pferd ausspannen und begab sich zitternd vor innerer Bewegung nach dem ihm bezeichneten Hause. Zwei mächtige Linden beschatteten die Vorderseite desselben. Alles sah hier nett, solid und reinlich aus; die Fenster glänzten, die zur Hausthüre führende Treppe, der Tennen — alles war hell gescheuert, die Glockenzüge und messingenen Thürknäufe blendend blank geputzt. Zur ebenen Erde rechts war die Amtsstube; ein Scribent arbeitete dort und sendete den mit Aktenpäcken beschäftigten Diener, damit dieser nach Leonhards Begehr frage. Unser Freund erwiederte, daß er nichts im Amte zu schaffen hätte, sondern die Tochter des Amtmannes zu sprechen wünsche. Der Diener zeigte ihm die Treppe und verwirrt durch die heftigsten sich widerstreitenden Empfindungen stieg Leonhard die Treppe hinauf.

Eine Magd eilte aus der Küche; auch die Zimmerthüre öffnete sich und der Sohn des Amtmannes erschien und begrüßte verwundert den ihm von gestern her noch bekannten Mann.

„Mein lieber Sohn," sagte Leonhard, „ich

wünschte deine Jungfer Schwester in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen."

„Sie ist so eben mit einer Freundin, die bei ihr auf Besuch war, in den Garten gegangen, um sie auf die Straße zu begleiten; sie muß jeden Augenblick wiederkommen. Wollen Sie gefälligst eintreten?"

Leonhard schritt ins Zimmer; er sah hier einfache Möbeln, ein Klavier, einen Tisch, mit Nähereien bedeckt, die eben aus der Hand gelegt zu sein schienen und ein Blick zeigte ihm, daß hier in allem dieselbe wohlthuende Ordnung und Reinlichkeit herrsche,

„Kennst du mich noch, lieber Kleiner?" fragte Leonhard.

„O ja, Sie sind der Herr, den wir gestern in Heroldsberg trafen," antwortete der Knabe.

„Gut, ich bin es und komme heute, um mit deiner lieben Schwester über eine sehr wichtige Sache zu sprechen," sagte Leonhard. Möchtest du wohl mit nach Nürnberg, um dort in einem großen schönen Hause bei recht guten Freunden künftig zu wohnen?"

„Ei, meine Luise will morgen mit mir nach der Stadt fahren, um mich dort bei Jemand in Kost zu geben. Wenn ich zu Ihnen kommen könnte, da gefiele mir's schon."

„Wirklich? nun darüber eben und noch über Anderes werde ich mit deiner lieben Schwester sprechen," sagte Leonhard. Der Knabe packte nun seine Schreibereien zusammen und unser Freund gewann

allmählich seine Fassung wieder. Er wechselte noch einige Reden mit dem Jungen, als plötzlich das Erscheinen der Schwester desselben das Gespräch unterbrach.

Luise stand betroffen unter der halb geöffneten Thüre still; sie erbleichte sichtbar und hatte kaum Kraft genug, um Leonhards Gruß, der sich bei ihrem Anblick gerührt erhob, zu erwiedern. Sie schloß dann die Thüre, ging ihm sehr ernst entgegen und bat ihn, wieder Platz zu nehmen.

Leonhard suchte vergebens nach Kraft; die Brust schien ihm zusammen gepreßt und mühsam brachte er endlich die Worte hervor: „Geehrte Jungfer, ich glaube nicht, daß Ihnen mein Name bekannt ist."

„Ja, Herr Thummet, ich kenne Sie jetzt; so eben verließ mich die Försterin, die Tochter des Herrn Muskällers, von dem Sie vor Kurzem den Schwan gekauft haben," sagte Luise erröthend und mit feinem Lächeln.

Leonhard ward noch mehr betroffen und sprach: „Das bedaure ich, daß ich sie nicht mehr getroffen. Also sind Sie mit Herrn Förster Reichold und seiner Gattin und deren wackern Eltern bekannt?"

„Wir sind Nachbarn und besuchen uns sehr oft;" sprach Luise und erröthete abermals.

Das Gespräch stockte; Luise wurde bei Leonhards Schweigsamkeit verlegen und fuhr fort: „Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Thummet?"

„Meine werthe Jungfer" sprach Leonhard, „ich komme in einer Angelegenheit, die ich — eben nur Ihnen allein anvertrauen kann und darf."

„Karl, geh' in die Schreibstube, bis ich dich rufe," sprach die Jungfrau. Der Knabe hatte das Zimmer verlassen und Leonhard sich inzwischen gesammelt. Er fuhr nun fort:

„Ich darf voraussetzen, daß Ihnen meine Verhältniße bekannt sind?"

Luise neigte sich erröthend und sprach: „Ohne Sie je gesehen zu haben, habe ich durch meine Freundin sehr viel von Ihnen erfahren. Mein Herr, es sind das unschuldige Gespräche, mit denen wir Landleute uns beim Nähen und Stricken die Zeit verkürzen. Von was spricht man da lieber, als von Freunden und sowohl Reicholds als auch Musküllers sind Ihre wahren und aufrichtigen Freunde."

Leonhard schwieg einen Moment; aber dann fuhr er fort: „Meine liebe Jungfer, da Ihnen das Wenige, was ich Ihnen von mir sagen möchte, bekannt ist, so bin ich der lästigen Aufgabe überhoben, von mir selbst zu reden. Ich bin ein Feind von allen Umschweifen und darum werde ich Ihnen sofort mein ganzes Herz öffnen. Ich sah Sie gestern zum ersten Male in meinem Leben. Meine geehrte Jungfer, ich habe mit jungen Frauenzimmern bisher keinen Umgang gehabt. Erwarten Sie also schöne Reden nicht von mir, sondern Aufrichtigkeit. Ich

sah Sie; ich hörte zufällig sehr viel Vortheilhaftes von Ihnen sprechen. Wahrhaftig, es schien mir wie ein Fingerzeig von Oben, daß Sie jene Person wären, mit welcher ich alles, Hab und Gut, Glück und Unglück theilen sollte. In diesem Gedanken fuhr ich heim, mit ihm durchwachte ich die Nacht; er hat mich heute zu Ihnen geführt. Geehrte Jungfer, ich bin kein reicher Mann; aber ich kann eine Frau, eine Familie ernähren und ich würde redlich als Ehegatte meine Pflicht erfüllen, wenn ich das Glück hätte, Sie als Gattin zu besitzen. Ich biete Ihnen meine Hand an und mit derselben ein zwar bescheidenes aber gesichertes Auskommen. Nun entscheiden Sie in Gottes Namen, ob Sie geneigt sind, meine Bitte zu gewähren und sagen Sie mir ohne Rückhalt, ob Sie alles, Leid und Freude, mit mir theilen wollen?"

Luise erröthete und wurde sehr ernst. Sie schwieg sehr lange. Endlich sprach Sie: „Ich läugne es nicht, ich habe, als ich so eben ins Zimmer trat, und Sie sah, so etwas zu hören erwartet. Aber ich kann auf Ihre Wünsche nicht eingehen."

Leonhard erschrack, eine so kurzweg ablehnende Antwort hatte er nicht erwartet. Aber trotz dem Ernst im ganzen Wesen des Mädchens und trotz ihrer fast strengen Erklärung gab er doch die Sache noch nicht verloren und sprach nach kurzer Ueberlegung: „Ich sehe, daß ich mich näher erklären muß. Wollen Sie mich wohl anhören, liebe Jungfer?"

„Mit Vergnügen, Herr Thummet," sprach Luise Schmidt und ein feines aber fast wehmüthiges Lächeln überflog ihre schönen Züge.

„Ich bin der Sohn armer Eltern, werthe Jungfer und aus Stierberg gebürtig. Als ich kaum mein vierzehntes Jahr erreicht hatte, traf mich das Unglück, meinen Vater zu verlieren. Er stürzte von einem kirchthurmhohen Felsen beim Streurechen herab und fiel sich elendiglich zu Tode. Ich sah ihn stürzen — es war das ein furchtbarer Augenblick für mich. Mit diesem Todesfalle war mein Loos entschieden. Ein entfernter Anverwandter, Namens Faet, nahm mich zu sich in die Stadt, um mich als Knecht zu seinem Geschäft anzuhalten. Mit ihm machte ich Reisen bis weit hinein ins Braunschweigische. Liebe Jungfer, ich mußte einen mehr als vierzig Pfund schweren Pack oft 10 bis 12 Stunden weit tragen und als mein Herr im Braunschweigischen erkrankte, aus jenen fernen Gegenden allein und schwer beladen meinen Weg nach Nürnberg suchen. Was ich bedurfte, mußte ich täglich erst sauer verdienen und dabei war mir vorgeschrieben, was ich für meine Waare lösen und wie viel ich verzehren dürfte. Wenn ich sage, daß ich mein Brod sauer verdienen mußte, so soll das keine Klage sein, aber auch kein leeres Wort."

„Später kam ich in den Schwan als Laufbursche. Ich machte da mein Glück. Ich sparte, ich mied Vergnügungen und weiß in der That bis

heute nicht, wie es auf einem Tanzboden aussieht, denn dahin bin ich nie gekommen. Durch solche Sparsamkeit gelang es mir, so viel zu erübrigen, daß ich von Musküller den Schwan kaufen konnte. Man wird Ihnen das Nähere gesagt haben."

„Ja, ich weiß es; aber ich wußte es schon, ehe ich Sie kennen lernte oder sah. Daraus werden Sie entnehmen, daß ich nicht unziemlich neugierig bin;" sagte Luise.

„Ich bin jetzt auf dem Punkte, wohin ich kommen wollte. Liebe Jungfer, ich kann nicht wiederholen, was ich schon gesagt habe; aber ich setze hinzu, daß ein Mensch, wie ich, nicht leichtfertig mit solchen Anträgen ist. Ich habe in der Welt viel erfahren, und viele Menschen kennen gelernt. Ich weiß, daß oft der Schein trügt; vielleicht denken Sie gerade so, wie ich, werthe Jungfer. Am Ende aber ist alle unsere Mennschenkenntniß trügerisch und es ist am besten, dem ersten durch den ersten Eindruck erzeugten Entschluße zu folgen. Gott bescheert uns ja alles Gute, es sind das lauter Gaben von Oben. Und warum sollten wir nicht glauben, daß, wenn uns unser Herz so mächtig drängt, etwas zu thun, es auch eine Einwirknng Gottes auf uns ist? Sehen Sie, gute Jungfer, als ich Sie in Heroldsberg sah, da ergriff es mich mächtig, ich weiß nicht, wie? Ich fühle in mir eine so herzliche Zuneigung zu Ihnen, daß ich alles für Sie thun könnte, was Sie nur wünschen. Und wenn Sie mir nochmals

und noch tausendmal sagen: „Es kann nicht sein!“ so thut mir das nicht weh und erschüttert meinen Glauben nicht, daß Sie doch noch einmal Ja sagen werden!“

Leonhard war heftiger geworden, als er selbst wollte. Er erhob sich, aus seinen Augen stürzten Thränen; er rang die Hände.

„Mein Gott, mein Gott!“ rief Luise erschüttert, „welche Reden lassen Sie mich hören!“

„Wie, gute Jungfer Schmidt, so hätte ich Sie durch das, was ich sagte, betrübt? Das war gewiß meine Absicht nicht.“

„Ach, mein Herr, ich bin verwirrt, was könnte ich Ihnen auf Ihre Anträge entgegnen?“ fuhr Luise fort. „Der Schritt, zu dem Sie mich auffordern, würde alles, was ich mir vorgenommen und Entschlüsse, die ich gefaßt habe und ausführen muß, zerstören. Glauben Sie nicht, daß ich durch Ihre Anträge mich nicht geehrt fühle. Mein Herr, ich weiß den rechtschaffenen Mann zu schätzen und alles, was Sie sagen, scheint mir zu beweisen, daß Sie aufrichtig sind. Ich aber kann es nicht in gleichem Maße gegen Sie sein.“

„Wie?“ sagte Leonhard und es überlief ihn eiskalt.

Luise erbleichte und schwieg. Ein Kampf, der in ihr tobte, erschütterte ihre schöne Gestalt durch und durch. Sie sah stumm vor sich nieder und mit unaussprechlicher Wehmuth.

Leonhard beobachtete sie aufmerksam und ahnte, was in ihr vorging. Er setzte sich still an die Tafel und ließ ihr Zeit, sich zu erholen: dann sprach er sanft:

„Ich verdenke es Ihnen nicht, gute Jungfer, wenn Sie zurückhaltend sind gegen Jedermann. Aber allein gegen mich können und dürfen sie diese Zurückhaltung nicht behaupten. Jungfer Schmidt, das Leben ist kurz und der Moment, der über mein Glück in dieser Welt entscheidet, ist jetzt da. Es liegt in Ihren Händen, mich zu einem beseligten Menschen zu machen, oder mir die Freude an allem, was ich habe und noch zu erringen hoffe, mit einem Worte zu vernichten. Ein Mann, wie ich, thut diesen Schritt nur einmal und wie ich von Ihnen gehe, so ists mit mir für immer entschieden. Bedenken Sie das; es ist ein schwerer Augenblick; aber Ihr Geschlecht, Ihr Beruf und ihre religiöse Gesinnung werden, müssen Ihnen sagen, daß Sie meine Aufrichtigkeit mit gleicher Offenheit zu erwiedern haben."

Luise Schmidt hatte bis zu diesem Augenblicke ihre Standhaftigkeit bewahrt. Aber es lag in Leonhards ganzem Wesen eine Kraft, deren geheime und gewaltige Wirkung sie bisher nie erfahren hatte. Auch sein Aeußeres blieb nicht ohne Einfluß auf dieses wahrhaft edle weibliche Wesen. Sie empfand, daß ihr hier ein Mann gegenüber stand, dessen Charakter mackellos war, ein Mann von gleich großer innerer und äußerer Tüchtigkeit, eine Seele,

die sich wie ein offenes reines Blatt vor ihr aufrollte und mit wenigen Worten und schlichter Einfalt sich ihr ganz hingab. Luise Schmidt war verständig und gefühlvoll genug, um einzusehen, daß sie jetzt eine Pflicht, die höchste des Weibes, zu erfüllen habe. Sie wollte Leonhard ihre Hand nicht geben, aber Wahrheit war sie ihm schuldig. Es hatte sich ihr weibliches Schamgefühl und ein verzeihlicher edler Stolz bisher gesträubt, aber er zerrann vor der Gewalt, die dieser Mann binnen wenigen Minuten über sie ausübte und ein Strom von Thränen war das erste Zeichen, daß sie vor diesem übermächtigen Einfluß sich beugte. Aber zum Worte hatte sie die Kraft verloren.

„Ach, mein Gott" sagte Leonhard nach einer langen peinlichen Pause, „wie schmerzt es mich, Sie so zu kränken. Wodurch konnte ich Ihnen so weh thun, daß Sie so außer Fassung gerathen. Werthe, herzlich geliebte Jungfer, hören Sie mich, ich weiß nicht, wie es kommt, daß Sie so betrübt werden. Ach! Sie kennen mich nicht, ich weiß es wohl. Aber vertrauen Sie sich mir an, sollten Sie sich in irgend einer Bedrängniß befinden, vielleicht kann Ihnen der Rath und die Hilfe eines rechtlichen Mannes nützen."

Luise faßte sich gewaltsam, trocknete ihre Augen und sprach endlich: „Mein Herr, ich weiß nicht, wie mir zu Muthe ist. Irre ich nicht, so ist diese Aufgeregtheit, die mich heute zu ersten Male ergreift, das Vorzeichen einer bedenklichen Krankheit, was

nach allem, das mich in diesem Jammerjahre betroffen, wohl nicht zu wundern wäre. Ich bin standhaft; das kümmerliche Loos meiner guten nun hingeschiedenen Eltern, das ich von frühe an theilte, hat mich fast rauh an mir selbst gemacht. Doch hören Sie meine Verhältniße und urtheilen Sie selbst. Zuvor aber erlauben Sie mir, im Hauswesen nachzusehen. Ich werde in einigen Augenblicken wieder hier sein."

Sie ging und Leonhard sah ihr mit bewegtem Herzen nach. „Was werde ich hören?" sprach er zu sich selbst; „und ist das ein gutes oder schlimmes Zeichen, daß mein so herzlich gemeinter Antrag hier so viele Thränen fließen macht? Mein Gott, wie viele taummeln über diese wichtige Stufe ihres Lebens hinüber, wie Tänzer, taumeln hinein ins ehelige Leben, taumeln dahin, ohne den Ernst des Lebens zu erfahren oder in seine Tiefen auch nur einen Blick zu werfen. Und ich, den das Schicksal mit kalter Hand als Knaben hineinschleuderte in eine rauhe fremde Welt, ich sollte bestimmt sein, nach so großem Gottessegen hier an diesem Ziele Schiffbruch zu leiden. Mein Gott, mein Gott, wenn ich mit diesem sehnlichen Wunsche frevelte? Oder wäre es Sünde, so hohes Glück zu erhoffen? Doch wohlan, es komme, wie es wolle — ohne Gewißheit werde ich nicht von dannen gehen."

Jetzt trat Luise wieder ein, brachte Brod und ein Gläschen nebst einer Flasche Wein, kredenzte es

unserm Freunde und nahm sodann gefaßter ihm gegenüber Platz. Nach einem kurzen Nachsinnen sprach sie:

„Herr Thummet, ich will ganz offen gegen Sie sein, so offen, als ich glaube, daß Sie es gegen mich waren. Ich fühle, daß ich es Ihnen schuldig bin. Wenn wir dann für immer scheiden, der eine dahin, woher er gekommen, um ein besseres schöneres Loos, als das er im raschem Entschluß zu erhaschen hoffte, zu finden und ich, um unter fremden Menschen mein Brod zu suchen, so werden wir beide, wenn auch sonst nichts, doch ein freundliches Andenken an diese Stunde mit uns nehmen. Unterbrechen Sie mich nicht, lieber Herr —" sagte das brave Mädchen, als Leonhard abwehrende Bewegungen machte — ich bitte Sie dringend."

„Ich muß weit ausholen, lieber Herr. Was ich Ihnen jetzt sage, weiß kein Mensch, als meine verstorbenen Eltern; außer Ihnen wird, darf es Keiner erfahren.

„Mein Vater ist aus Bayreuth gebürtig, der Sohn eines armen Bureaudieners. Er arbeitete auf einer Schreibstube in seiner Vaterstadt; dort lernte er meine Mutter, die Tochter eines Kaufmannes kennen, den leider — verkehrte Spekulationen und häusliches Unglück zu Grunde richteten. Meine Mutter war vornehm erzogen, an Sparsamkeit nicht gewöhnt. Sie wollte nach dem Ruin ihrer Eltern, der ihrer Mutter das Leben ko-

stete, Vergnügungen nicht entsagen, an die sie doch sowohl in Anbetracht ihrer Lage als auch des kärglichen Verdienstes meines Vaters nicht denken durfte. Mein Herr, es wird mir schwer, Ihnen das alles zu sagen; aber ich muß es thun."

„Ich wurde geboren, ehe mein Vater noch im Stande war, sich zu verheirathen. Erst als ich acht Jahre alt war, wurde mein Vater nach Gräfenberg als Rendant und Stadtschreiber versetzt. Er hatte nun eine Besoldung von 270 Gulden, zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben. Aber als rechtlicher Mann ließ er sich mit meiner Mutter trauen."

„Zwei Jahre lebten wir in Gräfenberg. Mein Herr, ich mußte mit neun Jahren Kinder warten, arbeiten, das Hauswesen besorgen, kochen — wie das geschah, daß läßt sich denken; aber meine Eltern hatten die Mittel nicht, sich Dienstboten zu halten und außer den Amtsstunden half mir mein unvergeßlicher Vater, ein redlicher Mann ohne Gleichen."

„Um diese Zeit lernte Herr von Wahler, den Sie gestern sahen, meinen Vater kennen und beauftragte ihn mit mehreren wichtigen Geschäften, die er mit gewohnter Pünktlichkeit und Redlichkeit besorgte. Hier erledigte sich nun durch den Tod des Amtmannes dieser einträglichere Posten und Herr von Wahler bot die Stelle meinem Vater an.

„Wir kamen hierher ohne Vermögen; aber binnen zwei Jahren erwarben sich meine Eltern, was Sie im Hause sehen. Kaum war aber dieses Glück

ein wenig aufgeblüht, so begann meine Mutter zu kränkeln. Sie wurde bald bettlägerig; ich habe sie acht volle Jahre bis zu ihrem Tode gepflegt. Mein Herr, jetzt werden Sie ermessen, was ich erfahren habe. Ich hatte für Haushaltung, Pflege der Kranken, Erziehung meines Bruders zu sorgen und war selbst noch ein Kind. Oft wollte meine Kraft erliegen, oft schwand sie; ich weiß nicht, wie ich habe alles leisten können. Gott hielt mich aufrecht und die Liebe meines Vaters."

„Mein Herr, die Umstände meines Vaters konnten sich unter solchen Verhältnißen nicht verbessern; wir erübrigten nichts mehr und die Hoffnung, mit der Herr von Wahler meinen Vater tröstete, daß er eine Gerichtshalterstelle in der Stadt erhalten solle, ging nicht in Erfüllung, da die Stelle nicht in Erledigung kam. Mein Vater war zu stolz, seinem Patronatsherrn mit Betteleien um Gratifikationen heiß zu machen; er trug sein Loos wie ein braver Mann es thun muß, stumm und standhaft. Wir klagten und trösteten einander und sparten es an uns ab, um der kranken Mutter, die die Noth schwerer empfunden hätte, als ihre körperlichen Leiden, die nöthigen Erquickungen nicht versagen zu müssen."

„Herr von Wahler scheint etwas zu ahnen von der wahren Lage, in der wir uns befinden. Er war gestern bei der Leiche meines Vaters anwesend und als ich ihm den Pachtzins von fünfhundert und

achtzig Gulden ausbezahlte, strich er hundert und achtzig Gulden und ließ sie mir nach. Ich gestehe Ihnen, die Felder hatten kaum vierhundert Gulden abgeworfen, nachdem wir, ich und mein sterbender Vater, alles getilgt und diese hundert und achtzig Gulden gingen von dem Wenigen, was wir nach dem Tode meiner Mutter erübrigt. Ich nahm das Geld mit großem Danke, nicht für mich — ich bedarf dessen nicht — sondern für meinen Bruder. Ich erwarte heute einen Händler aus Nürnberg, um alles, was wir im Hause haben, an ihn zu verkaufen. Mein Vormund wird anwesend sein und billigt, was ich thue. Das Erlöste legen wir in Nürnberg in einem Handlungshause an. Die Zinsen sollen den nothdürftigen Unterhalt für meinen Bruder geben. Ich gehe nach Wien, um mich dort zu verdingen und was ich verdiene uud mir abkargen kann, sende ich Herrn von Wahler, damit es dieser meinem Bruder zu gut kommen lasse.

„Mein Herr" sprach Luise Schmidt mit Nachdruck, „Sie sehen nun, wie arm ich bin. Doch ich schäme mich dessen vor Ihnen nicht; was kann ich dafür? Dieses ist der Grund, weshalb ich bisher jedes Anerbieten, mich zu verheirathen, ruhig von mir gewiesen. Die Welt urtheilt über Verbindungen, die junge Männer von Vermögen mit armen Mädchen eingehen, mit Hohn und Verachtung. In der Noth thut Geld gute Dienste. Hatte die Frau kein Vermögen, so verschuldete sie immer einen

Theil der Noth; wenigstens hätte sie sich nicht zur Ehe entschließen sollen. Ich könnte das Bewußtsein, daß ich nichts gehabt, als meine Hände zur Arbeit, wie ich mich verehelichte, einem wohlhabenden Ehegatten gegenüber nie verwinden und eine leise Andeutung eines Vorwurfes, der mir je bei irgend einer Veranlassung darüber von meinem Gatten gemacht würde, kostete mir, glaube ich, das Leben. Nein, unterbrechen Sie mich nicht, Herr Thummet — sagte sie zu dem Abwehrenden — „ich weiß, was Sie sagen werden und können; aber ich kann nicht anders denken; meine Vernunft sagt mir, daß die Sache so genommen werden muß, wie sie liegt. Wohl, wir haben beide ein feuriges Gefühl, wir sind jung, das Glück begünstige uns — es bleibt nicht so! auf die träumerische Morgenröthe folgt der heiße helle Tag. Ja, Herr Thummet, ich fühle mich durch Ihren Antrag geehrt; ich würde sagen — sehr **glücklich** fühlte ich mich dadurch, wären unsere Verhältniße sich gleich. Aber sie sinds nicht, sie können es nie werden und darum sage ich: Nein!"

„Meine gute Jungfer," sagte Leonhard feurig, „ich begreife Sie ganz. Sie haben recht, wenn Sie so sprechen und ich verdenke es Ihnen nicht. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Aufrichtigkeit. Aber all Ihre Gründe, die Sie gegen mich geltend machen wollen, beruhen — mir gegenüber — auf falschen Voraussetzungen. Ich bin kein reicher Mann.

Ich habe Schulden auf meinem Hause und diese müssen bezahlt werden. Ich befinde mich demnach in einer Lage, die unstreitig unsere beiderseitigen Vermögensverhältniße gleich macht. Denn sehen Sie, Sie sind jung, geschickt und wie ich sehe voll Muth, folglich reich mir gegenüber. Gott hat Ihnen Verstand gegeben; es wird Ihnen mit Gott nicht fehlen. Ich aber habe einen schweren Stand und werde ohne Sie kaum zu einem Ziele kommen. Mit Jemand anders, als mit Ihnen, das sagt mir mein Verstand und mein Herz, kann ichs nicht, habe ich weder die rechte Freude noch den rechten Muth dazu. Dieses zur Aufhellung der Lage der Sache. Und wie, geehrte Jungfer, wenn ich frage, was Sie, falls ich arm wäre und Sie den Schwan besäßen, was Sie, sage ich, mir zur Antwort geben würden, wenn ich mit der Bitte um Ihre Hand zu Ihnen träte: darüber erklären Sie sich jetzt, aber aufrichtig!"

„O mein Herr" sagte Luise erröthend, „so ist aber die Sache nicht!"

„Mein Gott, lächeln Sie nicht, Jungfer Luise! es ist gar schwerer Ernst. Antworten Sie mir herzhaft und unumwunden: was würden Sie mir dann antworten?"

Luise Schmidt war ein seltenes weibliches Wesen. In ihr war das Weiche des weiblichen Gemüthes mit fast männlicher Entschlossenheit und hohem Verstande gepaart. Sie lächelte und sprach:

„Herr Thummet, ein Mann bleibt der Ernährer und Versorger des Weibes und brächte ihm die Gattin Millionen zu. Was ist ein Mädchen? was nützt ihr das Vermögen? Ist sie nicht sammt Allem hilflos, eine schwache der Stütze bedürftige Ranke? Ich räume Ihnen das Recht ein, diese Frage an mich zu stellen; aber ich will meine Antwort darauf zu meinem letzten Worte machen. Unterlassen Sie alle Schlüsse und Folgerungen, die Sie daraus ziehen könnten und bedenken Sie, daß die Frau dem Manne gegenüber sich stets in einer völlig andern Lage befindet, wenn sie ihm kein Vermögen zubringt, als der vermögenlose Mann, den ein bemitteltes Mädchen heirathet. Es ist nun einmal so Sitte bei uns; die Verhältniße bringen es mit sich und wir beide ändern mit allem guten Willen nichts an der Sache. Damit Sie aber eine Antwort ohne Hörner und Zähne haben, setzte das entschlossene schöne Mädchen unter tiefem Erröthen mit schmerzlichem Lächeln hinzu, so gestehe ich Ihnen: ich würde Ja sagen!"

„Luise," rief unser Freund mit tiefer Rührung, „Sie denken edel! Aber mich müssen Sie nicht für niedriger gesinnt halten. Wir sind im Reinen und nun bitte ich Sie um Ihrer selbst willen, geben Sie mir Ihre Hand. Es ist genug gesagt worden; reut es Sie, so haben Sie bis zum letzten Augenblicke das Recht, Ihr Wort zurück zu nehmen."

Wir schließen hier, denn der feurige junge Mann drang so lange in die nur noch schwach Wi-

derstrebende, bis sie endlich überwunden sich in seinen Willen ergab. Es war ein seliger Augenblick in Leonhards Leben, der Moment, wo seine spätere Gattin ihm gestand, daß sie vom ersten Augenblicke an ihn herzlich geliebt. Luisens Thränen floßen jetzt reichlich; ihr Muth ging unter im süßen Weh der Liebe; die schwache Ranke hatte die Ulme gefunden, an der sie sich hinaufranken, erblühen und süße Früchte tragen konnte. Als Leonhard spät Abends im Schwan einfuhr und da von Faets Gattin empfangen wurde, rief diese verwundert über sein fast verklärtes Aussehen: „Nun, was hast du gewonnen, daß dein Gesicht so strahlt?"

„Für Euch, gute Mutter, eine Ablöserin, eine Tochter, die Euch Freude machen wird;" sagte der glückliche junge Mann.

„Nun, Gott sei Dank! wenns einmal so weit ist," rief die alte Frau mit aufrichtiger Freude; das mußt aber heute noch meinem Alten sagen."

„Wo ist er?"

„Er hat wieder Gichtschmerzen und liegt schon den ganzen Tag. Komm, geh gleich hinter. Oben ist schon alles besorgt."

Leonhard überließ das Ausschirren des Pferdes dem Vicehausknecht und verschwand im Innern des Gebäudes.

Der erste Sturmvogel.

Leonhard war fast bis eilf Uhr bei Faet geblieben. Des Alten Ermattung und das Bedürfniß, vor dem Schlafengehen noch Nahrung zu genießen und im Hause nachzusehen, nöthigten ihm endlich das Weggehen auf. Er war noch auf dem Gange, als ihm der Zimmerbursche entgegenkam mit der Bemerkung „es sitze Einer im Gastzimmer, der trinke Glas auf Glas, und mache noch lange keine Miene, nach dem Bett zu fragen.“

Gasthäuser wie der Schwan sind selten die Orte, wo Trinkgelage gehalten werden. Man logirt da, ißt, und wer Bier trinken will, muß in eine Zapferei gehen, denn Bier pflegte sonst in solchen Gasthäusern gar nicht ausgeschenkt zu werden. Die Fuhrleute, Handelsleute und überhaupt alle jene Reisenden, welche gerne ordentlich bewirthet sein möchten, ohne viel Geld dafür auszugeben, pflegen auch in Beziehung auf ihre Vergnügungen ein weises Maß zu halten und wie man zu sagen pflegt, „sich nach ihrer Decke zu strecken.“ Die Wirthsleute aber werden durch ihre Geschäfte des Tags in Anspruch genommen und das Dienstpersonale muß Morgens oft schon um zwei Uhr wieder auf seinem Platze sein. Daher trachtet Jedermann, zu Bett zu kommen. Trifft sich's nun einmal, daß diese Hausordnung gestört wird, so erregt das natürlich Aufsehen und

ein solcher Ruhestörer wird, wenn er einmal wieder kommt, gewöhnlich mit der Entschuldigung — es sei alles schon besetzt — an der Thüre abgewiesen.

Leonhard runzelte die Stirn, ging ins Zimmer, warf einen Blick nach dem Fremden, der mit geröthetem Kopf bei dem herabgebrannten Lichte saß, nahm das vom Zimmerkellner ihm übergebene Licht, ging ins Kabinet und sagte leise zu dem Knaben: „Geh jetzt zur Ruhe!"

Der Knabe verließ das Zimmer. Leonhard ließ die Thüre zum Kabinet offen stehen, machte sich dann an seine Schreibereien und fing an zu arbeiten.

Nach einiger Zeit hörte er, daß der Fremde sein Glas leer trank und mit dem Deckel pochte. Leonhard stand nun auf, ging unter die Thüre des Kabinets und sprach, da er die bäurische Kleidung des Mannes bemerkte:

„Will Er da übernachten, Landsmann, so werde ich ihm zu Bett leuchten. Bier schenke ich im Hause nicht; s'ist jetzt eilf Uhr, meine Leute schlafen und zum Holen ist Keiner mehr da."

„Du bist ein sauberer Bruder!" sagte der Fremde mit grobem Tone in der Stimme.

„Was?" rief Leonhard betroffen und ging zum Tische, um den Gast näher zu besehen.

Der Fremde putzte das Licht, setzte sich sehr patzig zurecht und fuhr fort: „So geht man an Einem vorüber, ohne Einen nur anzuschauen? Bin zehn Stunden weit daher gelaufen, um Dich zu besuchen

und Dir Glück zu wünschen. Bist jetzt drei Stunden daheim, und hast Dich noch nicht einmal nach mir umsehen mögen? Das ist herrlich!"

Leonhard stand während dieser Rede fast erstarrt, denn er hatte seinen zweitältesten Bruder Hans vor sich, denselben, der der Mutter so sauere Tage gemacht hatte und nun erschienen war, um, wie er sagte, Leonhard zu besuchen.

„Grüß dich Gott, Hans," sagte er treuherzig trotz der höhnischen Kälte des rohen Burschen, „sieh, kein Mensch hat mir was davon gesagt, daß du da bist und — beim Himmel! — es war so dunkel, daß ich dich nicht erkannte. Nimm mir's nicht übel!"

„Geh da mit deinem albernen Gered," sagte der rohe Bursche, dem das Bier in den Kopf gestiegen war, „das mach' einem Dummeren weiß, als ich bin. Wenn'st dich meiner schämst, so sag's grad raus. Meinst, weil'st ein reicher Mann worden bist, sind wir dir z'wenig? Was du bist, kann ein Anderer auch noch werd'n; s'ist noch nicht aller Tage Abend. Z' dick wirds bei dir noch alleweil nicht sitzen, daß'd deine Geschwistrichte z' verachten brauchst."

Leonhard ärgerte sich; aber er berücksichtigte den Zustand des Trunkenen und fragte: „Warum hast du denn den Kellner nicht gleich zu mir geschickt, und mir sagen lassen, daß du da bist? Sieh, ich wußte ja nichts von deiner Anwesenheit. Der

Fehler liegt also nicht auf meiner Seite, sondern auf der Deinigen!"

„Ich — hab' grad nicht gemöcht, ich hab pardu auf dich warten wollen, bist d' selber kämst!" sagte Hans etwas ruhiger.

„Na, so laß gut sein, sei mir herzlich willkommen," sagte Leonhard und reichte ihm die Hand.

„Jetzt schaff was z' essen her, ich hab' noch nichts im Leib und bin hungrig."

„Warum hast dir denn nichts bestellt?" sagte Leonhard nun wirklich ungeduldig werdend über diese bäurische Tölpelhaftigkeit; erhob sich dann, ging hinaus und holte, was er fand, Kaltes, Käse, Brod, Senf und dergleichen. Damit erschien er denn bei seinem Bruder, der über die Speisen mit solchem Heißhunger herfiel, daß Leonhards Mitleid wieder dadurch rege gemacht wurde. Es verschwanden die Dinge nach und nach mit fabelhafter Geschwindigkeit in Hansens Mund. Der Bursche, ein baumstarker Mann von 36 Jahren, hatte sich satt gegessen, dehnte sich nun behaglich und sprach:

„Hast denn gar nichts mehr zu trinken, Liendl; ich bin erst halber satt."

„Hör, Hans, meine Leut' müssen morgen früh um 4 Uhr spätstens wieder zu handen sein, darum weck ich Keinen; sonst aber glaub ich, sind um die Zeit die Wirthshäuser schon zu und dann mein ich, du hättest für heute genug Bier im Leibe; drunten

im Hof ist aber der Brunnen, welcher deinen Durst besser löscht."

„Schau einmal," sagte der Bursch verdutzt, denn das Essen hatte einen Theil der Bierdünste eingesogen und ihm in demselben Maße den Gebrauch seines Verstandes wieder gegeben, „was du nicht gescheit bist! Das Wasser kost freilich nichts; trinks aber selber! Na, wir wollen davon nimmer reden" schloß er erbost; „hab gehört, daß du den Schwanen gekauft hast und bin gekommen, um mich einmal nach dir umzusehen. Teufel! du mußt Glück gehabt haben und Geld wie Heu; das ist ein Mordshaus. Und Pferde hast auch?"

„Die brauch ich zu meinem Geschäft, die müssen mich helfen ernähren."

„Hm", sagte der Bursche; „verdient hast's nicht, es wird dir eben ein reiches Weibsbild das Geld dazu geben haben, sonst häst den Schwan nicht kaufen können;" fuhr der grobe Bursche fort.

Leonhard gab hierauf keine Antwort und Hans sprach weiter: „Wie theuer hast denn das Haus gekauft?"

„Ein und zwanzig tausend Gulden," sprach Leonhard immer verdrießlicher werdend.

„Ist das viel Geld, he? Da könnt man vier Bauernhöfe, wie unserer, drum haben?"

„Ich weiß nicht" sagte Leonhard und schwieg dann.

„Wie viel hast denn dran zahlt?"

Unser Freund sann einen Augenblick nach, ob er auf dieses unverschämte Examen sich weiter einlassen solle? Endlich bedachte er, es sei am Ende doch nur sein Bruder und kein Fremder und dieser hätte das Recht, so zu fragen und sprach:

„Ich hab mir vierzehn tausend Gulden erspart, die hab' ich daran bezahlt. Das Uebrige steht zur ersten Hypothek auf meinem Hause."

„Schulden hast?" sagte der Bursche rasch und ein schlecht verhehlter Jubel leuchtete aus seinen Augen. Plötzlich besann er sich aber wieder und sprach. „Vierzehn tausend Gulden! und mir willst weiß machen, daß d' dir die erspart hast? So dumm bin ich nicht, daß ich das glaub!"

„Ich habe sie mir erspart" sprach Leonhard mit fester Stimme, „ob es dir glaublich scheint, oder nicht, darauf werde ich wenig Gewicht legen."

Es entstand nun eine Pause. Hans hatte Leonhards Mißstimmung wahrgenommen und sann nach, wie er sich ferner gegen ihn benehmen solle. Endlich fuhr er fort und sprach: „Wer hat dir denn das Geld auf dein Haus gegeben."

„Faet," sagte Leonhard.

„Wie, der Knauser, der bei Vaters Lebzeiten so oft zu uns kam, und uns so viel Kartoffeln, Hopfen und dergleichen abschwärtelte? (um geringes Geld abkaufte.) Wo wohnt er denn?"

„Er wohnt bei mir in meinem Hinterhause," sprach Leonhard.

„Zu dem geh' ich morgen, er muß mir auch aufhelfen;“ sagte Hans. „Ja, ja,“ sprach er, „wenn man solche Helfer hat, dann muß es freilich gehen. Aber wie kommts denn, daß du den alten Filz, den schäbigen Geizhals so weit gebracht hast, daß er dir unter die Arme griff?“

„Höre, Hans, laß uns jetzt dieses Kapitel schließen,“ sprach Leonhard verdrießlich „und laß mir nun hören, wie es mit dir steht. Bist schon verheirathet?“

„Wa—as?“ sagte der Bursche und streckte den Hals.

„Ob du noch nicht verheirathet bist und ob du noch keinen Hof besitzest?“ sagte Leonhard ruhig.

„Dummes Gefrag!“ sagte der rohe Bursche; ja, wenn mich der schlechte Kerl, der Görg, nicht um des Vaters Anwesen betrogen hätte, dann wär ich jetzt „Kannesenbauer.“

„Hör, Hans, es ist nicht schön von dir, daß du den Görg einen schlechten Kerl schimpfest. Er hat den Hof um fast tausend Gulden theurer gekauft, als er sonst weggegangen wäre und das freiwillig. Die Mutter hat mir's selbst erzählt. Er hat also schön gegen die Mutter und uns alle gehandelt und dafür sind wir ihm alle Dank schuldig, aber Schmähungen verdient er nicht.“

„O, du red'st auch, du Gelbschnabel? Was weißt denn du? Da steckte der alte Spitzbub, der Lipfert von Betzenstein, dann der Leipoldsteiner Brun-

nenbauer, Görgs Schwiegervater, dahinter, die habens schon eingerichtet. Ich bin bei Lipfert gewest und hab ihn fast fußfällig beten, mir das Geld auf dem Hofe zu lassen, ich wollt' ihn übernehmen; aber er jagte mich kühl weg und sagt, er brauche sein Geld wo anders hin, ich sollt' zum Brunnenbauer nach Leipoldstein gehen und mit dem reden. Daß das umsonst gewest wär, liegt auf der Hand. Es war ein abgemachter Spitzbubenstreich, und die Mutter hat die Hand auch drunter stecken gehabt, sonst thät ihr der Görg nicht alles, weil er fürchtet, sie möcht was ausplauschen (plaudern)."

„Du setzest aber schlechtes Zutrauen in deine Geschwister und deine Mutter," sagte Leonhard zornig, „fast möcht ich glauben, daß du selbst wenig Vertrauen verdienst und überhaupt muß ich dir jetzt sagen, daß ich alles weiß, wie du dich nach des Vaters Tode gegen die Mutter betragen hast, du nicht allein, sondern auch der Andres und die Anne Bärbe."

„Nun, was hab' ich gethan? sags einmal raus, du Gelbschnabel, du?" rief der grobe Bursche und schlug über den Tisch, daß die Teller und Gläser tanzten.

„Benimm dich ruhig, wenn du mit mir sprichst und unter meinem Dache bleiben willst," sagte Leonhard sehr ernst und sah dem Burschen, der ihn wie alle rohen Menschen durch Brutalität in Furcht zu setzen versuchte, ruhig und fest ins Gesicht. Dieser

erwiederte anfangs den Blick keck; dann aber schlug er die Augen nieder und stützte seinen Kopf trotzig auf die geballte Faust. Leonhard fuhr nun fort und sprach: „Ich hätte, da du mich zu besuchen kommst, wohl nichts von diesen Dingen erwähnt, aus Schonung gegen dich, denn wie die Sache steht, scheint es mir, du hättest hinlänglich Ursache, dich deines Betragens gegen die Mutter und deine Geschwisterte zu schämen. Weil du dich aber nicht scheust, rechtliche Leute, wie Lipfert und den Brunnenbauer zu verunglimpfen, die Mutter eines schändlichen Betruges zu beschuldigen und Görge, der dir Gutes gethan hat, zu schimpfen, so mußt du nun auch hören, was für einen Spiegel ich dir vorhalten will. Ruhig, sag ich dir! „— fuhr er bei drohenden Mienen, die Hans annahm fort, —“ ruhig, mäßige dich mir gegenüber, damit ich vernünftig mit dir reden kann! Wir sind jetzt allein, es hörts kein Mensch, sondern nur Gott über uns. Was ist das für ein Betragen von einem Sohne, der alten Mutter, die ohnehin schon Kummer genug hat, das Leben zu verbittern? Was ist das für ein Benehmen von einem Bruder, den Geschwisterten das Leben sauer zu machen und sie zu kränken und zu beschimpfen? Ist das recht von dir gewesen, daß du gleich nach des Vaters Tode dich heimgesetzt hast und dich von der Mutter ernähren lassen? Wer war dran schuld, daß die Mutter den Hof schon zu ihren Lebzeiten feilbieten lassen mußte, als du und An-

dres? Und nun, nachdem Görg Euch zu Liebe fast um tausend Gulden den Hof theurer kaufte, als er beim Strich gekommen wäre, beschuldigst du ihn, er sei ein schlechter Kerl und der Mutter wirfst du vor, sie hätte sich Görgen zu Liebe zu einem Betruge verleiten lassen! Pfui Schande! Hans, wo ist dein Christenthum? Heißt das das vierte Gebot halten und die Mutter ehren? Schäm dich, Mensch! Wie ich dich da vor mir sitzen sehe, so stark, gesund und tüchtig zur Arbeit, solltest du anders dastehen. Mein wäre der Hof gewesen, wenn es dem Rechte nach gegangen wäre. Aber ich sehe das elterliche Anwesen mit Freuden in Görgs Händen, denn er ist der rechte Mann, um es zu behaupten und zu erweitern. Ich habe mein Brod unter fremden Menschen seit meinem fünfzehnten Jahre sauer, aber ehrlich, verdient und bin jetzt zu meinem Ziele gelangt. Freilich hab' ich noch Schulden; aber die werde ich mit Gottes Hilfe zahlen. Wie stets nun mit dir, Hans? Heraus damit! Du hast mich nach allem gefragt, folglich mußt du mir auch Auskunft über deine Verhältniße geben!"

Hans wußte nicht, wie ihm geschah. Er erstaunte, als er hörte, wie ihm sein jüngster Bruder den Kopf wusch, wie er ihm die Meinung sagte und sich benahm, als sei er der Aeltere und hätte das Recht, ihm alles begangene Unrecht mit aller Strenge vorzuhalten. Hans war ein roher tüchtiger Bursche, auf dem Lande als gefährlicher Raufbold gefürchtet,

der im Streit schlimme Worte mit fürchterlichen Schlägen erwiederte. Nun sollte er sich von seinem Bruder, einem jungen Manne von zwar stattlichem Aussehen, aber scheinbar geringer körperlicher Kraft, solche Dinge sagen, solche unangenehme Wahrheiten an den Kopf werfen lassen? Und doch ließ sich gegen alles, was Leonhard gesagt, nichts erwiedern; er sprach ja nur die baare, blanke Wahrheit. Hans ward so betroffen, daß auch das letzte Restchen seines Rausches schwand und daß er seinen Bruder mit offenem Munde anstarrte.

„Nun," sagte Leonhard nach längerer Pause, „du siehst mich an? Hab ich dir vorhin etwas gesagt, was nicht wahr ist? Du bist mein Bruder und mußt die Wahrheit von mir hören. Geschwister dürfen nichts vor einander zurückhalten. Wenn ich dich nach deinen Verhältnißen gefragt habe, so geschah es nicht aus Neugierde, sondern aus gutem Herzen. Es scheint mir, daß es dir nicht so geht, wie ich wünsche. Laß hören; wo bist du denn jetzt?

„Ich bin noch in Leipoldstein, wo ich bisher als Knecht diente; aber ich hab alleweil keinen Platz und bin herein in die Stadt gegangen, um mich hier zu verdingen; sagte Hans ziemlich gedemüthigt.

„Was willst du denn werden, Hans?"

„Na, ich meine, du kannst mir am besten rathen," sagte der Bursche kleinlaut, „drum bin ich eben zu dir kommen. Vielleicht kannst mich selbst brauchen."

„Es kommt eben drauf an, was du im Sinn hast und leisten kannst;“ sagte Leonhard. „Was man auf dem Lande von einem Knecht verlangt, ist was anderes, als was hier gefordert wird. Kannst rechnen und schreiben?“

„Na,“ sagte der Bursche und stutzte.

„Was kannst denn?“

„Ackern, mähen, säen, mit dem Fuhrwerk umgehen;“ war die Antwort.

„Das wird beinahe alles hier nicht verlangt. Die Bürger haben keinen Feldbau. Als Kutscher könntest du vielleicht unterkommen, wenn du jünger wärest. Aber es kommt erst darauf an, ob du mit dem Lohn auskämest.“

„Wie viel kriegt denn so Einer?“

„Dreißig bis vierzig Gulden jährlich. Aber so viel kosten ihm Schuhe, Wäsche und andere Bedürfniße.“ Da du nun auf dem Lande fast eben so viel Lohn hast und weniger Ausgaben, so stehst du dich dort unstreitig besser und würdest es bereuen, dich in die Stadt verdungen zu haben, selbst wenn es gelingen würde, dir einen Platz zu verschaffen.“

„Was bist denn du gewesen und hasts doch so weit gebracht?“ sagte Hans ungläubig und mit heimlichem Ingrimme.

„Ich war zwei Jahre Knecht beim Vetter Faet, und diene fast dreizehn Jahre beim Musküller, erst als Laufbursche, dann als Schaffner. Wer so was

werden will, muß jung in die Stadt gehen und es gelingt dennoch nicht allen jungen Leuten. Sieh, lieber Hans, ich bin, so lang ich in Nürnberg lebe, noch in kein Bierhaus gekommen und auf keinen Tanzboden. Ich rauche nicht, ich trinke und spiele nicht — von all dem weiß ich nichts. Es ist nicht nöthig, mehr darüber zu reden und solche Entbehrungen würden dir schwer werden, glaube mir."

„Ist denn hier gar nichts zu machen?" sagte Hans und der Gedanke, Leonhard suche seiner nur möglichst schnell wieder los zu werden, stieg immer mehr in ihm auf und erfüllte seine Seele mit bitterem Haß.

„Ich habe einen Posten in meinem Hause, der für dich paßte. Aber mein alter Görge ist Familienvater, hat Frau und Kinder, ich bin mit ihm zufrieden und kann ihn nicht wegthun. Sollte sich wo anders was finden, so würde ich dich empfehlen. Bei mir ist aber gegenwärtig kein Platz leer."

„Ich seh schon, bei dir finde ich keine Hilfe. Als Bauernknecht dien ich nun schon zwanzig Jahre; aber ich war ein ehrlicher Kerl und hab' nichts zurück bringen können. Die Hoffnung, durch dich hier in der Stadt ein besseres Plätzchen zu bekommen, hat mich hereintrieben. Morgen will ich wieder heim. Was ist ein alter Bauernknecht? Wohin geh ich, wenn ich einmal ein alter krummer Kerl bin und nimmer arbeiten kann?"

„Es scheint, du hast mich aus Irrthum in einem

schlimmen Verdachte, Hans;" sagte Leonhard; „sieh, gerne nähme ich dich in mein Haus, aber ich kann den alten Mann, an dessen Stelle du wirklich paßtest, nicht fortthun. Er dient schon fast dreißig Jahre da. Außerdem geht jetzt des Krieges wegen das Geschäft so schlecht, daß ich meine Leute oft selbst nicht beschäftigen kann. Ich habe Schulden und besetze deshalb die Schaffnerstelle nicht, sondern besorge diese Geschäfte selbst. Aber beruhige dich, ich will dir einen andern Vorschlag machen!"

Hans schwieg; nach Art roher Leute war auf seine brutale Heftigkeit, mit der er abgefahren, tiefe Entmuthigung gefolgt und diese hatte nun, als seine Hoffnungen zu zerrinnen drohten, dem Kleinmuthe, der Wehmuth und heimlicher Erbitterung Platz gemacht. Leonhard las aus seinem Gesichte einen Theil dieser verschiedenen Gefühle und sein Herz voll brüderlicher Liebe wallte über. Er fuhr fort und sagte: Armer Hans, vor der Hand bleibst bei mir; ich will mit einem Freunde, dem Bierbräuer Strobel, reden; der braucht starke Leute zur Arbeit und du kannsts bei ihm versuchen. Stehts dir dort an, so bleibst und ich glaub', du wirst gut dabei fahren. Jetzt schlag dir die Sorgen aus dem Kopfe, mach' einen fleißigen braven Mann und das Weitere überlaß Gott!"

Hiemit endete die Unterhaltung und vier Tage später wanderte Hans nach Leipoldstein, um von dort seine Habseligkeiten zu holen und sich nach

Nürnberg in die Strobelsche Brauerei zu begeben; ein an sich unbedeutendes Ereigniß, das aber später für Leonhard sehr verhängnißvolle Folgen nach sich zog.

Einen Tag darnach begab sich Leonhard zu seiner geliebten Braut Luise nach Neuhof. Durch seine Vermittelung wurden die hinterlassenen Möbeln und Hausgeräthschaften des seel. Amtmannes abgeschätzt und er erlegte für Luisens Bruder Karl die Summe des Schätzungspreises bei dem Laufer Depositorium, damit dieselbe als Eigenthum des Knaben bis zu dessen Volljährigkeit dort verwaltet würde. Luise sah diesem Beginnen unseres Freundes ruhig zu und fügte sich still und ohne Sträuben in seinen Willen, von ihm eine Summe von zwei hundert Gulden zum Ankaufe der noch fehlenden Wäschstücke und Möbeln zu verwenden, die er dann auf einem Lastwagen abholen lassen wollte. Leonhard versuchte hierdurch dem Geträtsch der Leute vorzubeugen, als käme die junge Frau zu ihm ohne gehörige Ausstattung, eine Vorsicht, die wir ihm nicht verdenken und die Luise mit verständigem Sinn vielmehr als eine zarte Aufmerksamkeit von ihm, denn als Stolz betrachtete. In der That wollte Leonhard wie bisher für sich leben, sein häusliches Glück gründen und allem unnöthigen Gerede der Leute dadurch vorbeugen, daß er ihnen wenigstens etwas zur Schau stellte. Luisen aber wollte er dadurch, daß er ihr die Erbstücke ihrer guten Eltern sammt und sonders erhielt, den Uebergang vom Gewohnten zum Ungewohnten versüßen, daß er

sie mit allen Gegenständen umgab, die als Erinnerungen an ihre Jugend und ihre Eltern ihr besonders werth sein mußten. Das treffliche Mädchen verstand ihren Freund vollkommen und in ihrem Herzen wurzelte eine Achtung für ihn, die nur durch die zarte innige Neigung für ihn aufgewogen und durch keinen Sturm der Zukunft erschüttert werden konnte.

Acht Tage später erschien Luise mit ihrem Bruder Karl in Nürnberg. Die gerichtlichen und kirchlichen Formalitäten wurden in Ordnung gebracht und Karl bei Leonhard einlogiert. Luise reiste schon an demselben Abend nach Neuhof zurück, um dort die nöthigen Anstalten zu ihrem Abzuge aus dem Amthause zu treffen. Am Samstage hernach kamen nach langer Zeit Leonhards alte Freunde, die beiden Bremer Fuhrleute, wieder mit schweren Lasten im Schwan an. Leonhard sprach nun mit ihnen wegen der Ueberfuhr von Luisens Ausstattung. Am Montage darauf reisten die Fuhrleute nach Neuhof ab, luden dort, übernachteten und waren Dienstags Mittag wieder in Nürnberg. Mit ihnen kam Luise an, die von ihren lieben Neuhöfern zum Abschiede noch mit einem wirklich prächtigen Kleiderschranke aus Nußbaumholz, der auf Kosten der Gemeinde in Nürnberg angefertigt wurde, beschenkt worden war.

Herr von Wahler war inzwischen mit seiner Familie in Nürnberg eingetroffen. Luise machte ihm in Leonhards Begleitung einen ersten Besuch

und stellte ihm ihren Bräutigam vor. Sie erhielt dann die Einladung, bis zu ihrer Verehelichung bei Wahlers zu wohnen, was ihren Wünschen ganz entsprechend war.

Das erste Aufgebot war in der Kirche geschehen; am darauf folgenden Sonntage holte Leonhard sein schönes Bräutchen früh ab, um mit ihr nach Stierberg zu fahren und der Mutter und dem Bruder einen Besuch abzustatten. Luise lernte nun die Anverwandten ihres Bräutigams kennen, beide verlebten einige stillfröhliche Stunden bei ihnen, kehrten aber an demselben Tage wieder nach Nürnberg zurück.

Am Sonntage des dritten Aufgebotes ging Leonhard mit seiner geliebten Luise zur Kirche, begab sich am Schlusse des Gottesdienstes mit seiner Braut in die Sakristei, wurde hier in Gegenwart seines Bruders und Faets Gattin getraut und kehrte dann eben so unbemerkt mit den genannten Personen in den Schwan zurück.

So war nun die heilige Handlung vorüber, Leonhard und Luise fielen einander bei der Heimkehr sprachlos vor Rührung in die Arme und der Engel des Trostes, der Cherub der Hoffnung trockneten die Thränen, die über ihre Wangen strömten.

Die junge Frau ging sogleich an ihre Geschäfte; Leonhard an die seinigen. Das staunende Publikum, welches vergebens auf einen glänzenden Hochzeitszug, auf eine prunkvolle Gasterei und Hochzeitsfeier mit Musik und Tanz gewartet hatte, er-

fuhr mit Aerger, daß die jungen Eheleute nichts von all dem veranstaltet. So prunklos und schlicht trat Leonhard Thummet mit seiner trefflichen Gattin in die Ehe.

Mit Fleiß und neuem Eifer ging nun Leonhard täglich an seine Geschäfte; der Anblick seiner lieblichen jungen Frau, die sich mit überraschender Schnelligkeit nicht allein in die ihr neuen Verhältniße fand, sondern ein glänzendes Talent in der Uebersicht sowohl des gesammten Hauswesens als auch des Geschäftes entfaltete, beseligte unsern Freund. Alles, was ihm sonst schwer geworden, ward ihm jetzt leicht und er besorgte alles mit herzlicher Freude. War es doch sein, that er es doch für seine Gattin. Könnte es ein schöneres Gefühl geben? Er wußte jetzt zum ersten Male, was wahre Liebe ist, Liebe die alles theilt, verträgt, duldet, sich selbst verleugnet und dadurch alles ausgleicht und ebnet.

Luise war eine von jenen Seelen, die nicht mit Worten freundlich sind, sondern mit der That und dem ganzen Wesen. Herzliche Worte entflossen ihr wenig; aber ihr Blick, gegen Jeden wohlwollend, gewann ihr die Herzen und wenn Leonhard sich zeigte, so schien sich ihr Auge zu verklären, es glühte darin eine Wärme, die von der innigsten Tiefe des Gefühls Zeugniß gab. Luise that alles um ihres Gatten willen; sie lernte bald ihre Pflichten ganz genau kennen und ein zufriedener Blick seines Auges genügte ihr, war für sie der reichste Lohn.

Im Hauswesen entfaltete sie ein überraschendes Talent. Ohne zu wühlen oder zu hetzen, ohne irgend eine Unzufriedenheit an den Tag zu legen, wußte sie da alles nach einem einfacheren Plane zu ordnen. Die Kochfrau diente in der Küche schon seit sechzehn Jahren. Sie verstand das, was auf diesem Platze gefordert wurde, vortrefflich, war sparsam, ehrlich, gutmüthig, hatte aber ihre Eigenheiten, die man ihr übersehen mußte, sollte sie zufrieden erhalten werden. Eine ihrer seltsamen Eigenschaften war die, daß sie sich für die geschickteste Köchin der Stadt hielt. In der That verstand sie Manches trefflich; aber in vielem hing sie mit Zähigkeit am Alten und ihr hierin widersprechen oder etwas aufnöthigen wollen wäre die Veranlassung zu vielfältigem Hader gewesen. Man mußte sie gehen lassen, denn sie pochte auf ihre Geschicklichkeit. Auch mußten ihr die Vorräthe offen stehen und die leiseste Spur von Mißtrauen hätte sie wohl veranlaßt, die Arbeit augenblicklich aus der Hand legen und den Schwan zu verlassen. Das waren nun allerdings Klippen, an denen eine junge eifrige Frau anrennen konnte. Leonhard kannte die alte „Gretl" (so nannte man sie ihrem eigenen Wunsch gemäß) genau und wünschte sie zu erhalten, da er ihre Brauchbarkeit und Redlichkeit kannte. Er schilderte nun ihren Charakter seiner Luise genau und bat sie, die Schwächen der wackern alten Frau mit Liebe, Geduld und Nachsicht zu ertragen.

Luise erkannte, welchen Nutzen es ihr gewähren würde, wenn sie mit dieser Person gut auskommen könnte und sie richtete ihr Benehmen darnach ein. Die Kochfrau sah anfänglich mit Mißtrauen auf Leonhards ihr allzujung scheinende Gattin und fürchtete, es möchte in der Küche zu ihr mißliebigen Aenderungen kommen. Allein Luise fuhr genau so fort, wie es da bereits eingerichtet war und sah blos darauf, daß die beiden Dienstmägde der Kochfrau gehörig an die Hand gingen und ihren Pflichten nachkamen. Die Kochfrau hatte nun noch einen Wunsch und dieser lief da hinaus, zu erfahren, was denn die junge Frau im Kochen, in dieser einer Hausmutter unentbehrlichen Geschicklichkeit zu leisten vermöge. Das griff sie aber gar sehr pfiffig an, damit Luise nichts von ihrer Neugierde merken möchte. Bei der Abfassung des Küchenzettels kam nämlich eines Sonntags eine sehr gewöhnliche Suppe vor, die aber in Bezug auf die Zubereitung Erfahrung und eine feste flinke Hand erforderte. Das war nun „Wasser auf die Mühle" unserer alten Gretl. Sie wußte recht gut, daß, wenn Luise überhaupt vom Kochen etwas verstand, sie diese allbekannte Suppe zu bereiten verstehen mußte; aber sie hatte schon oft den Triumpf gefeiert, junge Frauen gerade bei diesem einfachen Gericht mit ihren Bemühungen scheitern zu sehen.

Luise ging wie immer, an diesem Sonntage mit Leonhard zur Kirche. Kaum war sie zu Hause wieder angelangt, so erschien die Kochfrau selbst in

der Stube mit hochgeröthetem Kopfe und sprach: „Madame, heut geht alles verkehrt; ich habe einen dummen Streich gemacht und werde ohne Beistand nicht zu rechter Zeit fertig. Die Mädchen verpfuschen mir meine Speisen, wenn ich sie zulangen lasse. Wenn Sie mir helfen wollten, dann gings. Ich bitte recht schön darum."

„Was soll ich thun, Grete?" fragte die junge Frau freundlich, indem sie das Häubchen losband und den Shawl über den Arm hing, um ihn ins Kleiderzimmer zu tragen.

„Machen Sie mir die Suppe, das andere ist meine Sache," sprach Grete und blinzelte mit den Augen.

„Sonst nichts? recht gerne; ich werde mich nur umkleiden," sprach Luise lächelnd, weil sie den ganzen Plan durchschaute.

Die Kochfrau ging wieder an den Ort ihrer Wirksamkeit und Luise nahm lächelnd ihrem Gatten die Kleider ab.

„Halte dich mit mir nicht auf, Luise," sagte Leonhard verdrießlich, denn er hatte gehofft, ein Stündchen ungestört mit seiner Frau plaudern zu können.

„O, es eilt nicht, ich weiß, was zu thun ist," sagte Luise und lachte hellauf.

„Was macht Dich so heiter?" sprach Leonhard.

„Ich bestehe heute mein Probstückchen und

da darf ich mir weder ängstliche Eile noch Besorgniß merken lassen," antwortete die junge Frau.

„Was ist das?" sprach Leonhard erstaunt, weil er den Zusammenhang nicht begriff.

Luise erklärte ihm nun das Nöthige und als sie geendet hattte, brachen beide in ein helles Gelächter aus und Luise fuhr fort: „So sind sie; sie müssen sich selbst überzeugen und da heben sie einem solche Kunststückchen auf. Nun ist das noch eine von den gutartigen, denn das Stück, durch welches sie meine Kunst erproben will, erfordert blos Aufmerksamkeit, wenn man die Sache versteht und eine flüchtige Hand. Gelänge es mir nicht, so wäre es um meinen Ruf als Köchin geschehen. Nun, ich denke, ich erlange ihre Zufriedenheit."

Damit verließ Luise die Gaststube, kleidete sich um und erschien nach geraumer Zeit erst in der Küche. Die Kochfrau hatte sich inzwischen allerlei Gedanken gemacht und wartete ungeduldig auf ihre Examinandin. Als Luise erschien, wollte sie ihr zureichen; aber die junge Frau dankte freundlich, schürte sich an, setzte ihre Töpfe zu, nahm was sie bedurfte zur Hand, rührte und arbeitete und nun gings an die Bereitung der Speise. Grete warf von Zeit zu Zeit einen Blick herüber und was sie da sah, war trefflich. Das ging alles flüchtig ohne langes Probiren oder Abwägen und ehe es zwölf Uhr schlug, rückte Luise den Topf vom Feuer etwas ab

und sprach: Grete, ich bin fertig; kann ich noch etwas helfen?

„Gottes Wunder!“ sagte die alte Frau, „so gehts mir nicht von der Hand. Da muß man Respekt haben! Nein, Madame Thummet, ich danke Ihnen, ich bin auch so weit in Ordnung und Sie können anrichten lassen, wann Sie wollen. Sagen Sie mir, wo haben Sie das Kochen so gelernt?“

„Meine gute Grete,“ antwortete Luise freundlich, „meine selige Mutter war eine erfahrene Köchin und was ich von ihr nicht lernen konnte, habe ich der Kochfrau des Herrn von Wahler abgesehen. Junge Leute müssen eben überall aufmerken, damit sie ihre Kenntniße erweitern.“

„Nun, das muß ich sagen! ich habe schon viele Personen kochen sehen; aber Sie sind die flüchtigste. Darf man einen Löffel voll versuchen?“

Luise schöpfte aus dem Topfe, reichte Greten einen vollen Teller, sagte „guten Appetit!“ und verschwand in der Thüre, um sich schnell wieder in andere Kleider zu werfen.

In der Küche gings nun an eine scharfe Prüfung; aber das Gericht war trefflich und Grete rief erstaunt. „Das hätte ich nicht hinter ihr gesucht, so gescheidt sie ist, denn daran ist schon manche alte Köchin zu Schanden worden.“

Bei Tische gabs noch manche heitere Scene und beide Gatten lachten fröhlich über das Probstückchen. Aber Luisens Ansehen stieg jetzt und

Grete fügte sich von nun an willig in all ihre Anordnungen, während selbst Faets Frau, so lange diese die Oberaufsicht über die Küche führte, nie recht gut mit ihr zurecht gekommen war.

Das Geschäft ging inzwischen ruhig seinen Gang; nach Jahre langem Stocken waren plötzlich während einer leider nur kurzen Waffenruhe dem Handel wieder alle Thore geöffnet und die Gewerbsleute hatten übermäßig viel zu thun bekommen. Im Schwan war wieder alles voll Fuhrwerk, die meisten Zimmer mit Fremden statt mit Soldaten besetzt und Leonhard war kaum im Stande, alles zu verrichten, was ihm oblag. Dennoch wollte er bei so ungewissen Zeiten und weil er sich einschränken mußte, nicht einen Schaffner in Dienst nehmen, obwohl alle Welt sich drüber wunderte und viele von den andern Gastwirthen ihm spottend sagten; ob er jetzt, da er anfange, schon erhungern wolle? Luise allein war besorgt, wenn sie sah, wie Leonhard von acht Uhr Morgens bis zwölf Uhr Mittags in der Stadt herum lief, dann zum Essen in Schweiß gebadet heimkam, von eins bis drei Uhr Nachmittags seine Schreibereien und Bücher besorgte, dann Nachmittags noch drei bis vier Stunden täglich zu Kaufleuten, Bestättern, auf die Mauth u. s. w. gehen mußte, endlich des Abends, bis eilf ja bis zwölf Uhr arbeitete, um seine Geschäfte in gehöriger Ordnung zu halten. Sie sah zwar, daß überraschend viel Geld verdient wurde, daß die Kasten im Schreibtische sich

allmählich einer um den andern füllten; aber es überlief sie eine düstere Ahnung und sie gestand sich, daß Leonhard auf die Dauer solche Anstrengungen nicht aushalten könnte ohne Gefahr, seine Gesundheit und vielleicht in Folge einer Krankheit sein Leben einzubüßen. Sie selbst aber hatte nicht weniger Mühe und Arbeit; das große Hauswesen nahm sie gänzlich in Anspruch; sie mußte überall und nirgends sein, alles fragte nach der Hausfrau. Dazu hatte sie die Aufgabe, schwere Summen, die für Frachten einliefen, einzukassiren, das Geld zu zählen, zu quittiren, in die Bücher einzutragen, Rechnungen auszufertigen und alle jene vielen Schreibereien und Obliegenheiten zu besorgen, die Leonhard selbst zu verrichten gehabt hätte und jetzt nicht zu besorgen vermochte. Es traf sich jetzt häufig, daß von Freitag Morgen an ununterbrochen Tag und Nacht vor dem Gasthofe Wagen geladen wurden, daß täglich sechs bis acht schwerbeladene Wagen abgingen und wieder kamen und daß Leonhard außer seinem Zufuhrwagen noch zwei andere Geschirre brauchte, die er nöthig hatte, um nur die Güter hin- und her zu transportiren.

Luisens und Leonhards rüstigem Treiben sahen die zwei Alten, die im Hinterhause des Schwans wohnten, mit der größten Freude zu. Die alte Base Faet kam täglich verschiedene Male, um Luisen an die Hand zu gehen. Luise hatte sichs ausbedungen, daß sie sowohl von Faet, als auch von sei-

ner Frau „gedutzt (mit Du angeredet) werde. Die alte Base Faet kam nun oft, und sagte: „Geh nur, Luise, schau im Hause nach, ich will dir auf deine Sache sehen.“ Wollte Luise sich dagegen wehren oder dankte sie, so sprach die Alte: „Ich hab lange Weile und bin froh, wenn ich helfen kann.“ Wars Zahltag, so steckelte der Alte an seiner Krücke vor in die Stube zu Luise, zählte das Geld, während diese schrieb und nahm so der jungen Frau jenes Geschäft ab, das ihr am schwierigsten vorkam, weil es die meiste Erfahrung erforderte. Wenn nach so einem heißen Tage die zwei Alten beisammen saßen, sagte wohl Facts Frau zu ihm: „Gott sei Dank, da vorne gehts gut, besser, als ich dachte. Die junge Frau ist ein Engel und ich sag, der Liendl hat's große Loos gewonnen mit ihr.“

„Hm,“ brummte der Alte.

„Wie sie nur so flink ist, so besonnen und doch so ruhig dabei, als wäre sie in diesem Gewühl aufgewachsen. Ich mein, ich möcht sie fressen, so gern hab ich sie.“

„Ja, sie ist eine ganze Frau;“ sagte der Alte, man erprobt solche Weiber, wenn's Haushalten wie ein Uhrwerk geht; da sind ihre Hände voll Arbeit und der Kopf voll Sinnen. Wenn man zuschaut, so wirds einem oft angst und bang, wie sie da zurecht kommen können. Aber s' fehlt doch nicht, es geht, man weiß nicht, wie? Das macht der Eifer

und die Lust und der gute Wille. Nun, ich freu mich drüber; wenn's nur so bleibt!"

„Mit Gottes Hilfe wird's schon gehen," sagte die Alte, redete dann noch einiges und als sie merkte, daß Faet zum weiteren Plaudern keine Lust habe, so schwieg sie und überließ sich ihren Gedanken.

So verrann Vierteljahr auf Vierteljahr. Leonhard zahlte seine Zinse nicht nur richtig, sondern trug mit jedem Vierteljahr noch dreihundert baare Gulden am Kapital ab. Er hätte mehr zahlen können, aber Faet nahms nicht und sagte: Entblöß' dich nicht vom Geld; du mußt drauf sehen, daß'd immer so viel liegen läßest, als Zinsen und das, was d' mir abzahlst, zusammen ausmacht. Man weiß nicht, was vorkommt und ich könnt dirs zwar geben, wenn du Geld in einer Verlegenheit brauchtest, aber das steht dir nicht schön an. Eine volle Kasse wird nicht so in Anspruch genommen, als eine leere und nicht eher kommt Unheil über Einen, als wenn er kein Geld hat."

Nach dem Neujahr stelzte Faet mit Leonhard in die Stallung hinab, wo die zwei Braunen standen, wackere, aber alte Pferde, welche Leonhard von Musküller mit übernommen. Die Rosse wurden nun einer scharfen Prüfung unterworfen und Faet, ein erfahrener Pferdekenner, der alle Ränke und Schliche der Händler kannte, sagte: „Hör, Liendl, die Braunen müssen in vierzehn Tagen auf den Roßmarkt. Der Görg muß sie dir herrichten."

„Findet Ihr das für gut, so solls geschehen, obwohl mich die Pferde reuen," sprach Leonhard.

„Hilft nichts, sie sind zusammen geschunden, der beständige schwere Zug auf dem heillosen Pflaster hat sie mürbe und krumm gemacht. S' ist höchste Zeit, daß du sie verkaufst. Aber vorher mußt 'n paar andere haben."

„Wie da und woher nehmen?" sagte Leonhard.

„Der Kruckenbauer in Buch ist bei mir gewest und hat mir erzählt, daß er mit ein paar jungen starken Zugpferden nach Ansbach will."

„Wer ist das?" sagte Leonhard.

„Weißt noch, wie wir vor zwölf Jahren zusammen auf die Reise gingen, da trafen wir ihn und er fuhr uns von Tennenlohe halbwegs bis nach Erlangen;" sagte der Alte.

„Ha!" rief Leonhard und setzte hinzu: „den möcht' ich schon wieder einmal sehen. Wie gehts ihm?"

„O, hat kein' Noth, er steht sich gut und wird kugelrund dabei. Willst, so fahren wir Nachmittag hinunter, vielleicht kaufen wir die Pferde aus dem Stalle billiger, als am Roßmarkt."

„Bin dabei;" sagte Leonhard. Nachmittags rollten beide im leichten Wägelein nach Buch, wo sie vor dem schönen Kruckenhofe hielten und abstiegen.

Der Bauer war nicht daheim; aber die Bäuerin

kam und begrüßte unsere Freunde. Leonhard sah die Frau an; trotz der langen Zeit, in welcher er von diesen Leuten weder etwas gesehen noch von ihnen weiter gehört oder an sie gedacht hatte, erregte sie dennoch seine volle Aufmerksamkeit, denn er erinnerte sich noch jedes der damals über sie gesprochenen Worte. Sie war wirklich eine stattliche Frau, mochte etwa drei und dreißig Jahre zählen, trug sich nicht nach der Sitte der nürnberger Landleute, sondern städtisch und ein paar Buben mit pechschwarzen Haaren und Augen, gesunden muthigem Aussehen und der Mutter so zu sagen „aus den Augen gerissen", drängten sich an sie und schauten die Ankommenden halb keck, halb neugierig an.

„Na, grüß Gott, Frauchen," sagte Faet; „wo ist der Bauer?"

„Wo er hin gehört, auf 'm Felde," sagte die Frau lächelnd und mit fremdartiger Mundart; grüßte dann und lud unsere Freunde ein, in die Stube einzutreten. Auf dem Tische stand ein Schreibzeug und lag ein großes Buch, in dem die Frau geschrie- zu haben schien.

„Was Teufel, Ihr führt ein Buch!" sagte Faet, „na, da wirds gut werden! Wenn die Bauern Buchhalter brauchen, müssen d' Stadtleut z' Grund gehen!"

„S' ist gut, Vetter Faet, wenn man alles schwarz auf weiß hat, dann braucht man nichts zu merken und kann seinen Gedanken schön Audienz ge-

ben, anderer Vortheile nicht zu gedenken;" sagte die Frau und lachte.

„Na wer's kann, soll's thun," sprach der Alte und fuhr dann fort: „Sind die Pferde schon verkauft?"

„Nein," sagte die Frau und wurde aufmerksam.

„Wir möchten sie ansehen, vielleicht stehen sie uns an," sagte Leonhard.

„Das kost' nichts," sprach die Bäuerin, rief dann einen Knecht und befahl ihm, die Rappen aus dem Stall zu führen und vor's Haus zu bringen.

Während das geschah, wechselte Faet noch einige Worte mit der Bäuerin und jetzt klirrten die Hufe auf dem Pflaster. Der Alte stelzte nun voran und Leonhard folgte ihm mit der Bäuerin, die keck ihren beiden Gästen zu den Pferden folgte, obschon diese ziemlich unruhig waren, muthig die Augen umher warfen und mit den Hufen in die Steine hieben, daß die hellen Funken heraus sprühten.

„Gehen Sie nicht zu nahe hin," warnte Leonhard die Frau besorgt.

„O, seien Sie ohne Furcht, sie sind fromm und beißen und schlagen nicht."

„Ja, ob da zu trauen ist?" sagte Leonhard und sah mit Angst die Buben bei den Pferden erscheinen.

„Mein Mann duldet nicht, daß mit den Pfer-

den, die wir aufziehen, gescherzt wird; da nehmen sie auch keine Untugenden an und wissen von Beißen, Schlagen und all den Dingen nichts;" sagte die Bäuerin und fuhr dann fort: „die Rosse sehen nicht schön aus; sie sind nicht geputzt."

„Es sind ein paar Prachtgäule," sagte Faet, der vor lauter Verwunderung seine gewöhnliche Zurückhaltung vergaß.

„Ja, sie sind schön, kräftig, gesund und gut gewachsen," sprach die Bäuerin mit einem Anflug von Wehmuth, „und wir haben sie selbst aufgezogen. Meinem Mann ist's leid, wie mir, daß wir sie weggeben müssen."

„Warum?" sagte Faet.

„Wir sind ihrer ja nicht einen Augenbick sicher," sprach die Bäuerin; „fast wären sie uns, als im letzten Frühjahr die starken Einquartirungen waren, schon weggenommen worden und jetzt, da der Krieg sich immer näher zieht, verlören wir sie, ließen wir sie stehen. Darum müssen sie fort."

„Hm," sagte Faet und sah die Pferde mit großer Aufmerksamkeit an. „Was sollen sie kosten?" fragte er endlich.

„Das fragt meinen Mann, ich menge mich nicht gerne in seine Händel," antwortete die Bäuerin.

„Wo ist er denn?" sagte Leonhard.

„Ich hätt' schon nach ihm geschickt, wüßt ich's," sprach die Bäuerin. „Wir haben an fünf Orten Taglöhner in der Arbeit und da ist er bald da, bald

dort, damit die Arbeiter ihr Geld nicht für's Faullenzen kriegen! Er kommt aber bald heim."

Während sie noch sprach, trat der, von dem die Rede war, selbst in den Hof und die zwei Buben rannten ihm wie Pfeile entgegen. Leonhard erkannte ihn sogleich; er war nur wenig gealtert, etwas wohlbeleibter, als früher, ein stattlicher Mann von heiterem wohlhäbigen Aussehen.

„Grüß Gott, Vetter Faet;" rief er schon von Weitem herüber, stand bald darauf bei unsern Freunden und drückte dem Alten die Hand, während er Leonhard neugierig ansah.

„Kennst den noch, Hannes?" sagte Faet und deutete auf Leonhard.

„Wüßt' nicht, daß ich den Herrn mein Lebtag wo gesehen hätte," sprach der Bauer und setzte dann hinzu: „doch, doch, das Gesicht ist mir bekannt. Sind der Herr nicht Schaffner in Nürnberg?"

„Er hat den Schwan gekauft", sagte Faet. „Nein, früher; denk einmal Hannes, als du noch im Brautstand warst."

Der Bauer schüttelte den Kopf und Faet half ihm mit ein paar Worten. Jetzt fiels ihm ein. Er machte nun große Augen und sprach: „Glück zu, Herr Thummet!" Nun, was ist mit meinen Rappen da? „Wollen Sie die Pferde kaufen?"

„Ich brauche ein paar junge Rosse," sagte Leonhard und sie stehen mir an, wenn der Preis nicht zu hoch ist."

„Sehen Sie die Pferde an, und dann wollen wir als Christen mit einander handeln. Ich geh einstweilen in die Stube voran", sprach der Bauer ruhig und verließ unsere Freunde. Die Bäuerin folgte ihm. Fact und Leonhard besichtigten nun die Rosse noch einmal, gaben dann dem Knecht den Auftrag, sie wieder in den Stall zu führen und Leonhard sagte: „Nun was ists? Mir gefallen sie."

„Sie sind ohne Tadel. Wenn er sie nur nicht zu theuer hält."

„Wollen wir sie kaufen?"

„Ja, wir wollen nun fragen, wie der Preis ist. Geh mit herein," sagte der Alte und stelzte rasch voran.

Auf die Frage sagte der Bauer: „Herr Thummet, wir sind nicht auf'm Roßmarkt und ich liebe die Umschweife nicht. Wollen Sie den Preis ehrlich wissen?"

„Ja," sagte Leonhard, dem das ganze Wesen des Mannes behagte.

„Nun, wohl, sie kosten sechs und dreißig Karolin," sprach der Bauer. Stehen sie Ihnen an, so geb ichs Ihnen drum."

Der Preis war niedriger gestellt, als beide, Leonhard und Faet, erwartet hatten. Doch waren sie darum nicht billig, und soviel gedachte unser Freund überhaupt nicht aufzuwenden. Er antwortete deshalb nichts. „Nun, entspricht der Preis Ihren Erwartungen

nicht," sagte der Bauer mit einem Tone, der einem Manne von Bildung nicht übel angestanden hätte.

Die Pferde sind, glaube ich, so viel werth, aber ich kann nicht so viel aufwenden, „ich hab ohnehin noch ein paar schwere Rosse daheim;" sprach Leonhard.

„Wollen Sie die dabei behalten?" sagte der Bauer.

„Nein, ich will sie eben weggeben;" antwortete Leonhard.

„Nun, ich fahre mit Ihnen in Stadt, dann können wir vielleicht tauschen, so kommen Sie wieder besser weg. Was aber die Schwere der Pferde anlangt, so will ich Ihnen nur bemerken, daß die meinigen auch Zugpferde sind und in Ihrem Futter bald stärker werden. Wollen Sie, so fahr ich mit und Sie können sichs dann noch ein paar Tage überlegen."

Die Drei bestiegen nun den Wagen und rollten in die Stadt. Eine Stunde später waren die Braunen um 21 Karolin verkauft. Leonhard gab noch fünfzehn Karolin auf und hatte dafür ein paar treffliche sechsjährige Rosse. Am folgenden Tage war der Austausch und durch diesen Handel hatte Leonhard die Zahl seiner Gäste um einen und seine Gattin die ihrer Freundinen um eine vermehrt, denn die Kruckenbäuerin war selbst mit zur Stadt gefahren und hatte Leonhards Gattin kennen gelernt und sogleich liebgewonnen, eine Freundschaft, die sich

durch die folgenden Zeiten stets mehrte und befestigte.

Die Freude über die schönen Pferde war groß im Schwan. Der alte Görg putzte und streichelte so oft und viel an ihnen, daß er darüber fast seine andern Geschäfte vergaß und verwand die Wehmuth schnell, die in ihm aufstieg, als die zwei alten guten „Braunen,“ die er seit acht Jahren gepflegt und geführt, in des Kruckenbauers Geschirr gesteckt, und an dessen Wagen gespannt wurden. Allein Freude wechselt im menschlichen Leben gar oft mit Leid. Ein Bote erschien spät Abends mit einem vierfach versiegelten und verpetschirten Briefe. Leonhard erkannte sogleich die Hand seines Bruders, der ihm schrieb, er möchte baldmöglichst kommen, wolle er seine Mutter noch einmal sehen, sie sei sehr krank und sehne sich nach ihm. Der Brief fiel ihm aus der zitternden Hand. Luise hob ihn auf, erschrack schwer und sagte: „Leonhard, Dir steht eine schwere Stunde bevor!“

Die Geschwister im Leichenhause und der Mutter Begräbniß.

Für einen Sohn, der ein kindliches Herz gegen seine Eltern hat, ist eine Stunde, wie die unserm Leonhard bevorstehende in der That eine schwere. Leonhard hing mit ganzer Seele an seiner Mutter,

obgleich sie eine schlichte, alte Bauernfrau war. Sie war seit vielen Jahren der einzige Mensch in der Welt gewesen, dem er sein Herz öffnete, dem er das, was ihn drückte, klagte, bei dem er Liebe fand, Mitleid, Mitgefühl, Trost, Rath. Lange hatte er den süßen Gedanken geheim mit sich herumgetragen, einst, wenn er zum Besitze eines Anwesens gelangt sein und sich verheirathet haben würde, seine Mutter zu sich zu holen und ihr die letzten Lebenstage durch kindliche Liebe und Ehrerbietung zu erheitern und es schmerzte ihn tief, daß er sich gestehen mußte, die wackere Frau besitze nicht genug Kenntniße, ihn in seiner Wirthschaft zu unterstützen. Dennoch unternahm er nichts ohne ihr Vorwissen und pflegte ihr von allem Wichtigen, das er sich vorsetzte, Nachricht zu geben, so wenig sie auch etwas zu seinem Beistande zu thun vermochte. Oft pflegte er Solchen, die ihm darüber ihre Verwunderung zu erkennen gaben, zu sagen: „Ich mein', es ist eher ein Segen dabei, wenn ich mit meiner Mutter darüber spreche." All diese schönen, einem kindlichem Herzen so natürlichen und wohlthuenden Gefühle drohte jetzt des Todes eisiger Hauch zu zerstören.

Leonhard kleidete sich an, um zu seinem Bruder zu gehen und diesen von dem Inhalte des Briefes zu benachrichtigen. Allein der rohe Hans hatte keinen Funken jenes Gefühls in seinem Herzen, das unsern Freund uns so liebenswürdig erscheinen läßt. Er freute sich vielmehr heimlich, doch bei dieser Ge=

legenheit ein paar Tage wieder müssig gehen zu können und versprach, sich bis Nachts um ein Uhr bei Leonhard einzufinden. Es war im Januar, draußen fror es hart und als beide Brüder im leichten Wägelein am folgenden Tage auf den Höhen hinter Gräfenberg dahin rollten, glänzte von den Rücken und Kuppen der Gebirge der weiße frischgefallene Schnee herunter. Eine Stunde später rollte das Fuhrwerk in den Kannesenhof ein.

„Zu spät, Liendl!“ rief ihm Görg entgegen, der aus dem Hause eilte; „gestern Abend um sieben Uhr hat sie ihren letzten Seufzer ausgehaucht!“

Einen Augenblick später stand unser Freund am Sterbebette. Die Todte lag noch unverändert in demselben Zustande, wie sie verschieden war. Ein weißes Tuch war über ihr Gesicht gedeckt. Leonhard nahm es weg; ach! sie sah sich nicht mehr gleich, sie schien kaum einen Zug mehr von ihrer Miene, als sie noch lebte, behalten zu haben. Das griff ihm krampfhaft ins Herz; Leonhard sah sich nun die letzte liebe Seele in der Mutter entrissen, er hatte sie für immer verloren.

„Sie hat nach mir verlangt?“ sagte er und konnte vor Wehmuth kaum sprechen.

„Noch einmal hat sie dich sehen wollen; aber es ging rasch. Vorgestern wartete sie noch meine Kinder im Hofe, gestern stand sie nicht mehr auf. Ich hab' dir gleich geschrieben, obschon ich nicht

meinte, daß sie so bedenklich krank sei; sie ist ja immer hie und da schon einen Tag gelegen."

„Warum hast du mir das nicht geschrieben? das waren schon schlimme Anzeichen;" sagte Leonhard.

„Ich wollte es thun, aber sie litts nicht; sie sagte, ich würde dir nur unnöthig Sorgen machen;" sprach Görge.

Ein langes Schweigen folgte hierauf; die drei Männer standen schweigend am Bette, Jeder seinen Gedanken hingegeben. Daß diese sehr verschiedener Art waren, können unsere Leser vermuthen.

Der Schreiner erschien, mit ihm Görgs Frau. Die drei Brüder gingen hinüber ins Bauernhaus. Hier war alles anders, verbaut, vergrößert, zweckmäßiger eingerichtet. Hans warf giftige Blicke auf die Stube, wo messingene Henkel blinkten, auf den Gesimsen schöne Zinnkrüge, Teller und Schüsseln glänzten und sich überall die deutlichen Spuren des Wohlstandes, der Ordnung und der Reinlichkeit zeigten. Görg bemerkte Hansens Neid und heimliche Wuth. Er ließ eine Kanne Bier holen, setzte sie ihm vor, legte ihm Brod und geräucherte Wurst hin und sprach: „Hans, ich seh, daß du mir noch immer nicht grün bist. Laß jetzt gut sein, du bist doch mein Bruder und ich meins immer gut mit dir. Gib mir die Hand, wir wollen uns versöhnen. Sieh, die Mutter ist todt und an ihrem Sarg dürfen wir nicht als Feinde stehen."

Hans schlug nach langem Zögern ein und ließ

einige unverständliche Laute hören, von denen Niemand wußte, was sie bedeuten sollten, Krieg oder Frieden; dann machte er es sich bequem und widmete seine Aufmerksamkeit den vor ihm stehenden Lebensmitteln, ohne sich weiter um die Dinge, die da vorgingen, zu kümmern. Daß er sich so ruhig benahm, geschah allein aus Scheu vor Leonhard, der ihm bereits Respekt eingeflößt und auf dessen Hilfe er große Plane gebaut hatte.

„Liendl, komm, ich muß dir noch mein Haus zeigen," sagte Görg. „Magst mit, Hans?" wendete er sich an diesen.

„Seh's schon noch," sprach der und rührte sich nicht von der Stelle.

Die beiden gingen hinaus, besahen die volle Stallung, die schönen Rinder und Pferde, die Ziegen und Schweine, die neue Scheune und die schönen Einrichtungen des Hofes. Görge hatte seines Nachbars halben Hofraum dazu gekauft und sich trefflich eingerichtet. Er hatte noch gegen zwanzig Morgen Wiesen- und Ackerland erstanden, trieb seine Oekonomie mit Verstand und war auf dem besten Wege, ein reicher Mann zu werden. Seine Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, trieben sich dabei um ihren Vater und Leonhard herum, den sie wohl kannten und liebten, da er nie kam oder schrieb, ohne sie zu beschenken.

„Hast's gesehen, wie Er gegen mich ist?" sagte Görg, als beide wieder in die Stube zurückkehrten.

„Ja," sagte Leonhard, „ich weiß, er ist roh; doch scheint er durch den Tod der Mutter in sich zu gehen."

„Meinst?" antwortete Görge, „ich glaube nicht. Es ist mir überhaupt lieb, daß du da bist; wirst jetzt deine Geschwister kennen lernen.

„Wie da?" sagte Leonhard und horchte auf.

„Wart nur bis übermorgen;" sprach Görg.

„Kommen die Andern alle?" fragte Leonhard, ohne auf Görges Aeußerung etwas zu erwiedern, da er an eine Herzlosigkeit seiner Geschwister nicht glaubte.

„Ich hab's ihnen allen geschrieben, auch dem Michael nach Bayreuth. Sie werden wohl kommen, weil sie denken, es sei bei der Mutter noch vieles zu holen."

„Wie Görg, so was traust du deinen Geschwistern zu?" rief Leonhard unmuthig.

„Wart nur, du wirst sehen, ob ich recht habe;" sprach Görge und beide traten dann mit sehr verschiedenen Gedanken in das Haus.

Es ist ein ernster Gedanke, daß sich mit der Trauer so oft die Furcht vor Zwiespalt mischt und es ist zugleich ein beschämendes Geständniß, das wir ablegen müssen: beim Absterben der Eltern erwacht gemeiniglich der Streit unter den Kindern. Wie wenig Liebe, wie geringe Dankbarkeit, welche Oede und Leere des Herzens muß bei Menschen vorhanden sein, die am Sterbebette der Eltern Berechnungen

ihres Erbes anzustellen vermögen und oft kaum warten können, bis der Sarg in der Erde eingesenkt wird. Der dumpfe Laut der auf die hohle Sargdecke geworfenen Erdschollen kündigt dann, wie fernrollender Donner das Gewitter, die bald entbrennenden Kämpfe der Habsucht an und die Erde deckt mit der letzten Hülle der Eltern auch den letzten Rest der schönen Bande, die um Eltern und Geschwister sich schlingen sollten, zu. Dann zittern die Zungen, diese kleinen, aber große Dinge anrichtenden Glieder, vor dem Augenblick, wo sie entfesselt werden; dann beginnt die erheuchelte Trauer aus den Blicken zu weichen und das mühsam niedergehaltene Feuer der Habgier und des Neides glimmt empor, blitzt und funkelt aus dem Auge, bis endlich eine leise Veranlassung es zu hellen Flammen anfacht, daß es Unheil- und Verderben sprühend hervorbricht.

Wie wenige Geschwister gehen aus dem verwaiseten Elternhause in Frieden hinaus in die Welt; wie viele auf Nimmerwiedersehen! Wie wenig von all dem Rührenden des gemeinsamen Erwachsens, der elterlichen Zucht, der verzehrenden Sorge der Eltern für ihre Kinder; wie unendlich wenig haftet davon noch im Gedächtniß, während das Auge mit rauher Kälte von all diesen heiligen Denkmälern sich abwendet und nur für Fremdes fühlend in eine düstere Ferne blickt.

Und es ist dieser Fluch der Habgier nicht etwa allein denen auferlegt, welche als Erben in reiche

Hinterlassenschaften treten; nein, noch abscheulicher wüthet er oft unter solchen, die aus dem Schiffbruch des Hauses, das seine Lenker verloren, nur wenig bergen können. Wie den Schiffbrüchigen auf einsamer Insel im Ozean thäte ihnen vor allem Eintracht noth; aber das, was sie in den Stürmen der Welt aufrecht erhalten könnte, wird mit blinder Tollwuth noch von ihnen zertrümmert. Wie traurig ist das!

Der Leichentag war herangekommen; mit ihm erschienen Leonhards Geschwister. Der erste, welcher sich einstellte, war sein ältester Bruder Michael. Er war nicht nur vollkommen wieder geheilt, sondern auch als Invalide bei dem pr........ Kreisgerichte in Bayreuth als Bureaudiener angestellt worden, ein Posten, der ihn nährte und ihn gegen alle Sorgen der Zukunft schützte. Er bezeigte eine aufrichtige Freude, als er hörte, daß es sowohl Görgen als auch Leonhard gut ging und theilte ihnen mit, daß er sich bald mit einer wohlhabenden Wittwe verehelichen würde. Ferner erzählte er, daß ihm sein Capitän, der bei Hofe Connexionen hatte, eine bessere Stelle bei dem Oberlandesgericht in Erfurt verschaffen würde, die durch den zu erwartenden Tod des jetzigen Inhabers bald in Erledigung kommen dürfte. Leonhard lud ihn ein zu einem Besuche. Michael versprachs zwar, aber in einem Tone, der errathen ließ, wie wenig ernst er es mit dem Halten nehmen würde und unser Freund sah ihm an seinem

ganzen Wesen an, daß er sich im Kreise der Seinen fremd fühlte und sehnsüchtig den Augenblick erwartete, um sie auf immer verlassen zu können. Das Gefühl für die Geschwister war in seinem rauhen Soldatenherzen längst erloschen.

Bald darauf schlich mit fast scheuen Blicke Andreas in den Hof. Er postirte sich in eine Ecke der Stube, ohne nach kurzem Gruß weiter ein Wort zu sprechen. Auf Leonhard und Michael warf er furchtsame Blicke; Görgen sah er gehässig an, nahm dessen Bewirthung ohne Dank mit bäurischen Trotze hin. Er war offenbar unter allen Brüdern Leonhards der Unglücklichste, denn was ihm der Himmel an geistigen Gaben versagt, ersetzte er nicht wie Johannes durch körperliche Stärke, Gewandtheit und Arbeitslust. Er war einer von jenen Menschen, die eben nur schaffen, wenn sie müssen. Es fehlte ihm an Verstand, obgleich er kein Tölpel war und an Lust, die wenigen Fähigkeiten, die er besaß, anzuwenden. So gelangte er nie zu einer rüstigen Erkenntniß der kläglichen Lage, in welcher er sich befand. Ueberdieß hatte er sich an eine arme Magd gehängt, die mit ihm in demselben Dorfe diente. Die Folgen seines mit ihr gepflogenen verbotenen Umganges blieben nicht aus; er und seine Bekannte hatten nun schon zwei Kinder zu ernähren und brachten kaum auf, was die Verpflegung dieser armen Würmer kostete. Leonhard erschrack, als ihm Liese dieses alles mittheilte. Er mußte aber mit Staunen erkennen,

daß Andreas aus stumpfer Fühllosigkeit das Elend seiner Lage weder empfand, noch daran dachte, was ihm die Zukunft bieten könnte, um seine Existenz zu verbessern.

„Nun fehlt noch die Anne Bärbe," sprach Liese zu Leonhard, dem sie diese Verhältniße mitgetheilt hatte; „auf die wirds mir angst."

„Weshalb?" sagte Leonhard.

„O, da will ich dir einstweilen einen Brief lesen lassen, aus dem kannst sehen, wie sie gegen mich g'sinnt ist;" sagte das Mädchen. Leonhard nahm den ihm dargebotenen schmutzigen Fetzen und las mühsam:

Lieber Görg!

Daß ich dir schreiben thu wie ich mich unter fremden Leuten plagen muß so geschiehts wegen der Lies der Tagdiebin dem faulen Trumm die sich heim setzt läßt sich ernähren und frißt ihren Geschwistern das Brod weg und die Mutter ist auch so schlecht gegen uns gesinnt und leidt das aber ich weiß schon warum und sie soll doch von 's Vaters und mütterlichen Erbtheil so viel kriegen wie die andern aber es gibt gott sei dank noch ein Gericht und ich werde klagen und mein Recht suchen wart nur bis die Mutter s'Zeitliche gesegnet Advokaten nehm ich an weil kein Testament da ist ich muß alles mit mein sauern Schweis verdienen werd nicht so dumm sein und mir mein Erbtheil schmälern lassen du bist so am besten dran hast den Hof halb ge-

schenkt kriegt und sitzest trocken darum solltest ein Herz haben für deine arme unversorgte Schwester mir schenkt auch keins nichts und wenn ich nichts arbeit hab ich nichts es ist nur von wegen daß dus weißt sonst könntest denken ich wüßte nicht was rechtens wäre ich will dir nicht zur Last fallen und verlang nichts als was mir von Rechts wegen gehört und das muß mein werden oder s' müßte kein Gott im Himmel sein die Wirthschaft ist so hinter sich gangen statt vorwärts wenig genug kommt auf eins aber das was mir gehört laß ich mir nicht wegfressen Grüß die Mutter schön ich brauchet ein Stück Tuch zu Hemden hier muß man alles um theueres Geld kaufen und leb wohl deine Schwester Anne Bärbe.

Diese verwirrten abscheulichen Erklärungen hatte Leonhard aus dem aller Orthographie und Interpunktion entbehrenden Briefe, den wir erst ins gut Deutsche übersetzen mußten, sonst würden ihn unsere Leser gar nicht verstehen können, mühselig herausgefunden und meist nur errathen.

„Wo ist sie denn jetzt?"

„In Bamberg," sagte die Liese; sie hat einen sehr guten Platz bei einer Herrschaft gehabt, aber denselben durch ihr böses Lästermaul verloren. Jetzt dient sie bei einem Kaufmann und da solls auch nicht recht gut thun."

„Warum denn nicht?" sagte Leonhard, der den Charakter seiner Geschwister nicht kannte.

„Man spricht so allerlei; ich mag's aber als Schwester weder glauben, noch nachsagen,“ sprach das wackere Mädchen und verließ unsern Freund in einer immer unangenehmer werdenden Stimmung. Bald hernach fuhr ein Wägelein in den Hof und Anne Bärbe, die Gefürchtete, stieg ab. Sie war nach oberfränkischer Landessitte gekleidet; um das sammtne Mieder schlangen sich schwere silberne Ketten, an denen silberne und ein paar goldene Münzen von ziemlich hohem Werthe hingen. Anne Bärbe war jetzt etwa dreißig Jahre alt, aber noch ein hübsches Mädchen mit lebhaften Blicken. Aber ihr Aussehen und ihr ganzes Wesen mißfiel unserm Freunde; er sah darin etwas Freches durchbrechen, das auf alles in der Welt, nur nicht auf Sitte schließen ließ. Sie trat geräuschvoll ein, grüßte Jeden, besonders Leonhard, freundlich, versicherte ihm, alles schon gehört zu haben, da sie sich stets genau nach ihm erkundigt, veranlaßte ihn aber doch, alle seine Verhältniße ihr zu erzählen. Dann ließ sie sich von Georgs Frau zum Sarge der Mutter führen und das halbe Dorf hörte das Klagegeschrei und Geheul, welches sie da erhob. Nicht lange nachher aber bemerkte Leonhard verwundert, daß sie, die so laute Zeugniße ihres Schmerzes abgelegt, dennoch mit ein paar Bauernburschen, die in ihrem Alter waren und welche die Neugierde herbeigetrieben, wieder eben so froh scherzte.

Liese wurde von ihr keines Blickes und Wortes

gewürdigt und sobald ihr das Mädchen in den Weg kam, schien sie das Wesen eines Puters anzunehmen, dem man ein rothes Tuch vorhält. Hans und Andreas saßen hinter der Tafel und suchten sich die Zeit durch Rauchen und Trinken zu vertreiben. Michael war im Wirthshause, wo ein Kreis von Bauern sich um ihn gesammelt hatte, welche seinen Erzählungen zuhörten. Georg und seine Frau hatten mit ihrem Hauswesen, mit der Anordnung der Leichenfeier zu thun und Niemand begehrte ihnen dabei Beistand zu leisten, als Liese und Leonhard.

Endlich wurde es Zeit; der Kantor erschien mit seinem Chore; die Nachbarn kamen nach und nach in den Hof und nachdem aufgebahrt war, setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Wir gehen darüber hinweg und erwähnen nur, daß der ehrwürdige Geistliche, der den sterblichen Resten der alten Kannesenbäuerin noch den letzten Segen der Kirche gab, beim Abschiednehmen sich besonders an Leonhard wendete und ihn einlud, ihn noch auf ein Stündchen zu besuchen. Der Leichentrunk wurde im Rackelmannschen Wirthshause abgehalten. Leonhard blieb einen Moment und schlich sich dann aus der mit Dampf nnd Menschen überfüllten Stube weg zum Prediger. Der ehrwürdige Greis nahm ihn mit so herzlicher Freude auf, daß Leonhard seit vielen Stunden wieder leichter zu athmen begann. „Sieh, guter Liendl“ sprach er, „ich duze dich noch, hab' ich dich doch unterrichtet und konfirmirt. Weißt noch,

was ich zu dir gesagt hab, als du von mir Abschied nahmst? Fang nur alles mit Gott an! Hast das gethan? Ich hoff es; ja, du scheinst mir Einer von den Wenigen zu sein, die noch guten, alten, gottesfürchtigen Schlages sind und bleiben. Denn wer die Eltern ehrt, wie Du, ehrt gewiß auch den Vater aller Menschen mit Herz und Mund. Sieh, ich bin ein Greis und ich mein', ich werd' bald draußen bei deinem seeligen Vater und deiner Mutter schlafen gehen. Nun, nehm ich doch etwas Herzerhebendes mit unter die Erde, das Andenken an herzige gute Menschen, bei denen meine wohlgemeinten Lehren gut angeschlagen sind."

„Deine Mutter hat mir oft von Dir erzählt: ich hab allemal eine Freude gehabt, wenn ich was von Dir hörte, denn nicht immer sind die Nachrichten, die man mir über meine Beichtkinder bringt, erfreulich. Du hast jetzt ein schönes Anwesen, eine gute Frau und Dir ein schönes Geld erspart. Das thut mir wohl, wenn ich von so einem neuen Hauswesen höre, das in dem Herrn auf Liebe und Rechtlichkeit gegründet ist. Wohlan, Liendl, bleibe auch so, bleibt beide, du und deine junge Frau, in dem Herrn. Bedenket, daß Ihr ohne Seinen Segen nicht so weit gekommen wäret. Oder lieber, betrachtet alles, Euch selber gegenseitig wie euer Hab und Gut, als etwas, was Euch vom Herrn anvertraut ist. Seid brav und fromm und habt einander herzlich lieb. Ertragt alles mit einander in

christlichem Sinn. Was deine Frau betrifft, Leid oder Freude, sieh so an, als hätt' es dich betroffen. Was dich betrifft, das nehme sie gleich willig als das Ihre an. Rüstet Euch auf Widerwärtigkeiten. Die Welt ist nicht ein Spiegel, der nie getrübt wird; es erschüttern sie auch Stürme. So auch das Leben des Menschen; es kann nicht ohne Stürme bleiben. Bald kommen vielleicht Prüfungen mancherlei Art über Euch. Was sie bringen, wer weiß es? Doch seid standhaft. Den Blick nach Oben gerichtet, wird Euch der Stern des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, die Religion, zum Ziele führen."

„An dich hab ich nun noch schwere inhaltreiche Ermahnungen zu richten, lieber Liendl! Bei deinen Geschwistern stehts nicht zum besten. Ich habe gehört, daß du deinen Bruder Johannes zu dir genommen hast. Hilf ihm, aber hüte dich, daß er nicht ein Stein werde, den du den Berg mühsam hinanrollst und der, deiner Hand entgleitend, von deinem Hause einen Grundstein im Hinabrollen zertrümmere. Wie viel Gutes kannst du stiften, wenn du klug bist; aber klug und vorsichtig sei. Hans ist ein rauher Mensch, nicht ohne guten Funken, aber die Schale und sein Herz ist schon alt und hart. Gib ihm nichts; er ist kräftig und mag sein Brod selbst verdienen; aber steh ihm als Bruder unvermerkt bei. Doch wahre auch dein Eigenthum so, daß du deinen Bruder nicht so bevortheilst, daß es einst deine Kinder büßen müssen. Dein Bruder

Andreas macht mir Kummer. Er ist ein armer, beschränkter, roher Mensch, der sich selbst ins Unglück stürzte. Ich hab' ihn umsonst zu rechter Zeit gewarnt. Du wirst ihm nicht helfen können; aber bedenke, daß er dein Bruder ist. Laß ihn nicht aus den Augen und laß ihn nicht in der Noth versinken. Folge da deinem Herzen; was das dir eingibt, ist ein Wink von Gott. In die Stadt taugt er aber nicht; das red ihm standhaft aus, wenn er einmal zu dir kommen wollte. Ich werde auch mit dem Görg sprechen, der muß auch helfen, den armen Andreas wieder zu Ehren zu bringen. Ihr beide zusammen könnt es thun."

„Deine Schwester Anne Bärbe hab ich aus den Augen verloren; aber dein Bruder Görg und deine Mutter haben hart über sie geklagt. Ich hab sie bei der Beerdigung beobachtet. Sie hatte kein Herz für ihre Mutter; ihr arges Schreien am Grab täuschte mich nicht. Sie hat auch kein Herz für ihre Geschwister; sie hat auch keine Furcht vor Gott. Ich will wenig von ihr reden; schau sie an! Solcher Staat, so kostbare Schmucksachen kann sie mit ihrer Hände Arbeit nicht verdient haben. Dazu reicht der Lohn einer Magd nicht hin. Ihr Gesicht verräth Leidenschaften; ihr Aussehen Laster. Gut, wenn ich mich täusche; aber ich glaube, du wirst an ihr nichts Gutes erleben. Doch überlaß das Gott, er kehrt bei leichtsinnigen Menschen plötzlich ein und sie än-

dern und bessern sich wieder. Er wird es auch mit ihr zum Besten wenden.“

„Dein ältester Bruder Michael und dein Bruder Görg bedürfen deiner Hilfe nicht. Wie es mit Michael steht, weiß ich nicht; ich hoffe gut. Aber dein Görg und seine brave Frau bieten das Bild echt christlicher frommer Eheleute dar. Auf ihnen ruht Gottes Segen, der den Kindern, die ihren Eltern Gutes thun, alles hundertfältig vergilt. Sie haben deine Mutter gehalten wie sichs gehört. Das wird ihnen für diese und jene Welt gute Früchte bringen; sie bleiben nicht aus.“

„Das, lieber Liendl, ist's, was ich dir hab sagen wollen. Es liegt in meinem Amt und in meiner Pflicht. Die Menschen glauben freilich, mit Vater und Mutter sei die Familie begraben und alles zu Ende. Ja, so denken sie, aber so ist's nicht. Die Ueberlebenden müssen sich als noch eine in sich verbundene Familie betrachten und allmählig muß die Christenliebe so wachsen, daß man die ganze Welt für eine große Familie anschaut, sich für den Bruder aller Menschen hält und nach allen Seiten hin, wo die Bruderliebe in Anspruch genommen wird, sie gerne und willig erweiset. Ueberleg das, lieber Liendl; was ich so mit dir als Pfarrer rede, wirst doch nicht so bald vergessen. Nun, leb wohl auf immer, mir ahnd'ts, daß wir einander hier nimmer wieder sehen. Unser Herrgott sei mit dir, Gott

segne dich und sein Schutz und Frieden weiche nimmer von dir!“

Leonhard drückte dem ehrwürdigen Greise gerührt die Hand und wollte ihn verlassen. Da sprach der Pfarrer: Noch eines hätte ich bald vergessen! Geh jetzt und sieh darauf, daß deine Geschwister in Frieden von einander scheiden. Es liegt viel in deiner Hand, sie achten dich alle, weil sie müssen. Thu deine Pflicht, damit der letzte Ehrentag deiner Mutter nicht durch Streit entheiligt werde. Leb wohl!“

Der Abschied war kurz und mit einer erhöheten Stimmung ging Leonhard aus dem Pfarrhause. Er eilte noch einmal in den Kirchhof; hier war alles einsam; Niemand sah ihn. Er stand am Grabe, sah noch Reste vom Sarge, der nur mit wenig Erde bedeckt war und betete am Grabe der Mutter noch ein Vater unser. Das Weh verrann in seinem Herzen; er fühlte, daß er kein Recht hätte, zu klagen, sondern daß er Gott preisen müsse, der die Mutter aus dem Gram der Erde zu sich erhoben, dahin, wohin der Kummer und die Noth dieses Lebens nicht folgen können. „Sie ist dahin; leicht sei ihr die Erde! Schlaf wohl, Mutter; drüben, mit Gott! sehn wir uns wieder!“ lispelte unser Freund und eilte dann ins Wirthshaus, wo die Leichenbegleitung versammelt war.

Hier fand er seine Jugendfreunde und viele alte Leute, die ihn wohlwollend umringten. Während die Frauen sich von der Verstorbenen unter-

hielten und ihr manches wohlverdiente Lob noch ehrend spendeten, erzählte Leonhard den Männern von seiner Jugend, seinen Reisen, seinen Lebenserfahrungen; den jungen Leuten von der Stadt, den dortigen Sitten, und was man alles wissen und verstehen müsse, wolle man dort sein Glück machen. Nebenbei kam das Gespräch auch auf den Ackerbau, auf die Preise von Haber, Heu, Holz und dergleichen. Leonhard wurde vielerlei angeboten. Er versprach, morgen zu kommen und was ihm anstehe, zu kaufen. So verflossen mehrere Stunden. Endlich kehrte man nach Stierberg zurück, dankte den guten Nachbarn nach Sitte und Schuldigkeit und bald waren sämmtlich Hinterlassene am Tische Görgs zum Abendessen versammelt. Das Mahl war vorüber, es hatte dabei ein düsteres Schweigen geherrscht. Jetzt kam der Augenblick, dem jeder bang entgegen sah, die Erklärungen über die Hinterlassenschaft der Mutter. Andreas war der erste, der davon redete. Er habe keine Zeit mehr, zu bleiben, morgen müsse er heim, sein Herr könne ihn nicht entbehren. Sie wüßten es alle, wie nothwendig er noch ein paar Gulden brauchen könne und er wolle wissen, was noch auf ihn komme." Er hatte ruhig gesprochen; der ernste Tag hatte auf sein rauhes Gemüth doch sänftigend und mildernd gewirkt. Jetzt erhob sich Leonhard und sprach:

„Liebe Geschwister, es drängt mich, ehe wir von Geldangelegenheiten reden, ein Wort noch mit Euch

zu sprechen. Wir sind nun vater- und mutterlos, unter allen fremden Menschen allein auf unsere gegenseitige Hilfe und unsern Beistand angewiesen. Seht, es ist unsere Pflicht, recht gut und friedlich zu bleiben, uns einander zu helfen und beizustehen nach Kräften. Ich bin so gesinnt gegen Euch alle, ich meins gut mit Euch und wenn Eins von Euch einmal in Noth kommt, so wißt Ihr, daß in Nürnberg ein Bruder lebt, bei dem Ihr Rath und Beistand findet. Vergeßt das nicht. So wollen wir nun alles, was geschehen muß, in Frieden abmachen. Ich bin versorgt; ich verzichte auf meinen Antheil. Du, Görg, kannst auch so von dir sagen, du bist auch von Gott gesegnet. Was thust du?"

„Ich verzichte auch drauf; alles was noch da ist, sollen Michael, Hans, Andreas, Anne Bärbe und Liese theilen," sagte Görg.

„Ich hab auch zu leben," rief plötzlich Michael, „was Ihr thut, kann ich auch thun. Du gefällst mir, Liendl" rief der alte Soldat herzlich, „bist'n braver Kerl. Nun wißt Ihr meine Meinung. Ich muß fort; ich will's im Amt zu Betzenstein heut noch beim Amtsschreiber zu Protokoll geben. Nun, lebt wohl, denkt manchmal an mich!"

Bei diesen Worten stand er auf; alles Bitten und Zureden half nichts, er sagte: seine Geschäfte erlaubten seine längere Abwesenheit nicht. Er drückte allen die Hand, ging dann rasch fort und bald sah

man ihn mit seinem Genossen zum Dorfe hinaus auf dem leichten Wägelein fortrollen.

Wehmüthig setzten sich die andern zusammen. Der Mutter zu Betzenstein angelegtes Wittwengeld betrug 225 fl.; ihre Kleider und wenigen Ohrringe und Halsgehänge wurden herüber gebracht. Das Bett erhielt Andreas, der sehr drum bat, das Granatengehäng und die Ohrringe Anne Bärbe; das Gebetbuch der Mutter und zwei Stücke Hanftuch bekam Liese. Das übrige wurde ehrlich getheilt und so ging alles in Frieden ab. Am folgenden Tage wurde die Theilung des Geldes bei Amt vorgenommen. Hans erhielt zehn Gulden Geld mehr, als die andern und bis Mittag waren Andreas und Anne Bärbe fort; nur Hans, Görge und seine Frau, Liese und Leonhard speiseten noch einmal mit einander.

Hans und Leonhard fuhren Nachmittags nach Nürnberg zurück mit Görgs Versprechen, daß er Leonhard am Thomastage mit Liese und seiner ganzen Familie besuchen wolle.

Der Thomastag. Leonhard und Görg erfüllen eine Bruderpflicht. Wie unserm Leonhard ein Knäblein geboren wird und was diese Vermehrung seiner Familie zu Folge hat.

Weihnachten nahte heran; Görg kam sammt Frau und Kindern; mit ihnen Liese. Das war ein Festtag für Leonhard, nun einmal so viele Verwandte in seinem Hause zu sehen, denn auch Hans hatte heute einen Feiertag und war den ganzen Thomastag über im Schwan.

Mit diesem Thomastage hat es seit alter Zeit in Nürnberg eine eigene Bewandtniß. Es besteht nämlich in dieser guten alten gewerbthätigen Stadt seit Jahrhunderten eine Messe, auf der lauter Kinderspielwaaren zum Kaufe ausgestellt sind. Hier erhält man einen rechten ergötzlichen Ueberblick über den bekannten „Nürnberger Tand, der geht durch alle Land." Vom hölzernen Pferdchen, von der Ratsche, Kindertrompete, der Puppe, dem Flitterengelein bis hinauf zu den theuersten mitunter prächtig gemachten Blechwaaren und Schmucksachen, findet sich hier in Hunderten von Buden was das Herz nur an solchen Sachen wünschen kann. Die Kinder und die Erwachsenen gehen staunend umher, jene voll Sehnsucht und Erwartung, was wohl von all den Herrlichkeiten das Christkindlein ihnen bescheeren werde, diese voll Berechnungen, wie weit und

zu was wohl die Kasse reiche, um den Tisch unter dem Weihnachtsbaum recht reichlich ausstatten zu können. So dauert das Weben, Leben und Treiben bis zum letzten Sonntag vor Weihnachten fort, der stets Thomastag genannt wird, obgleich er es selten ist, da der Name jenes Heiligen meist auf Wochentage fällt. An diesem Festtage kommen die Fremden von Nah und Ferne herbei, besichtigen den Christmarkt, kaufen meist um schwer Geld ein und machen sich dann in der Stadt lustig, zu welchem Zweck die Wirthe alle nur erdenklichen Anstalten getroffen haben. Eine lustige Zugabe zu diesen Festlichkeiten des Thomastages bietet das sogenannte „Ziehen der Heirathskasse," eine Art Lotterie. Diejenigen, deren eingesetzte Nummern gezogen werden, gewinnen 200 fl., eine Summe, die ihnen aber erst an ihrem Heirathstage ausbezahlt wird. Ihre Namen werden vom Balkon des Hauses, wo die Ziehung stattfindet, unter Trompeten- und Paukenschall ausgerufen.

Dämmert nach diesen gar lustigen Scenen der Abend, so lockt hellflammender Feuerschein die Fremden wie die Einheimischen zu den „Salzfischern," die ihre Stände am Markte hinter der Frauenkirche haben. Aus den Dächern der niederen Buden starren lange Holzlanzen in die Luft, an denen die blitzenden Heringe hängen. Fichtenholzfeuer krachen und auf Kohlenpfannen werden die Heringe geröstet. Es geht selten Einer von Nürnberg weg, ohne am

Thomastage seinen gebraten Hering dort verzehrt zu haben.

Das sind so Vorgeschmacke vom lieben heiligen Weihnachtstage selbst. Leonhard feierte heuer dieses Fest zum ersten Male als Herr und genoß schon zum Voraus einen Vorschmack davon, wie Geben denn wirklich seliger sei, als Nehmen, denn seines Bruders Kinder wurden heute reich von ihm beschenkt und nicht weniger reich begabt ging auch die wackere Liese heim. Die beiden Brüder saßen des Abends fröhlich bei einem Glase Punsch beisammen; da sprach Görg: „Liendl, ich denk an den armen Andres und an seine noch ärmeren Kinder. Sie können nichts dafür, daß sie nun da sind und ich hab ihnen was eingekauft. Ists auch nur ein Lebküchlein und ein goldener Engel, so sehen sie doch, daß es Menschen gibt, die an sie und ihre Hilflosigkeit denken. Ich möcht aber gar gern unserm Bruder aufhelfen. Hätt' er ein Anwesen, wenn auch nur vor der Hand in Pacht, so glaub ich, er kriegte mehr Lust zum Arbeiten und dann auch zum Sparen; er könnte heirathen und der Anblick seiner Frau und seiner Kinder brächte ihn vielleicht dahin, daß er ein ordentlicher Mann würde. In Lindelbach weiß ich einen kleinen Hof, den könnte man jetzt, wo die Güter so werthlos sind, vielleicht billig erstehen. Ich kann freilich nicht viel thun, aber auf einige hundert Gulden gehts mir nicht zusammen und ich wollte sie gern dran wagen."

„Ich leg soviel dazu, als du, Görg," sagte Leonhard, „an mir solls nicht fehlen."

„Wollen wir morgen hinüber. Mein Knecht fährt Frau und Kinder heim, wir fahren nach Lindelbach, kaufen den Hof, wenn er uns ansteht und setzen den Andres als Pächter hin."

„In Gottes Namen!" sagte Leonhard.

Am andern Tage gings ans Abschiednehmen. Die Schwägerin stieg auf den Wagen und brachte mühsam alle die Schachteln und Päcke unter. Die zwei Buben stiegen zur Mutter, wurden in grüne Decken eingewickelt, daß nur die muntern Gesichter hervorschauten, der Knecht nahm seine Peitsche zur Hand und nach langen, langen Abschiedsreden rollten endlich die Stierberger hinaus der lieben Heimath zu. Bald darauf waren auch Leonhard und Görg unter Wegs. Sie kamen in Lindelbach an und besahen den Hof. Er war klein, die Gebäude aber gut und wohlgelegen. Es waren elf Morgen Grundstücke an Feldern und sechzehn Morgen der trefflichsten Bachwiesen, auch ein Stücklein Wald halb mit schlagbarem Holz dabei. Er wurde um 4400 fl. geboten. Görg rechnete, fand ihn nicht zu theuer und kaufte ihn endlich, nachdem sich bereits dreimal der Handel zerschlagen hatte, um 3800 fl. Leonhard gab 100 fl. Draufgeld, setzte den Kaufvertrag auf, fuhr mit Görg und dem Verkäufer nach Gräfenberg, zeigte den Kauf dort gerichtlich an und versprach noch 500 fl. drauf zu zahlen. Görg gab ebenfalls

600 fl. und so waren denn 1200 fl. baar bezahlt. Das Uebrige sollte Andres, der als Pächter dahin kommen sollte, zu 5 Procent verzinsen und mehr sollte auch sein Pachtzins nicht betragen, außer daß er wie billig auch alle Steuern und Abgaben geben mußte. Beide Brüder liehen ihm das Geld jeder 600 fl. ohne Zinsen und er konnte es nach Kräften abtragen. Der Hof konnte bei mäßiger Berechnung in einem Mitteljahre den Pächter reichlich nähren und noch 200 fl. reinen Nutzen abwerfen.

Mit dem schönen Gefühl, eine brüderliche Pflicht erfüllt zu haben, schieden Leonhard und Görg. Der letztere wanderte von Gräfenberg seiner Heimath zu, Leonhard fuhr nach Nürnberg. Als er die Sache am folgenden Tage Faet mittheilte, sagte dieser: „Wirst von deinen 600 fl. nimmer viel sehen; bist zu gut. Nun, du mußt, wie ich sehe, mit allen Wassern gewaschen werden, bis du gescheit wirst."

„Wie, Ihr meint, der Andres zahle nichts zurück?" sagte Leonhard.

„Dir nicht; wenn er kann, zahlt er an seinem Kapital ab. Doch glaub ich auch daran nichts. Wirst sehen, daß ich recht hab."

„Warum denn? Er kann es doch thun!" sagte Leonhard zweifelnd.

„Ja, wenn er möchte; da hats aber einen Hacken;" sprach der Alte.

„Was für einen denn?"

„Anvertrautes Geld wird nicht respektirt; es

ist ihm wie ein gefundenes. Ja, hätt' ers selber verdient! Aber so ists leicht gewonnen und wirds leicht zerrinnen. Ich hätt's vielleicht auch gethan, aber anders hätt ichs gemacht.

„Wie denn?" fragte Leonhard.

„Ich hätt' ihm das ganze Kapital hypothekarisch eintragen lassen und er hätt' mirs billig verzinsen müssen. Hätte ich dann einen guten Willen bei ihm gesehen, seine Schuld abzutragen, so würde ich gethan haben, zu was mich mein Herz gedrängt."

„Aber wir wollten ihm die Last erleichtern;" sagte Leonhard.

„Hm!" sagte der Alte, „wird sich finden." Weiter war kein Wort aus ihm herauszubringen. Andres bezog an Lichtmeß den Hof. Leonhard erfuhr bald darauf durch Hans, daß er in Nürnberg gewesen. Er hatte es nicht für nöthig gefunden, in den Schwan zu gehen und sich bei Leonhard für das, was dieser an ihm gethan, zu bedanken. Unser Freund hatte nicht darauf gewartet, es weder gewünscht, noch verlangt. Aber daß Andres in einem fremden Wirthshause eingestellt hatte und ihn und sein Haus mied, das that ihm weh, sehr weh!

Indeß wechselten in Leonhards Haushaltung Leiden und Freuden, wie's eben im eheligen Leben geht. Es kommt da wie das Wetter im April, namentlich wenn das Geschäft groß ist, wenn man viele Dienstboten haben muß und der Frau nicht

recht wohl ist, Luise kränkelte nämlich seit einiger Zeit; sie war aber vergnügt dabei und wenn Leonhard Faets alte Röse fragte, was es damit zu bedeuten hätte, so sagte die, er solle nur gutes Muths sein und auf Gott vertrauen, es habe nichts auf sich. Fastnacht war vorüber; der erste helle freundliche Sonntag lächelte. So waren die Tage im Schwan vorgerückt, einer nach dem andern, bis endlich unerwartet der rechte gekommen, der das Entscheidende mit sich führte, das große Loos um Leben und Tod, um Freude und Weh; wie es fällt, weiß nur der Allmächtige, der in der schrecklichen schweren Stunde allein helfen kann. Luise hatte eben mit ihren weiblichen Dienstboten für den folgenden Montag noch eine große Wäsche abgeredet, der alten Gretl die Schlüssel zum Seifenbehälter übergeben und versprochen, die Leute um 1 Uhr nach Mitternacht zu wecken, als plötzlich der entscheidende Moment sich ankündete. Er brachte weder Weh noch Tod, sondern ein kleines Knäblein, das gewaltig schrie und von dem die alte Gretl und Faets Frau versicherten, sie hätten ihr Lebtag noch kein so großes und so schönes und so starkes gesehen. Es biß schon in den Schnuller, als wollt es ihn auffressen sammt dem Faden und dem leinenen Lappen auch dazu und wenn man ihm denselben nahm, so schrie es wieder, als obs am Spieße stecke.

Die Freude war groß bei Leonhard; er weinte helle Thränen und legte zur Belustigung der Wei-

ber, die von der glücklichen Wöchnerin nicht wichen, beim Schreien des Kindes eine so lebhafte Angst an den Tag, daß diese sich höchlich über ihn ergetzten. Luise hätte freilich ein Mädchen lieber gesehen und konnte sich nicht enthalten, sich etwas davon merken zu lassen, worüber Leonhard sich wieder fast auf den Kopf stellen wollte. „Wart nur“ sagte die alte Faet zu Luisen, „die Mädchen kommen schon nach. Man muß so was nicht vom lieben Gott erbitten, sonst nimmt er auch das, was er gegeben.“ Die erschreckte Wöchnerin streckte die Hände nach dem kleinen Burschen aus und die Gretl nahm ihre Parthie und sprach: „Ei was, warum soll sich eine Mutter nicht ein Töchterchen wünschen dürfen? Wünscht man sich doch überhaupt Kinder und bietet man damit dem lieben Gott doch das Kindlein nicht an. So ein Mädchen kann der Mutter gar bald an die Hand gehen und kommt recht komod. Und wie kann man eins herausputzen; da sehen die bösen Buben immer schmierig dagegen aus Es ist nichts mit ihnen, als daß sie den ganzen Tag über Unheil anstiften, ruiniren, hauen alles zusammen, was gut ist im Haus und man muß immer wehren. Aber die Mädchen sind sanft und still, hängen der Mutter an und sobald sie einmal laufen können, thun sie gute Dienste, arten sich, halten sich sauber, sind zuthunlich. Man zieht doch leichter vier Mädchen auf, denn einen einzigen Buben.“

Am frühen Morgen kam Faet trotz seines Gichts

herübergestelzt und machte ein Gesicht, als ob er sauere Aepfel gespeist hätte, als er in die Kindbettstube trat und den kleinen Buben schreien hörte. Er gab Leonhards Frau die Hand, drückte sie, sah sie lange an, denn Luise war in den kurzen zehn Monaten, seit denen er sie kannte, sein Augapfel geworden, sagte aber kein Wort. Seine Frau legte den Buben auf den Tisch, wickelte ihn auf und meinte, der Alte sollte die Stärke des Kleinen bewundern. Aber da irrte sie; er schwieg. Endlich sagte er: „Röse, er sieht seiner Mutter aufs Haar gleich." „Oho," sagte die, ist er doch dem Vater aus den Augen gerissen." „Verstehst nichts von der Geometrie," brummte der Alte und setzte sich. Er wich nicht, bis es Essenszeit war, wartete den Buben, wiegte ihn auf den Knieen und mußte fast hinweggezankt werden.

„Er sagt doch gar nichts," sprach Luise zu Faets Frau ängstlich, „ist ihm was?"

„Wenn er so still ist, dann ist er am vergnügtesten!" sprach die. „Außerdem weiß ich, daß er was wünscht; ich sags aber nicht."

„Nun, was will Er denn? fragte die Wöchnerin, die den grimmen rauhen Alten nicht so genau kannte.

„Er will der Herr Dothe (Pathe) werden," sagte die alte Fact. „Bring das dem Liendl bei; sag zu ihm, daß er bald hinüber geht, denn er will

das Compliment bald gemacht haben, und wenn er lang warten muß, so wird er ungeduldig."

„Mein Gott, das muß gleich geschehen; ich und Leonhard haben schon davon geredet. Wärs ein Mädchen gewesen, so hätten wir Euch zu Gevatter gebeten, gute Mutter!" sprach Luise.

Die alte Faet sagte: „das versteht sich! Nun sei still, red' nichts mehr und schick deinen Mann bald. Wir haben schon darauf gewartet."

Die Gretl trat jetzt ein und die Faet ging, um ihren kranken Gatten zu versorgen. Luise erzählte jetzt der Kochfrau, daß Leonhard Faet zu Gevatter bitten müsse. Nun müssen unsere Leser wissen, daß die Kochfrau und Faet einander nicht wohl leiden konnten. Die alte Gretl schwazte ihm zu viel und wurde, wenn sie mit ihm redete, so abgeschnauzt, daß sie schon seit langer Zeit kein Wort mehr mit ihm verbrach. Kaum hörte sie, was Luise im Sinne hatte, so gings los:

„Wie? den wüsten unfläthigen Ding mit seinem Zipperlein? Daß Gott erbarm! Wissen Sie, daß das Kind den dritten Theil vom Charakter des Pathen annimmt? Nimmermehr! Nein, nein; der Alte lebt nimmer lang und der Bub muß einen Pathen haben, einen jungen, stolzen, schönen; so einen etwa, wie der Strobel. Hörens, ich weiß, der fühlt sich beleidigt, wenn ihn der Herr nicht gewinnt. Redens ihm zu, daß er hingeht; er bringt große Freude, ich

weiß es gewiß. Wie ihn aber der alte Knauser, der Faet, aufnimmt, das steht erst dahin."

Luise lächelte über diesen Eifer und sprach: „Ich wills meinem Mann sagen. Was er am Ende thut, weiß ich nicht."

„Ei was, da hat die Frau auch ein Wort mit drein zu reden;" eiferte die Kochfrau; „lassens nur nicht nach, bis er nach Ihrem Sinn thut."

„Will sehen," sprach Luise und legte ihr liebliches Kind an die Brust. Leonhard kam dazu. „Was meinst, lieber Leonhard," sagte Luise, „wer soll unsers Söhnchens Pathe werden?"

„Ich meine, Faet!" sagte Leonhard.

Die Kochfrau bekam einen Schrecken, wagte aber kein Wort zu sagen, als sie die Sinneseinheit der beiden Gatten gewahr wurde.

„Was du thun willst, das thue bald! sprach Luise mit biblischen Worten.

„Also bist du damit einverstanden, Luise?" sagte Leonhard.

„Ja," antwortete diese.

„Nun, so solls gleich geschehen;" sprach Leonhard. Eine Stunde darnach war die Sache verrichtet, für den folgenden Sonntag aber die Taufe angesetzt. Leonhard wurde beredet, im Haus taufen zu lassen; aber er sprach: „Nein, das muß in der Kirche sein. Mein Lebtag muß das in Gottes Haus geschehen; es ist mehr Andacht und Segen dabei."

Es war ein feierlicher Tag für unsern Freund, der Tauftag seines Sohnes. Er führte sein Kind zur Kirche, das ihm von Gott anvertraute Pfand, das er als solches wie ein Geschenk der göttlichen Gnade betrachtete und indem er es zur Kirche brachte, damit es dort in den Christenbund aufgenommen werde, zeigte er öffentlich, daß er es als von Gott empfangen Gott wieder weihe, wie es einst von Gott wieder aus seiner Hand gefordert würde. Es war ihm ein süßer Trost, ein freundlicher Gedanke, diese Taufe seines Kindes. Wo gibt es süßere heiligere Freuden für die Eltern, als die ihnen in ihren lieben Kindern aufblühen können? Welche Hoffnungen setzt ein guter Vater auf seinen Sohn? Welche Entwürfe macht er! welche heiligen ernsten Vorsätze faßt er! welche Gedanken durchdringen ihn! wie baut sich seine Phantasie ein liebliches Gebäude auf an der Wiege, am Tauftage des Kleinen! Und dennoch knüpfen sich unendlich viele ernste Gedanken an diesen Tauftag. Kann nicht das Kind auch zum Dornstrauche werden, der das Herz der Eltern verwundet, durchbohrt, daß es daran verblutet? Kinder haben, welch' ein Glück! Aber um so schrecklicher ist auch der Gedanke, wie es dann ist, wenn sie mißriethen!

Die heilige Taufe war vorüber, der Pathe mit dem Vater, der Amme und dem Kinde wieder daheim. Der Geistliche war geladen zum Taufschmauße und der Wagen ging, ihn abzuholen. Heut

gings hoch her im Schwan; das gesammte Gesinde hatte Festtag und es fehlte weder an einem guten Glas Wein, noch an den Erzeugnissen der Küche, in der die alte Gretel schon die ganze Nacht hindurch Torten, Küchlein und dergleichen gute Sachen zur Existenz gebracht hatte. Görg und seine Frau waren geladen, aber nicht gekommen. Dafür saß Hans am Tische, in aller Breite eines halben Riesen und mit einem Gesicht, vor dessen Röthe und Völle der Vollmond sich schämen mußte. Er war noch immer bei Strobel, der Bräuer hatte ihn gern, denn Hans war sehr anstellig und konnte für viere arbeiten. Durch Strobels Gunst war er zum Bierführer avencirt, ein Posten, auf dem sich ein sparsamer Bursche im Jahre fünf bis sechs hundert Gulden zurücklegen kann. Faet und seine Röse saßen am Tisch; Luise aber lag noch zu Bette, obwohl sie gesund war, wie ein Fisch im Wasser. Als der Prediger erschien, reihten sich um die Tafel etwa zehn Personen; es gab da ein recht geselliges Gespräch, wie es an einem solchen Ehrentage verständigen heitern und rechtschaffenen Männern wohlansteht. Der Prediger hatte Leonhard wohl gekannt, aber bei weitem nicht hinter ihm gesucht, was er heute fand. Es bewährte sich also da abermals die Wahrheit des Satzes, daß der nähere Umgang mit den Beichtkindern bei solchen Gelegenheiten zur Pflicht eines rechten Gottesmannes gehöre. Er soll sich nicht absondern von seiner Heerde, sondern ihnen

auch in gesellschaftlichem Umgang beiwohnen, sie dadurch näher kennen zu lernen suchen, ihren Charakter, ihre Sitten studiren, hie und da durch ein wohlangebrachtes ernstes Wort zu nützen suchen und so jede Gelegenheit ergreifen, um sein Amt als Hirt der Seelen mehr und mehr zu erfüllen.

In dieser Beziehung hatte der brave Pfarrer heute gar manche gute Gelegenheit, mit Segen zu wirken und er that es mit noch herzlicherer Freude, je mehr ihm klar wurde, wie herrlich in diesem Hause der Same des Herrn aufgegangen war, wie die Gottesfurcht gleich dem leuchtenden Funken aus dem dunkeln Karfunkel in Wort und That aus Leonhards Herzen so schön hervorstrahlte, wie hier alles in guter Sitte und Ordnung blühte, wie Herr und Frau, Mitbewohner des Hauses und Gesinde in schöner Eintracht zusammen lebten und doch alles so still und richtig durch den Willen des jungen Hausvaters geleitet ward. Das war dem Herzen des alten Pfarrers eine erfreuliche Wahrnehmung und er, der sonst immer frühzeitig ging, blieb heute wohl eine Stunde länger als sonst und schied mit besonderer Herzlichkeit von Leonhard, Luisen und den übrigen Theilnehmern am Feste.

Häusliche Sorgen. Wie Leonhard fast um seine schönen Pferde gekommen wäre.

Zum Verständniß der damaligen Zeit ist es nothwendig, in unserer Erzählung einen Ruhepunkt zu machen und unsere Leser, wenn auch nicht zu unterrichten, so doch an ihnen bekannte Dinge zu erinnern. Sechs Jahre waren bereits verflossen, seitdem das französische Volk der Welt das seltsame Schauspiel gegeben hatte, alles, was die bildende Menschheit seit Jahrtausenden an religiösen und politischen Einrichtungen mühsam ersonnen und ins Leben gerufen, in blinder Wuth niederzureißen und zu zerstören; als ob, weil das ehrwürdige Gebäude hie und da der Erneuerung, der Aenderung, der Verbesserung bedurfte, das Ganze nichtig sei. Zum Zerstören gehörte freilich wenig; aber das Wiederaufbauen kostete viel, viele Menschenleben, viel von der besten und unersetzbarsten Kraft der Völker. Durch den großen Brand, den das französische Volk zuerst im eigenen Lande anfachte, wurden Flammen in alle Nachbarstaaten geschleudert und weil sich überall für diese diabolischen Elemente Zündstoffe fanden, so drohte das heiße Feuer der Rebellion ganz Europa zu ergreifen, und alles da Bestehende zu vernichten. Es entzündeten sich verheerende furchtbare Kriege; das Leben der Könige fand so wenig Schonung, als das der niedrigsten aus dem Volke.

Lange drehte sich der Kampf um die Deutschland von dem unglücklichen Frankenreiche trennende Rheinader, bis endlich im Jahre 1795 die französischen Heere von drei Seiten über unser armes deutsches Vaterland herfielen. Den gleißnerischen Ruf: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten,“ im Munde, beraubte der französische nichts mehr achtende Soldat aber nicht allein die Paläste, sondern auch die Hütten der Aermsten. Bei Köln ging Pichegru, bei Mainz Jourdan und bei Hüningen Moreau über den Rhein; tief drangen die Heere in Deutschland ein, ein schwacher Widerstand wurde ihnen von den bethörten Völkern entgegengesetzt.

Zum ersten Male sah damals Nürnberg französische Truppen in seinen Mauern. Zitternd hatte man ihnen die Thore geöffnet; doch gelang es noch, mit den lästigen Gästen gelind auszukommen. Zerlumpt kamen sie an; die Stadt mußte für Kleider, Wäsche sorgen; der Bürger mußte die ungebetenen Gäste verpflegen und wollte er gut mit ihnen auskommen, noch unter den Teller nach jedem Abendmahle einen Zwanziger oder eine Viertelskrone legen. Hie und da rieb sich deutscher Trotz gegen die französische Frechheit, die beim armen Handwerker kostbare Speisen in kostbaren Geschirren forderte und den Bürger zum Bedienten des französischen Bettlers, der lumpig gekommen war, erniedrigen wollte. Da gab es Gewaltthaten; es

kam sogar zum Mord und wenn Klagen gegen die Militärs geführt wurden, so wollte Niemand darauf hören. Nach einem langen vielwöchentlichen Aufenthalte wurde die Stadt endlich ihrer Last entledigt. Die bösen Gäste zogen fort gegen Süden oder Osten, um den Oestreichern Schlachten zu liefern.

Leonhard hatte nun kennen gelernt, was es heißt, Feinde im Quartier zu haben. Er hatte einen Dragonercapitän nebst Bedienten und vier Pferden zu ernähren und zu versorgen. Es war ein Glück für ihn, daß er noch sechzehn Dragoner ins Quartier bekommen hatte, die von andern Bürgern, welche keinen Raum hatten, ihm zur Versorgung übergeben wurden; ein Glück war es, daß er reiche Vorräthe von Hafer und Heu aufgehäuft, die er in drei Jahren kaum bei gewöhnlichem Gang der Geschäfte verbrauchen konnte. Aber der Handel stockte wieder und neun Wochen lang wurde vor dem Schwan kein Wagen mehr geladen, neun Wochen lange kamen gar keine fremden Gäste. Das fühlte Leonhard schwer. Das Wochenbett seiner Frau kostete; die Andreas vorgestreckten sechs hundert Gulden spürte er auch; die Dienstboten wollten täglich essen, mußten ihren Lohn haben, die Steuern und Abgaben liefen fort und als nun das Ziel herankam, wo Faet die Interessen entrichtet werden mußten, spürte Leonhard selbst diese ihm sonst unbedeutende Ausgabe und zum ersten Male konnte er nichts

abzahlen am Kapitale und es stellten sich die Sorgen ein. Ueberdieß hatte Leonhard während der Einquartirungszeit schwer hinausborgen müssen und war nur von Wenigen bezahlt worden und mit Härte fordern vermochte er nicht, besonders wo man ihm mit Bitten um Geduld entgegen kam.

„Wie gehts, Liendl?“ sagte Faet, als ihm Leonam Ziele die Zinsen hinzählte.

„Warum fragt Ihr?“ antwortete Leonhard verdrießlich und legte die Thaler in Reihen.

„Hör, du siehst angegriffen aus; ich weiß, was dich der vergangene Winter gekostet hat und ich will dir nur sagen, daß ich Geld liegen hab, wenn'st eines brauchst.“

„Vor der Hand dank ich schön,“ sagte Leonhard, „doch will ichs nicht ganz von der Hand weisen.“

„Du mußt dich dran erinnern, was ich dir gesagt hab,“ fuhr Faet fort. „Wir haben jetzt Krieg und zwar die schlimmste Zeit in demselben. Es ist wie beim Gewitter. Die Wolken sind da, es weht und staubt und donnert und die Hitze hat doch nicht nachgelassen. Es wird noch ärger werden, es wird hageln; aber der wohlthätige Regen bleibt nicht aus. Weißt, was ich damit sagen will?“

„Nicht ganz,“ sprach Leonhard und lächelte über den Alten, der heute ganz gegen seine Gewohnheit fast dichterisch in Gleichnissen redete.

„Na, ich sag', es wird noch ärger werden, das

Aergste kommt immer erst hinten nach. Aber mit der Stockung der Geschäfte hats wenig auf sich. Die Bedürfnisse bleiben und Handel und Wandel geht oft mitten im Kriege am besten. Also faß Muth und fürcht' dich nicht. Fehlts dir in der nächsten Zeit, so glaub nicht, daß es so bleibt; es kommt schon wieder anders. Sag mir's dann bei Zeiten, ich bin bei der Hand. Laß deiner Frau nichts merken; sie ist ein gar braves Weibsen und der Kopf darf ihr nicht warm gemacht werden. Nun noch ein Wort: Du hast viel weggeborgt?"

„Ja, es ist noch an die achthalbhundert Gulden," sprach Leonhard.

„Wer ist dir schuldig?"

Leonhard nannte ihm Einige und Faet horchte hoch auf. Dann sprach er: „Das kriegst; die Leute sind brav und stehen sich nicht schlecht; es fehlt nur jetzt für den Augenblick, weil eben kein Mensch zahlen kann. Laß sie in Ruhe und fordere sie nicht an; es wäre mir nicht lieb, wenns schiene, als obs dir fehlte. Was du brauchst, das hol bei mir und sollstens sechs tausend Gulden sein. Merk das! Laß dir auch bei meiner Röse nichts merken; die Weiber dürfen in solche Dinge ihre Nasen nicht hinein stecken. Jetzt geh und sei gutes Muths!"

Wirklich hatte Leonhard den Kopf sehr voll und schwer gehabt. Faets Zureden, diesmal herzlicher als irgend sonst, war gerade recht gekommen,

ihm den sinkenden Muth aufrecht zu erhalten. Als er ins Zimmer vorkam, traf er zwei Fremde, die gestern übernachtet hatten und über Hersbruck weiter hatten reisen wollten. Sie waren verstört zurückgekehrt; alles war in der Amberger Gegend voll Franzosen, alle Strassen waren von ihnen besetzt, alle Fuhrwerke wurden zurückgewiesen, keinem Reisenden ward der Durchzug gestattet. Der General Jourdan hielt die ganze Gegend besetzt und erwartete hier in äußerst festen Positionen den Erzherzog Karl, der von Böhmen mit einem sechzigtausend Mann starken Heere heraufzog. Die Bevölkerung der Gegend war in fieberhafter Angst, denn wenn die französische Armee nicht eine rückgängige Bewegung machte, so mußte es in jener Gegend zur Schlacht kommen, eine Katastrophe, die unermeßliches Elend für die Pfalz nach sich zog. Kuriere eilten von Armee zu Armee. Alle Vorboten, welche sich bei der Annäherung einer solchen kriegerischen Entscheidung zu zeigen pflegen, waren da. Die Erzählungen der Reisenden verkürzten unseren Freunden den Abend und dunkle Gefühle der Angst und Besorgniß lagerten sich in aller Herzen.

In der Stadt zeigte sich dieselbe fieberhafte Unruhe. Auf den Bureaus der Behörden waltete Tag und Nacht die größte Thätigkeit. Die letzten französischen Truppen, eine Abtheilung Infanterie, wurden auf Wagen dem Heere nachgeschafft, wozu

alle Pferdebesitzer ihre Fuhrwerke stellen mußten. Auch Leonhard mußte seine Rappen anspannen und der alte Görg ging selbst mit ab, um, wie er sagte, entweder mit den Rappen oder gar nicht mehr wieder zu kommen. Das waren ängstliche Augenblicke; allein da half nichts, als Geduld und Ergebung. Doch war unserm Freunde seltsam zu Muthe, als er seine schönen Pferde vor einen Wagen gespannt sah, auf den ein und zwanzig französische Soldaten mit Sack und Pack geladen waren. Es war ihm, als würde er die trefflichen Thiere nicht mehr wiedersehen.

Am folgenden Tage — es war der 24. August — hoffte Leonhard Görgen gegen Abend zurückkehren zu sehen. Allein es wurde eilf Uhr und Niemand kam. Luise weinte, als Leonhard so stumm und ängstlich im großen leeren Zimmer auf und abschritt. Endlich sprach er: „Geh zu Bette, Luise.“

„Ach, Leonhard, ich ängstige mich um dich; du siehst ganz blaß aus.“

„Es ist mir um meine Pferde und um Görg zu allermeist;“ sagte er.

„So glaubst du, sie wären verloren?“

„Wenn nur Görg wieder da wäre! Hätt' ich nur den alten Mann nicht fortgelassen; er hat vier Kinder!“

„Er ließ sich ja nicht zurückhalten. Mein Gott,

wenn ihm was zugestoßen wäre!“ jammerte die junge Frau ängstlich.

„Wie wirds gehen? die Pferde kosten mich schwer Geld und woher andere nehmen?“ rief Leonhard.

Luise sah jetzt, daß ihren Gatten schwere Sorgen drückten. „Leonhard,“ sprach sie, „fasse Muth. Wenn auch diese Rosse verloren wären, leben doch wir und Görg steht unter Gottes Schutz. Wir werden andere bekommen.

„Geh jetzt zu Bette, Luise, und laß auch die Leute sich schlafen legen,“ sagte Leonhard dringend.

Ungern trennte sich Luise von ihrem Gatten; aber er kehrte sich so streng von ihr ab, daß sie es nicht wagte, ihm länger zu widerstreben. Sie ging in ihr Zimmer und saß schlaflos am Bette ihres Kindes.

Die Stunden verrannen langsam; bleierne Gewichte schienen sich an den Lauf der Zeit gehängt zu haben. Auf den Straßen herrschte die Grabesstille der Nacht. Endlich gegen drei Uhr des Morgens erschallte scharfes Pferdetraben, das sich rasch zu nähern schien. Leonhard riß das Fenster auf; es war dunkel; aber bald sah er einen Reiter mit zwei Rossen um die Ecke biegen und über den Platz in gestrecktem Trab seinem Hause zueilen.

„Görg, bist du's?“ fragte er ängstlich.

„Ja, Gott sei Dank!“ sagte der wackere Knecht.

Leonhard stürzte nun die Treppe hinab, riß das Thor auf und sah Görgen die zwei mit Schweiß bedeckten Rosse hereinziehen. „Wo ist der Wagen?" fragte er.

„Hin! danken Sie Gott, daß Sie die Pferde haben, ich mußte ihn im Stich lassen, wollte ich mein Leben und die Pferde retten und das gelang nur mit genauer Noth."

Beide führten nun die überrittenen Rosse noch eine Viertelstunde im Hofe umher, rieben ihnen die Glieder mit in Branntwein getauchten wollenen Lappen, machten ihnen dann eine weiche Streu zurecht, damit sie sich legen könnten und nun sagte Leonhard: „Komm herauf, ich hab dein Essen warm gehalten." Er brachte es ihm, stieg dann in den Keller, holte eine Flasche Wein, schenkte ihm ein, und wartete nun, bis Görg reden würde. Dieser aber verschlang die Speisen mit unglaublichem Heißhunger und sagte endlich: „Seit gestern früh ist das der erste Bissen, den ich bekomme. Gott sei Dank; daß ich da bin; ich glaubte nicht, daß ich Nürnberg je wieder sehen würde, denn da hinten gehts schrecklich zu."

„Wir kamen spät Abends gegen fünf Uhr an die französischen Vorposten, die schon hinter Sulzbach begonnen hatten. Von hier bis Amberg fuhren wir, was die Pferde laufen konnten, beständig von Kavalleriemassen begleitet. Das Landvolk war in entsetzlicher Angst und lag meist in den Kirchen auf den Knien. Als es ganz Nacht wurde, röthete sich der

Himmel gegen Morgen; es war der Feuerschein von den Dörfern, welche die Franzosen niederbrannten. Bald erreichten wir Amberg, stießen unsere Soldaten ab und diese erhielten sofort Marschbefehl. In der Stadt wimmelte es von Generalen und hohen Offizieren. Auf dem Rathhaus wohnte der General Jourdan; in den Strassen brannten große Holzfeuer, an denen Infanteristen lagerten. Adjutanten gingen ab und zu, Niemand wußte, woher und wohin? Alle Augenblicke gabs Specktakel, arme Bürgersleute rannten umher, schrieen vor Verzweiflung. Die Franzosen fouterten nach ihrer Art und waren voll Wuth und Bosheit. An einem vor dem Rathhause aufgerichteten Balken hingen sieben Leichen; es sollten Spione sein; obs wahr ist, weiß ich nicht; aber es war Platz für noch mehr."

„Ich ließ meinen Wagen stehen, wo ich gehalten hatte und ging mit meinen Rappen in den Hirschen, da allerlei französische Gauner um mich herum schlichen und die Pferde mit verdächtigen Augen ansahen. Der Wirth kennt mich gut und stellte die Thiere in eine halbleere Holzschupfe, weil alle Stallungen voll waren. Er ließ mir Futter zukommen, rieth mir aber, mich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen, weil heute schon Reitergefechte zwischen den Franzosen und Oestreichern vorgefallen wären und es morgen zur Schlacht kommen müsse. Wie es da gehe, wisse der Barmherzige im Himmel!"

„Ich wollte nun gerne fort; aber wie und wohin? das war die Frage. Nach Sulzbach zu gings nicht, denn so eben traf die Nachricht ein, daß es auf der Strasse dahin von französischen Husaren wimmle. Der Wirth rieth mir nun, noch ein paar Stunden die Pferde ruhen zu lassen und dann über Kastell oder Pfaffenhofen nach Altdorf zu gehen. Den Wagen wolle er holen lassen; ich möcht froh sein, wenn ich die Pferde davon brächte. Er wolle mir einen herzhaften Buben mitgeben, der Weg und Steg genau wisse; auf den sollt ich mich getrost verlassen.“

„Ich war todmüd und vor Angst konnte ich keinen Bissen essen; so legt ich mich denn zu meinen Pferden auf die Streu; aber schlafen konnte ich nicht. Draußen auf dem freien Feld mußte es schon losgehen; es fiel hie und da ein Kanonenschuß und in der Stadt gabs Lärmen. Trommeln wirbelten, Trompeten schmetterten und alles sattelte und verließ die Stadt. Da kam der Wirth herein, weinend und wehklagend: „Draußen zünden die Franzosen Dorf um Dorf an;“ sagte er jammernd, „was wird das werden?“ Mich dauerten die armen Leute und ich stand schnell auf, um meine Pferde anzugeschirren. „Wo ist der Bub?“ sagt ich zum Wirth, der betete und sich bei jedem Kanonenschlag bekreuzte. „Da,“ sagt er und schob den Buben zitternd vor.

Es war ein fünfzehn- bis sechszehnjähriger Bursch. „Wo bist her?“ fragte ich. „Von Wolfseck

bei Neumarkt" sagt er. „Wie kommst herüber?" „Hab mit meinen Kühen Franzosen rüber fahren müssen?" „Wo ist dein Vieh?" „Die Sp........ — er sagte es nicht aus — haben's niedergestochen und aufgefressen; möchten sie doch dran k.......!" antwortete der Bub und weint. „Kannst reiten?" Ja," sagt der Bursch, „aber eilens, sonst ist's zu spät, der T....l geht draußen schon los." „Wo wollen wir hin?" fragt ich und band mit Stricken s'Geschirr oben fest zusammen. „Ich weiß einen Weg, wenn wir den Patrouillen entkommen; bei Neumarkt sind wir außer Gefahr. Ich reit aber noch bis Kloster Gnadenberg mit Euch, dann könnt Ihr den Weg nach Altdorf nicht fehlen."

Jetzt zogen wir die Pferde aus der Holzschupfe; der Wirth warf mir noch den rückgelassenen Reitermantel eines Franzosen und eine spitze Holzmütze zu und sagte: „Gib dich für einen Fuhrwerkssoldaten aus, so kannst vielleicht durch die Patrouillen kommen.

„Ich weiß aber kein Wort französisch," sagte ich.

„Aber ich hab' ihnen viel abgelernt," sagte der Bub, „da laßt nur mich sorgen, ich hab genug parliren gelernt; haben wir sie doch fast ein halbes Jahr lang ernähren müssen."

„Ich saß auf, der Bub lief neben her; es war still in der Stadt, aber starke Kavalleriepatrouillen ritten durch die Strassen. Wir waren kaum unter Wegs, so sprengte Einer auf uns los und rief: „Qui vive?" Ich hörte den Hahn seines Karabiners knacken."

„Voiture militaire," plapperte der Bursche. Der Soldat sah mich an. Als er die Holzmütze, den Mantel und das Geschirr der Pferde bemerkte, zog er sich zurück und ritt weiter. Beim Thore wurden wir von einem Offizier angehalten. Mein Begleiter rief wieder sein Voiture militaire en conducteur, schrie mir zu: avance, Camerad! und lief voraus, ehe der Offizier eine Frage an mich richten konnte. Kaum waren wir hundert Schritte auf der Straße geritten, so sprang der Bub aufs Handpferd, lenkte nach links mitten in die Felder ein und rief: „Jetzt richtet Euch nach mir!" Damit gab er dem Rappen ein paar Hiebe und hinein gings in die Nacht, daß mir Hören und Sehen verging. Bald kamen wir an Waldung und jetzt zeigte sichs, daß der Bub den Weg verfehlt hätte. Er lenkte um und sagte: „Wir sind zu weit rechts kommen, wir müssen noch weiter links." „Lassen wir die Pferde einen Augenblick verschnaufen," sprach ich. Der Bub sagte: ja und wir hielten hart am Walde auf einer sumpfigen Wiese. Das war unser Glück, denn kaum standen wir einen Augenblick, so sausten in geringer Entfernung zehn französische Dragoner vorbei. Wir sahen ihre Säbel deutlich blitzen; sie aber bemerkten uns nicht und unsere Rappen hielten Ruhe, als wüßten sie die Gefahr. „Aha," sagte der Bursch, jetzt weiß ich den Weg; die Spitzbuben „Franzosen haben den Eingang in den Wald besetzt. Vorwärts, sie haben uns gehört und den Posten verlassen, er wird

jetzt leer sein; sind wir nur einmal im Walde so können sie uns nichts mehr anhaben."

Wir ritten langsam am Waldsaum zwischen Buchen- und Fichtenbüschen hin. Plötzlich bemerkte ich; daß wir uns auf einem Fahrwege befanden, der schief in den Wald einbog. Kaum ritten wir da zehn Schritte, so klirrte es zur Seite. Der Bub warf einen Blick hin und rief: „Jetzt gebt Fersengeld, es sind noch mehr Franzosen da." „Qui vive!" schallte es kaum zwanzig Schritte herüber. „Voiture militaire," schrie der Bub und peitschte auf den Rappen los, ich auch. Der Franzose fluchte und schrie: „Ferme, Marodeur! Filou! Deserteur!" Als wir nicht hielten, krachte es, die Funken flogen mir um den Kopf, denn der verdammte Dragoner war mir fast auf dem Nacken. Ich hörte, wie er fluchte: Sacre nôme de Dieu, je voudrais, que Dieu vous casse les rennes! Jetzt krachte ein Pistol, die Spitzmütze flog mir vom Kopfe, ein zweites Pistol platzte los, ich fühlte am linken Arme einen scharfen Stich; aber ich ritt auf Leben und Tod zu und der Franzose wagte es nicht, uns weiter zu folgen. So setzten wir unsern Weg eine Stunde lang fort, bis es allmählich heller wurde. Jetzt sah ich erst nach meinem Arm. „Seid Ihr wund?" fragte der Bub. Ich sagte: ja, aber ich glaub, es hat nichts zu bedeuten! Die Wunde schmerzte mich etwas, aber ich konnte den Arm bewegen; am Knochen war mir also nichts verletzt. „Wir kommen in einer

Stunde nach Neumarkt, haltet nur so lang noch aus!" sagte der Bub. So wars auch; bald sahen wir die Stadt und Schloß Wolfseck dabei. Wir brachten die ersten Nachrichten von der Schlacht dahin; aber noch während ich da war, hörte man fernen Kanonendonner, ein Zeichen, daß es dort jetzt erst losgegangen sei. Nach einer Stunde kam der Bub weinend wieder zurück und sagte: „Ich muß mein Wort halten; bis Gnadenberg führ ich Euch, dann muß ich wieder heim." Unter Wegs erzählt er mir von seiner Armuth und wie die zwei Kühe der einzige Reichthum seiner Mutter gewesen und sie beide ernährt hätten. Nun wären sie ganz arm. Der Bub reute mich, aber ich konnt ihm nicht helfen. Als wir Gnadenberg liegen sahen, gab ich ihm einen Kronthaler nnd ließ ihn wieder heim. Ich aber ritt langsam bis nach Altdorf, weil ich jetzt in Sicherheit zu sein glaubte. Meine Pferde waren ermattet, hatten seit 24 Stunden nicht geruht und vor Müdigkeit in Neumarkt nicht gefressen. In Altdorf im Kreuz stellte ich ein, machte den Rappen Streu an und legte mich dann selbst nieder, um zu schlafen. Nachmittags um 3 Uhr wachte ich wieder auf, fütterte und ging dann in die Stube vor. Da fand ich große Noth, die Wirthsleute voller Angst. Sie räumten alles Werthvolle weg; in der Stadt war ein Rennen und Laufen, als gings aufs jüngste Gericht los. „Was gibts?" fragt ich. Die Franzosen sind geschlagen und retiriren hieher und nach Nürnberg.

In Neumarkt ist alles schon voll Blessirter. Wie wirds uns gehen! „Ich erschrack nicht wenig; aber ich konnte nicht gleich fort, ich mußte meine Pferde erst fressen lassen. Es war schon 10 Uhr vorbei, als ich von Altdorf wegritt. Ich schlug den Weg über Birnthon nach Fischbach ein; aber meine Pferde waren so müde, daß ich zu Fuße gehen mußte. Daher kommts, daß es so spät wurde."

„Nun, Gott sei dank! daß du wieder da bist. Jetzt laß deinen Arm sehen!" sagte Leonhard hochaufathmend.

„Görg zog den Rock aus und Leonhard bemerkte schaudernd, daß die Kugel hart unterhalb des Gelenks des Oberarms durchgegangen war. Ein Zoll höher und der Knochen in der Schulter wäre zerschmettert worden und der arme Mann wäre für immer untauglich zur Arbeit gewesen, wenn ihm nicht der Schuß gar das Leben gekostet hätte.

„Nun geh zu Bette," sagte Leonhard.

„Nein, lieber Herr Thummet, ich will lieber heim zu Frau und Kindern; dacht' ich doch nicht, sie je wieder zu sehen."

„In Gottes Namen! Görg, was du für mich leiden mußtest, will ich dir nicht vergessen," sprach Leonhard und drückte dem braven Manne die Hand.

„Es ist das meine Schuldigkeit, lieber Herr;" sprach der brave Knecht und verschwand in der finstern Strasse.

Ein Schreckenstag, und ein Tag der Vergeltung.

Die Morgendämmerung hatte kaum noch die Ränder des östlichen Firmamentes blutig geröthet; noch lag die gute Stadt Nürnberg im Schlafe, noch ihre Einwohner im Schlummer — ob in dem des Gerechten oder im Sündenschlummer — dieses will mehr erfordern, als wir zu sagen vermögen; als sich in sausendem Trab Fuhrwerk auf Fuhrwerk von französischen Dragonern und Husaren eskortirt durch den Wald herausbewegte und in ängstlicher Eile nach der Stadt zu rasselte. Anfangs kamen die Reiter nur einzeln mit, bald zu zweien, dann verdoppelte sich ihre Anzahl plötzlich und endlich bedeckten sie weithin die ganze Ebene und überfielen, wie Schwärme hungernder Heuschrecken die Felder, die zahlreichen Dörfer. Sie redeten nichts; sie fluchten nur und mißhandelten die entsetzten Einwohner, wenn diese nicht sogleich gaben, was sie hatten. Diese Soldaten sahen erschöpft, ergrimmt und wüthend aus, wie Menschen, die eben erst Blut vergossen haben und bereit sind, dieses jeden Augenblick, lieber als alles andere in der Welt, wieder zu thun. Die Einen hatten ihre Tschakos oder Husarenmützen verloren; bei andern hing die Kopfbedeckung am Sattelknopfe und um das wunde Haupt war ein weißes Tuch gebunden. Ihre meist präch-

tigen aber zusammengerittenen, mißhandelten, geschundenen und blessirten Pferde gingen den Kopf hängend einher. Hie und da lief eines leer mit; oder der Reiter hing drauf und klagte, aber wagte es nicht abzusteigen, aus Furcht, Niemand helfe ihm wieder hinauf. Da und dort stürzte ein Roß; es wurde gepeitscht, aber es stand nimmer wieder auf. Der jammernde verzweifelnde Reiter machte wenig Federlesens; er zog den Karabiner aus dem Halfterriemen, nahm sein treues Thier aufs Korn, zerschmetterte ihm das Hirn und lief dann ängstlich umher, bis er ein lediges Roß fand, um darauf weiter zu kommen. Und immer wieder quollen neue Schaaren und Wagen voll bluttriefender Blessirter aus dem Walde heraus und alles, alles strebte nach der Stadt hin, deren glänzende goldblinkende Thürme in den Morgenhimmel ragten. Wohl waren hie und da Offiziere zu sehen, die den Auftrag hatten zu rathen, zu helfen, zu ordnen und den Zug zu leiten. Aber es war da wie bei einer Ueberschwemmung; es half nichts, man mußte entweder mit oder in dem wirren Treiben untergehen.

In der Stadt war großes Entsetzen; die Nachricht von der Niederlage des französischen Heeres verbreitete sich mit Windeseile und der Gedanke, daß die Geschlagenen ihren Rückzug nach dem durch seine Außenwerke, Mauern, Gräben, durch die großen öffentlichen Vorräthe und den Reichthum seiner Bewohner zu einem Stützpunkte sich sehr eignenden Nürn-

berg genommen würde, ließ die Herzen der braven Bürger erzittern. Kaum war von den Thürmen Botschaft über die Ankömmlinge an die Behörden gekommen, so gelangten auch schon die ersten Flüchtlinge ans Thor und begehrten sofort Einlaß. Allein der Magistrat hatte die Thore schließen lassen. Da wälzten sich die Haufen heran, fluchend, scheltend und in ihrem fremdartigen Jargon Tausende der gräßlichsten Drohungen und Verwünschungen ausstoßend. Immer größer ward das Gewimmel vor den Mauern, immer wilder das Toben. Von vier Seiten, über Lauf, Engelthal, Fischbach und Feucht rollten sich die zertrümmerten flüchtenden Schlachthaufen der Franzosen heran und es gewährte einen eigenthümlichen Anblick, von den Thürmen aus diese langen schwarzen blitzenden Reihen gleich riesigen Schlangenleibern sich heranwälzen zu sehen. Große Züge Artillerie, Pulverwägen, Bagagefuhrwerk aller Art, mit Bauernpferden, Kühen, Ochsen, ja sogar mit Eseln bespannt fuhren über Wiesen und Felder durch Dick und Dünn schnurgerade auf die Thore zu, wo es nur einen Eingang gab; aber hier an den verschlossenen Stadtpforten stockte das Gewimmel.

Endlich bahnte sich am Frauenthor, dessen Schanzen von den Franzosen bereits besetzt waren, ein Parlamentär Weg bis zur Brücke und forderte Einlaß in die Stadt. Er wurde ihm versagt; aber der Kriegskommissär Kreß erschien und verlangte das Begehren des Franzosen zu wissen.

„Die Armee retirirt; sie muß ruhen, sich wieder organisiren, die Verwundeten müssen untergebracht werden und Nürnberg ist vom kommandirenden General vorläufig zum Stützpunkte dieser Operationen bestimmt; es wird das Hauptquartier. Also unverzüglich die Thore geöffnet, binnen drei Stunden Essen für 40000 Mann, Fourage für 5 bis 6000 Pferde; das Weitere wird der General selbst zu wissen thun.“

Das war kategorisch. „Die Stadt kann das nicht aufbringen,“ sagte der erschrockene Kriegskommissär.

„Sie muß!“ war die Antwort.

„Bedenkzeit.“

„Keine fünf Minuten; werden die Thore nicht sofort geöffnet, so wird Gewalt angewendet und die Stadt feindlich behandelt. Jeder Kanonenschuß zum Sprengen der Thore kostet 100000 Franken!“

Was war da zu thun? Schon schleppten die Artilleristen einen Zwölfpfünder herbei, luden ihn und richteten die Mündung auf das Schloß des Stadtthores; es fielen Schüsse der Infanteristen nach einzelnen Gesichtern, welche sich hinter den Schießscharten der alten Mauern zeigten. Man war in der Stadt ohne Militär, ohne Vertheidigungsmittel. Es blieb nichts übrig, als sich zu ergeben und die Thore zu öffnen. Der Kommissär erschien unter dem Thore und sprach: Wir öffnen und es soll für alle Bedürfniße der Armee gesorgt

werden. „Wir bitten aber um Mannszucht und um Schutz des öffentlichen und Privateigenthums, so wie um Sicherheit für die Einwohner!“

Die Antwort des Parlamentärs erstarb in einem furchtbaren Geschrei, das die vor dem Thore lagernden Tausende erhoben. Von diesem Moment an war die Stadt der unmenschlichen Wuth ergrimmter, geängsteter, hungernder und ermatteter Soldaten preisgegeben, die sich nicht wie einquartirte Truppen betrugen, sondern mit barbarischer Brutalität, als wäre die unglückliche Stadt im Sturme von ihnen genommen worden. Früh sieben Uhr betraten die ersten Marodeurs die Strassen und bis Nachmittags um 1 Uhr der kommandirende General Jourdan mit seinem Stabe, Gefolge und der zahlreichen Eskorte einritt, war bereits durch Plündern und Ruin an Betten, Geräthen und dergleichen ein Schaden von mehr als hunderttausend Gulden angerichtet.

Der französische General hatte den Gasthof zum Hahn für sich und die Seinen ausdrücklich in Bereitschaft halten lassen. Eine Deputation des Magistrats erschien, um die Stadt seinem Schutze zu empfehlen. Sie ward nicht vorgelassen; der zu den Deputirten tretende Adjutant sagte: „Der Befehlshaber hätte Geschäfte. Die Bürger möchten den Soldaten nur gut versorgen, so werde er sich von selbst zufrieden geben.“ Um 3 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen. Die Regimenter ordneten sich, um immer neu hereinziehenden Truppen Platz zu machen.

Die Infanteriemassen füllten fast alle größeren Strassen und Plätze. Alle öffentlichen Gebäude, alle Thürme und Mauern, alle Posten wurden besetzt und alles eiligst zu einer nachdrücklichen Vertheidigung in Stand gesetzt.

Gegen Abend verließen große Truppenmassen die Stadt. Mehrere hunderte von den Franzosen requirirter Zimmerleute mußten mitgehen. Die Truppen zogen bis gegen Feucht, Fischbach, Leimburg und Lauf. Die Strassen wurden abgegraben, im Walde die Wege durch Verhaue gesperrt und so die nachdrücklichsten Vorkehrungen getroffen, um die Oestreicher zu empfangen. Bis endlich die letzten Nachzügler in der Stadt einrückten, wurde es Morgens fünf Uhr. So lange wurde ununterbrochen fortgekocht. Nach vieler Mühe erhielten die Bürger vom Kommandanten das Versprechen, daß die Soldaten bis auf sechs tausend Mann und die in der Stadt untergebrachten Blessirten die Stadt verlassen und menagiren sollten, wozu ihnen aber Fleisch, Brod und Holz geliefert werden mußte.

Blicken wir nun in den Schwan, um zu sehen, welches Loos unsere dortigen Freunde getroffen. Eine Abtheilung Infanterie hatte einen Bagagewagen zum Lauferthore herein eskortirt. Kaum auf dem Platze angelangt, woselbst der Schwan liegt, befahl der Offizier, ein junger, blonder, hübscher Mann, dahin einzulenken.

Er schien sehr genau in der Stadt bekannt zu

sein, befahl Leonhards Leuten deutsch, für die Pferde gut zu sorgen, für 32 Mann und den Kapitän binnen drei Stunden ein Mittagsmahl zu kochen und stellte dann einen Posten an das Thor mit dem Befehle, keine weitere Einquartirung zuzulassen. Er selbst stürzte ein Glas Wasser hinab und verließ sodann den Gasthof, um sich auf das Rathhaus zu begeben, wo die mit der Leitung der Einquartirung beauftragte Kommission sich versammelte, der er zugetheilt war.

So lange der Offizier anwesend war, betrugen sich die Soldaten zwar barsch, aber gemessen. Leonhard schenkte ihnen Wein ein, setzte Brod und Käse in hinreichender Menge vor, um die wilden Chasseure zu befriedigen. Die Soldaten fielen, nachdem sie abgelegt hatten, darüber her und unser Freund fand Zeit, seine Leute zu versenden und durch sie alles Nöthige besorgen zu lassen. Allein kaum verging eine halbe Stunde, so ertönte Geschrei aus dem Stalle. Görg wurde da von den französischen Fuhrwesensoldaten mit dem Pallasch braun und blau gefuchtelt. Leonhard eilte zu seinem Beistande hinab und bemühte sich, die Soldaten zu beruhigen. Allein er sprach nicht französisch und so setzte er sich selbst Mißhandlungen aus. Doch ließen sie jetzt von Görg ab.

Kaum war er wieder oben im Zimmer, so trat einer der Chasseure auf ihn zu mit der Forderung: „er solle ihm Geld geben!“ Mehrere andere wende-

ten sich von der Scene ab; aber die Mehrzahl umstand ihren Kameraden und unsern bestürzten Freund, der den Drohenden mit den Worten: „er möge mit der Bewirthung verlieb nehmen, sonst werde er Hilfe beim Kapitän suchen,“ abzuweisen sich bemühte. Der Soldat lächelte, kehrte sich ab und verrieth so, daß er recht gut deutsch verstehe. Indem kam Luise herein, wurde sofort von den Soldaten zudringlich umringt und so sehr bedrängt, daß Leonhard seiner Gattin zu Hilfe eilen mußte. Er warf die zwei Unverschämtesten mit männlicher Kraft zurück, fühlte sich aber im selben Augenblicke von zwölf Fäusten zugleich gepackt, niedergerissen, mißhandelt und mit Füßen getreten. Doch sah er, daß zwei Soldaten sich zu seinen Gunsten ins Mittel legten und die beiden, an welche Leonhard Hand gelegt hatte, zurück hielten, sonst wäre es um unsers Freundes Leben geschehen gewesen. Luise hatte im Getümmel Gelegenheit gehabt, zu entrinnen. Sie flüchtete mit ihrem Kinde zu Faet, der fest verrigelte und versperrte. Dort fand sie Ruhe und Sicherheit.

Unser Freund war nun aus den Händen der Soldaten erlöst. Aber bleich, blutend und an mehreren Theilen seines Leibes schmerzhaft verletzt, stand er und sann, wie das gekommen und wie er sich aus der Gewalt dieser abscheulichen Bösewichte lösen könnte? Allein was war zu thun? wo Hilfe zu finden? Jetzt galt es besonnen und still Miß-

handlungen zu ertragen und lieber Schaden zu leiden, als durch Selbsthilfe die Barbaren noch zu größeren Unthaten herauszufordern.

Er begab sich in den Keller, trug Wein herauf und wollte diesen den Soldaten vorsetzen. Da kam ihm einer derselben auf der Treppe entgegen und sprach in gebrochenem Deutsch: „Nik mehr Wein; is i die Soldat schon betrunk'; die Wein mak sie nok mehr malitiös!"

„Was mache ich aber," sagte Leonhard, „ich bin ja meines Lebens nicht sicher!"

„C'est la guerre," (das ist der Krieg) sprach der Soldat, zuckte die Achseln und ging hinab in den Hof.

Leonhard stellte den Korb mit den Flaschen in die Küche; er kam gerade recht, um die Kochfrau vor Mißhandlungen zu beschützen. Diese stieß mit geläufiger Zunge eine Fluth von Schimpfreden über die Franzosen aus; einer von den Soldaten hatte bereits einen Besen erwischt, um die alte Frau damit zu prügeln, als die Dazwischenkunft Leonhards sie vor der ihr zugedachten Mißhandlung rettete. Er bat die erboste Alte, ihre Zunge zu zügeln und sie ergab sich darein. Die Franzosen aber verließen die Küche beschämt.

„Wo ist Madame?" fragte einer der Soldaten, indem er auf Leonhard zutrat.

„Fort, davon gelaufen zu ihrer Mutter," sagte

Leonhard, dem bei dieser Frage ein Stich durch die Seele ging.

„Wann komm' sie wieder?"

„Wenn der Kapitän da ist;" sagte Leonhard und faßte den Soldaten scharf ins Auge.

„Ah!" sagte dieser und lachte laut, rief dann den Uebrigen etwas in französischer Sprache zu und die rohen Soldaten erhoben insgesammt ein helles Gelächter.

Vergebens würden wir uns bemühen, alle Brutalitäten und Rohheiten, welche dieser sitten- und schamlose Troß gegen unsern Freund verübte, zu berichten. Genug, er litt Höllenqual; doch er duldete alles gerne, da er seine Gattin und die zwei alten Leute in Sicherheit wußte. In einem ruhigen Augenblicke konnte er sich Luisen sogar zeigen und sie über seine Lage beruhigen.

Es wurde Zeit zum Speisen; Leonhard befahl dem Zimmerburschen, aufzudecken und dieser legte, wie er gewohnt war, zu den Tellern die silbernen Löffel. Die Franzosen sahen kaum, welches werthvolle Tafelzeug da zum Vorscheine kam, so warfen sie sich triumpfirende Blicke zu und in einem Augenblicke waren die Löffel verschwunden sammt dem noch in der Silberlade davon übrigen Vorrath.

Leonhard erbleichte; aber er sagte nichts. Wohl ballte er grimmig die Faust, als einer der Soldaten zu ihm trat und mit höhnischem Lächeln sprach: „deck du der Tisch wieder; die cuillers sind adieu!" aber

er beherrschte sich und schwieg. Mit welchen Empfindungen er nach der Küche ging, läßt sich nicht beschreiben.

Inzwischen kam der Offizier, ein Kapitän von den Chasseurs. Als dieser ins Zimmer trat und noch nicht gedeckt sah, zog er die Uhr, und befahl dann einem Soldaten, dem Wirth zu sagen, daß augenblicklich aufgetragen werden müsse. Leonhard erschien selbst mit der Suppenterrine, setzte sie vor den Offizier, ohne diesen anzusehen und wollte hinaus, um für die Soldaten auch anzurichten.

„Mein Herr," sprach der Offizier deutsch, „es fehlt an Löffeln."

Bei dem Tone dieser Stimme bebte Leonhard zusammen; sie war ihm bekannt; er wendete sich rasch. Kaum erblickte aber der Kapitän Leonhards Gesicht, so erhob er sich gleichfalls erstaunt und fixirte unsern Freund scharf.

„Herr Kapitän," sprach endlich Leonhard, „ich besaß sechs Dutzend silberne Löffel; ich legte sie auf; aber alle, die neben den Bestecken sich befanden, sind sammt den noch in der Silberlade befindlichen verschwunden."

„Wie?" rief der Offizier, sprang entrüstet auf und donnerte den Soldaten französisch rasch mehrere Fragen ins Gesicht. Dann ging er auf Leonhard zu und sprach: „Mein Herr, ich habe einige Worte mit Ihnen zu sprechen, aber allein."

Leonhard führte ihn ins Nebenzimmer, verschloß

die Thüre und erwartete ängstlich, was da kommen würde.

„Man hat Sie mißhandelt, wie ich fürchte!" sprach der Kapitän, während er Leonhard scharf ins Auge faßte.

Leonhard zuckte die Achseln und sprach: „Ich bin schwer mißhandelt worden; doch mehr noch schmerzen mich die Kränkungen, die man den Meinigen angethan."

„Mein Herr, der Soldat ist durch die verlorne Schlacht demoralisirt und ich sehe mich außer Stande, Ihnen für das, was Sie erlitten haben, Genugthuung zu verschaffen. Aber ich werde Vorsorge treffen, daß Sie jetzt Ruhe haben.

Wie ist Ihr Name?

„Leonhard Thummet!"

„O Gott!" rief der Offizier und erbleichte. „Waren Sie je in Magdeburg oder Pirna?"

„Wie?" rief Leonhard; „welche Frage! die die Aehnlichkeit! Sie sind Herr Hohenthal!"

„Still!" nennen Sie meinen Namen nicht; er ist längst todt und begraben. Ich bin Kapitän Haut-vallée; aber ich bin auch jene Person, die Sie meinen. Gott sei Dank, daß ich Sie getroffen! Jetzt kommen Sie; Sie speisen mit uns! die wenigsten von meinen Leuten verstehen deutsch und die es verstehen, haben abgespeist, wenn wir beginnen. Gerechter Gott, ich danke dir, daß du mich hierher

führtest," rief er wieder, indem er Leonhard umarmte. „Ist das Ihr Haus?"

„Ja, Herr Kapitän," sagte Leonhard gerührt.

„Sie sind Ehemann?"

„Ja und seit einiger Zeit Vater eines Söhnchens;" sprach Leonhard.

„Wo ist Ihre Gattin, Ihr Kind? ich muß sie sehen. Ich verdanke Ihnen mein Glück und es ist mir eine süße Genugthuung, wahrzunehmen, daß es Ihnen gut geht, daß Sie in schönen Verhältnissen leben. Kommen Sie, das alles wollen wir besprechen; ich bin abgelöst, ich kann einige Stunden bei Ihnen bleiben, bis wir wieder ins Feuer müssen."

Beide traten ins Zimmer ein. Der Kapitän sah auf die Tafel; die Soldaten aßen rasch; die Löffel lagen an ihrem Orte. „Sehen Sie nach, Herr Thummet, Sie werden Ihr Eigenthum wieder finden." Er wendete sich dann an die Soldaten und sprach mit ihnen. Viele errötheten; endlich lächelten sie alle. Von diesem Moment an war Ruhe im Hause. Bald darauf wies Leonhard den Ermüdeten Betten an und holte Luise mit ihrem Kinde herbei. Während in der Stadt ein wilder Aufruhr tobte, war Stille und Friede im Schwan und reihten sich um den Kaffeetisch drei Menschen, die sich herzlich unterhielten. Wir wollen den Inhalt ihres Gespräches belauschen.

„Sie erinnern sich noch unserer letzten Unterhaltung in Magdeburg, „sprach der Kapitän, als er

mit Leonhard und Luisen allein am Tische saß. „Mein Herr, Sie waren damals ein junger Mensch und Ihr gutes Herz trieb Sie an, Dinge zu wagen und meinetwegen zu unternehmen, welche Sie wohl bei reiflicher Erwägung und Erkenntniß der Ihnen drohenden Gefahren unterlassen haben würden. Es war Ihr Stern, der Sie dem Oberst des Regiments in die Hände führte, einem Menschenfreunde, welcher meine Familie kannte, weil er früher lange in Einquartirung bei meinen Eltern lag. Sie waren Zeuge, wie er mich anließ, Zeuge des Gespräches, das er mit mir pflog. Ich duldete viel Schmach; aber ich nahm alles, was mir wiederfuhr, als Strafe für meinen früheren Leichtsinn hin. Die ersten Folgen dieser unziemlichen Aufführung und meines Vaters Strenge haben Sie auch kennen gelernt. Mein Herr, ich will aufrichtig gegen Sie sein; Sie sind jetzt Vater, ein Glück, das ich wohl nie kennen lernen werde. Wohlan, hören Sie denn alles und dann urtheilen Sie über mich!“

„Mein Vater verlor seine Gattin, meine angebetete, unvergeßliche Mutter, viel zu frühe für uns Kinder. Ich stand damals in meinem 7ten Jahre und begriff die Größe meines Verlustes nicht ganz. Doch weiß ich noch alles; es steht klar vor meiner Seele. Der Charakter meines Vaters ist außerordentlich fest; er ist die Liebe und Güte selbst gegen alle, die sich sein Wohlwollen erwerben; aber wieder furchtbar und unerschütterlich streng gegen

solche, welche ihm beweisen, daß sie sein Vertrauen und seine Liebe nicht verdienen. Er handelt nie im Augenblicke der Leidenschaft; er ist beständig ruhig und besonnen, aber wenn er handelt, so würde man eher Felsen bewegen, als ihn gegen seine Ueberzeugung seinem Vorsatze untreu machen."

„Ich kannte nur meinen Vater; aber den eisernen unbeugsamen Charakter, den er gegen mich zeigt, vermuthete ich nicht hinter ihm. Und dennoch messe ich ihm einen Theil des Unglückes bei, in welches ich mich durch meinen Leichtsinn gestürzt."

Der Kapitän schwieg, als ob er eine Antwort erwartete; aber Leonhard sagte nichts. Nach einer kurzen Pause fuhr Hohenthal fort:

„Als ich das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, brachte mich mein Vater zu Verwandten nach Leipzig. Ich besuchte die dortige berühmte Lateinschule und bereitete mich auf die Universität vor. Das Lernen ging mir leicht und ich übersprang dreimal den Kurs, da mir mein Gedächtniß und mancherlei Anlagen zu Gute kamen. Ich war weder fleißig noch ernst beim Unterricht; aber ich begriff alles und was Andere kaum binnen einer Stunde lernen konnten, hatte ich durch zwei oder dreimaliges Ueberlesen zu meinem Eigenthum gemacht. Mein Vater erhielt deshalb trotz meines Leichtsinnes treffliche Zeugnisse und die tadelhaften Bemerkungen, welche meine Lehrer denselben öfters beifügten, wußten meine

Verwandten durch Bitten und Vorstellungen wieder zu beseitigen."

„An meinen Vater that ich nie eine Fehlbitte. Ich hatte bereits als sechszehnjähriger Knabe mein eigenes Reitpferd und wöchentlich vier Thaler Taschengeld, für einen Jungen von guten Grundsätzen viel zu viel, für einen leichtsinnigen Burschen, wie ich, viel zu wenig. Eine meiner Tanten aber deckte alle Schulden, welche ich machte. O, hätte sie es nicht gethan!"

„Das letzte Jahr, welches ich auf der Lateinschule zubringen sollte, kam heran. Es galt die Schlußnoten; ich besaß trotz meines Leichtsinnes Ehrgeiz und fühlte mich nicht wenig beschämt, daß ich beim Uebertritt in die letzte Klasse einen der letzten Plätze erhielt. Hierdurch gekränkt, trieb es mich an, meine äußerste Kraft anzuwenden und es gelang mir binnen einem Jahre, es dahin zu bringen, daß ich beim Schlußexamen die erste Note erhielt und den zweiten Platz unter allen meinen Mitschülern einnahm. Diese Note wurde als die Schlußnote meinem Vater eingesendet; in der beigefügten Charakteristik war anerkennend erwähnt, daß ich talentvoll wäre, und im letzten Jahre großen Fleiß gezeigt hätte; aber man verhehlte meinem Vater keinen der Charakterfehler, die ich gezeigt. Hierüber wurde er zu den genauesten Nachforschungen veranlaßt. Ich bekam nun einen schweren Stand; allein es gelang mir, ihn zu versöhnen, indem ich ihm versprach, nie wieder

mich meinem früheren Leichtsinn hinzugeben. Da mein Vater das große lebhafte Leipzig für einen jungen Menschen meines Charakters viel zu verführerisch hielt, so sendete er mich nach Erlangen, wo er Geschäftsfreunde hatte, namentlich Doignon. Dieser hatte meine Wechsel zu besorgen und sollte von Zeit zu Zeit Bericht über mich erstatten."

„Ich schloß mich der Studentenverbindung O.....a an. Diese umfaßte meist junge Leute von reichen Eltern, denen große Geldmittel zu Gebote standen. Der Umgang mit diesen jungen Leuten sowie überhaupt die Freiheit, welche den Studenten eingeräumt ist, Verführungen von allen Seiten und mein Leichtsinn — alles vereinigte sich, um mich von einer Thorheit in die andere zu stürzen. In der That, ich begreife jetzt selbst nicht, wie ich so tief sinken konnte, ohne nur einmal aus meinem Taumel aufzuwachen und den Abgrund zu sehen, dem ich zueilte. Der Verlust der Ehre, selbst in den Augen der Studenten von guten Grundsätzen, die jeden Umgang mit mir mieden, und eine ungeheure Schuldenlast waren die nächsten Folgen meines abscheulichen Lebenswandels. Doignon sah sich plötzlich von meinen Gläubigern bestürmt; er hatte keine Anweisung, solche Summen, als man von ihm forderte, für mich zu bezahlen und die nächste Folge war, daß er meinen Vater von allem in Kenntniß setzte. Sie trafen mit mir und meinem Vater zusammen; Sie wissen die Folgen jenes Zusammentreffens; Sie

sahen, wie ich mich in Wolfenbüttel beim preußischen Militär anwerben ließ; Sie waren in Magdeburg mit mir zusammen, überbrachten einen Brief an meinen Vater und Wanschka, dem ich später schrieb, erzählte mir alle Vorfälle während Ihrer Anwesenheit in Pirna. Meine Schwester schrieb mir dasselbe; sie erschöpfte sich in Bitten und Vorstellungen, meinen Vater günstiger gegen mich zu stimmen; allein vergebens; er hatte mich verstoßen und ich war, ich bin bis heute aus seinem Herzen gestrichen. Mein Herr! ich habe keinen Vater mehr!"

„Sagen Sie das nicht, Herr Kapitän," sprach Leonhard; „ich besuchte Ihren Vater vor ungefähr vierzehn bis fünfzehn Monaten und wir sprachen von Ihnen."

„Wie? Sie waren in Pirna?" rief der Kapitän; „o Gott, wie geht es den Meinen?"

„Sie befanden sich damals wohl; Ihre Frl. Schwester war im Begriff, sich nach Nordamerika zu verheirathen und Ihr Herr Vater ging mit dem Gedanken um, sein Anwesen zu veräußern und Ihrer Schwester in die neue Welt zu folgen. Ob er diesen Entschluß schon ausgeführt hat, darüber kann ich Ihnen nichts Gewisses mittheilen!"

Der Offizier erbleichte und war lange unfähig zu sprechen. Endlich sagte er tonlos: „So weicht die letzte Hoffnung, mich mit den Meinen auszusöhnen. Wenn mein Vater vor Jahresfrist diesen Entschluß schon kund gab, so hat er ihn längst

ausgeführt und ist nach den vereinigten Staaten übersiedelt."

„Ich glaube fast auch, daß es dahingekommen ist," sagte Leonhard.

„Wußte mein Vater, daß ich meine Offizierstelle in der preußischen Armee niedergelegt?" fragte der Kapitän.

„Er wußte es," antwortete Leonhard.

„Und wie urtheilte er über diesen Schritt?"

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gegenüber die Worte Ihres Herrn Vaters wiederholen darf," sagte Leonhard.

„Mein Freund, hier sitzt nicht der Kapitän Haut-vallée, sondern der junge Hohenthal vor Ihnen. Also sagen Sie mir unverholen: wie beurtheilte mein Vater diesen entscheidenden Schritt?"

„Er sagte: Preußische Offiziere hätten ihm Ihre Tapferkeit und Geschicklichkeit gerühmt, aber Sie einen — mein Gott, Herr Kapitän, ich kann das nicht wiederholen!" rief Leonhard in der peinlichsten Stimmung, welche durch die eben erlittenen Mißhandlungen, sowie durch das dunkle Gefühl, daß der vor ihm Sitzende wirklich seinem Vaterlande untreu geworden wäre, bis zur fieberhaftesten Unerträglichkeit erhöht wurde.

„So will ich vollenden: Sie nannten mich einen Ueberläufer und Verräther!" sagte der Kapitän mit dumpfer Stimme.

„Ja," sagte Leonhard. Luise erbleichte und

zitterte heimlich; eine dumpfe Stille herrschte in dem großen leeren Gemach. Man hörte fernen Donner wie Kanonenschüsse. Der Kapitän sah vor sich nieder und schlug die Arme über einander. Endlich sagte er: „Was sagte mein Vater, Herr Thummet, lassen Sie mich alles hören. Die Zeit, die mir gegönnt ist, dürfte nur noch kurz sein, denn draußen spielen schon wieder die Geschütze!"

„Die Kluft, die mich von Adolph trennt, ist jetzt unübersteiglich; dies sind Ihres Vaters eigene Worte;" antwortete Leonhard.

„Wohlan," sagte der Kapitän, „so mußte er urtheilen; wie konnte ich es anders erwarten! Es ist der Fluch, den ich mir zugezogen, als ich leichtsinnig des Vaters spottete und seine Liebe mit Füßen trat. Wie einen zweiten Kain verfolgte mich dieser Fluch, bis er mich aus dem Vaterlande vertrieb. Ich stürzte mich in die Schlacht, um dem Wurme, der in mir nagt, zu entlaufen; aber es ist unmöglich, den Furien zu entrinnen. Ich wich vom Vaterland, um die Laute der Muttersprache nicht mehr zu hören; allein überall finde ich nur neue Qualen. Ich stürzte mich in den Strudel der Rebellion, um darin unterzugehen; aber zu meiner Pein schleuderte er mich nach oben. Wie oft beneidete ich den ärmsten meiner Soldaten, wenn ich ihm seinen Urlaubspaß schrieb und er heimging zu seinen Eltern; und ich, ich habe noch einen Vater und er erkennt mich nicht mehr als Sohn an! Keine An-

strengung, keine Bitten, kein Leiden, keine Demüthigung konnte dieses erkaltete Eisenherz wieder erwärmen und erweichen. Ha! das erbittert!

Der Mann bot einen furchtbaren Anblick dar und Leonhard fühlte inniges Mitleid mit ihm, wagte es aber nicht, etwas zu sagen. Endlich fuhr der Kapitän fort:

„Herr Thummet, Sie haben durch eine wunderbare Verwebung unserer Verhältnisse die meinigen kennen gelernt. Ich nehme keinen Anstand, Ihnen alle meine Schicksale bis zum heutigen Tage mitzutheilen. Ich ward, wie Sie wissen, preußischer Soldat und studirte die Kriegskunst. Meine erworbenen Kenntnisse befähigten mich, in den schweren Wissenschaften, welche zum Verständniß und zur Begründung der Taktik nothwendig sind, rasche Fortschritte zu machen. Aber ich lernte noch mehr, als gewöhnlich Offiziere zu studiren pflegen."

„Der Oberst von ***, bei dessen Regiment ich war, wurde zum General befördert. Er wußte, mit was ich mich beschäftigte und als einst der Kriegsminister die Festung inspizirte, wurde ich ihm durch meinen Hauptmanne auf Veranlassung des Generals vorgestellt. Einige Fragen, vom Kriegsminister an mich gestellt, beantwortete ich und was ich sagte, erregte dessen Aufmerksamkeit so sehr, daß er mich in sein Quartier bestellte."

„Auch hier wurde ich einem langen schlimmen Examen unterworfen. Herr Thummet, ich hatte

Ehrgefühl und mußte unendlich viel von mir selbst sagen, das mich in den Augen aller Rechtlichen herabwürdigte. Der General * * *, mein ehemaliger Oberst, schien vergebens einiges Mildernde zu meinen Gunsten zu sprechen. Es fruchtete nichts. Der Kriegsminister stellte die Frage an mich: „Was will Er? Zum gemeinen Mann ist er zu klug, hat Er zu viel gelernt. Er ist kein Preuße! Warum hat Er nicht im sächsischen Heere Dienste genommen? Er ist nach seinem eigenen Geständniß ein ungehorsamer Sohn gewesen, dazu ein Ueberläufer, also ein schlechter Patriot. Die erste Tugend des Mannes ist Liebe zu seinen Eltern, Anhänglichkeit an sein Vaterland. Zwar könnte Er mir entgegnen: Preußen sei auch ein deutscher Staat; aber ich gebe auf solche Einwände nichts, da die Interessen der deutschen Staaten und Stämme sie jetzt leider von einander scheiden. Man wird Ihm nie trauen können. Schade, daß es so ist!"

„Ich mußte abtreten und ging wirr von dannen in meine Kaserne. Meine Kameraden haßten mich nicht, aber sie mieden mich; es war, als sei ich gezeichnet, so wich mir alles aus."

„Plötzlich erhielt ich Ordre, nach Berlin zu gehen und mich bei dem dort stattfindenden Offizierexamen zu stellen. Zugleich bekam ich fünfzig Thaler zur Beschaffung einer feinen Uniform, wie sie die Kadetten zu tragen pflegen."

„Ich machte das Examen mit und beantwortete

die schwierigsten Fragen. Zuletzt erhielt ich noch eine Aufgabe, wie sie nur Generalstabsoffizieren vorgelegt zu werden pflegt, zu deren Ausarbeitung man mir zehn Tage Zeit einräumte. Ich löste und vollendete sie nach besten Vermögen in fünf Tagen sammt allen dazu nöthigen Zeichnungen und Berechnungen und nun erhielt ich Befehl, im Regiment Alexander zu Potsdam mich zu stellen und dort das Weitere zu gewärtigen. Nach drei Tagen erhielt ich das Patent als Lieutenant mit der Bemerkung, daß ich dem Stabe als Ordonanzoffizier beigegeben sei.

Früher war ich der Liebling der Offiziere gewesen; jetzt machte ich auf der Parade die Runde, fand aber überall kalte Aufnahme. Nur einige ältere Offiziere sprachen mit mir und legten so ihre Achtung gegen mich an den Tag. Mein lieber Herr Thummet, im preußischen Heere gelangt selten ein Bürgerlicher zur Offizierepaulette; ist aber dieses der Fall, so hat er alle adeligen Offiziere gegen sich und dieses um so mehr, da man ihm als einen Emporkömmling und Eindringling auffässig wird und es so ansieht, als wäre durch ihn Einer derer, die sich für die allein zu Offizierstellen bevorrechtete Klasse halten, verdrängt.

„Ich kümmerte mich wenig um diese offen gegen mich zu Tag tretende Abneigung und lebte blos meinem Dienste und meinen Studien. Als ich aber bald

*) So war es vor fünfzig bis sechszig Jahren; aber es ist anders geworden.

hernach zum Premierlieutenant befördert wurde, regte sich der Haß gegen mich und ich sah mich Beschimpfungen ausgesetzt, die ich nicht ertragen durfte. Ein Oberlieutenant trat während eines Balles zu mir und fragte mich: „ob ich den Unterschied zwischen adeligen Offizieren und Bürgerlichen, die blos Offiziersuniform trügen, anzugeben wüßte?" Als ich ihn bat, mir diesen selbst zu erklären, sprach er: „Ein adeliger Offizier sei Kavalier; ein Bürgerlicher könne zwar dem Vaterlande gute Dienste leisten, aber nie als Kavalier öffentlich auftreten und anerkannt werden." Auf diese nur zu deutliche Beschimpfung hin forderte ich ihn, zeigte die Sache dem Ehrengerichte an und erhielt die Erlaubniß, mich mit ihm zu schlagen. Ich stieß ihn nieder; aber damit nicht den Haß und die Verfolgungswuth, die sich nur um so ärger gegen mich aufbäumten. Trotz dem strengsten Verbote des Ministeriums, welches damals an die Offiziere wegen zunehmender Duelle eine strenge Rüge erließ, konnte ich vor den fortgesetzten Chikanen keine Ruhe finden; und ich war genöthigt, mich eilfmal für meinen Rang zu schlagen. Ich erhielt fünf Degenwunden und vier Kugeln; allein alle diese Blessuren waren nicht von der Art, mich zu tödten oder dienstunfähig zu machen, was meine Gegner beabsichtigten."

„Der Feldzug nach Frankreich fand statt. Jetzt bekam ich Ruhe; man wußte, daß ich den Tod nicht scheute und bediente sich meiner zu den schwierigsten

und gefahrvollsten Unternehmungen. Endlich, hoffte man, würde irgend ein kriegerischer Wechselfall den Ueberlästigen und Gehaßten — den Studenten, so nannte man mich spottweise — doch noch wegräumen. Allein es war das nicht der Fall. Ich erhielt im Gegentheil auf dem Schlachtfelde für eine geschickt geleitete und entschlossen durchgeführte Kriegsthat den Orden pour la merité und damit den Adel. Nun kam zum Hasse noch der Neid."

„Wir hatten siebzehn französische Offiziere nebst vielen Soldaten zu Gefangenen gemacht und zwar hauptsächlich durch meine sorgfältig getroffenen Veranstaltungen. Sie blieben auf ihr Ehrenwort im Lager und wurden am folgenden Tage nach Thionville geschafft, wo sich der preußische Generalstab befand. Hier traf ich wieder mit ihnen zusammen, die mich noch sehr wohl kannten. Ich war im Stande gewesen, diesen tapfern Männern eine kleine Gefälligkeit zu erweisen und fand mich nach Verrichtung meiner Geschäfte, da ich keinem Regimente zugetheilt war, in einem Kaffeehause mit ihnen zusammen. Hier wurden sie Zeugen von einer Rohheit, welche sich ein Dragoneroffizier in ihrer Gegenwart gegen mich heraus nahm. Man meldete diese Sache dem kommandirenden General; ich wurde zu ihm beschieden und konnte mich auf Niemand berufen, als auf die Franzosen. Da aber der Rittmeister nicht leugnete, was er mir gethan, so kam es abermals zum Duell. Ich verwundete ihn so

schwer, daß er für immer dienstunfähig wurde. Die Franzosen aber waren als Zeugen dabei. Der kommandirende General war aufs Aeußerste ergrimmt über diese fortwährenden Neckereien, konnte mir aber nicht helfen. Ich erzählte den Franzosen, wie es mir ginge und sagte ihnen die Gründe des feindseligen Benehmens der preußischen Offiziere gegen mich. Ein alter Kapitän sprach: „Kamerad, Sie thun wohl, Ihr Glück wo anders zu versuchen, wenn der Feldzug beendet ist.“ Ich sah ein, daß er recht hatte, erfüllte, so lange wir im Felde standen, meine Pflicht und nahm sodann meinen Abschied.“

„Urtheilen Sie nun selbst, ob ich anders handeln konnte. Ich ging nach Paris, nahm Dienste in der französischen Armee und Sie sehen mich hier als französischen Kapitän. Mein Herr, ich liebte mein Vaterland; aber es ist diese Liebe in mir erloschen. Ich diene nun einem Lande, wo man die Menschenrechte ohne Unterschied des Standes achtet und nur das Verdienst ehrt. Ich fühle mich zwar nicht glücklich, aber ruhig, denn ich weiß, daß ich gebüßt habe, was ich verschuldete und daß ich es mir selbst schuldig war, so zu handeln. Gott wird ferner über mich entscheiden!“

Tiefe Stille trat jetzt ein. Der Kapitän schwieg und Leonhard und seine Gattin fühlten, daß es ihnen nicht zustand, etwas zu sagen. Endlich sprach

Hohenthal: „Erzählen Sie mir, wie es Ihnen ging, lieber Freund.“

Leonhard gab einen kurzen Bericht über seine Verhältnisse und schloß mit der Bitte um den ferneren Schutz des Kapitäns.

„Fürchten Sie nichts mehr,“ sagte dieser; „ich weiß, daß meine Soldaten Sie in Ruhe lassen werden und ich beklage aufrichtig die von ihnen verübten Brutalitäten. Doch glauben Sie mir, noch viel schlimmer ist von östreichischen und preußischen Truppen gegen die französischen Bürger verfahren worden; ich bin aber weit entfernt, damit das Benehmen meiner Soldaten zu entschuldigen. Der Soldat ist leider demoralisirt; wir befinden uns auf der Retirade. Alle durch die äußerst blutige Schlacht erweckten Leidenschaften toben noch; dazu kommen Hunger, Ermüdung, Angst und die zukünftigen Dinge, die wir noch zu erwarten haben. „Horch! was ist das?“ — rief er. Alles schwieg; man hörte in der Ferne trommeln. „Es ist Generalmarsch!“ rief Hohenthal; „geschwind, geben Sie mir Tinte und Papier!“

Leonhard reichte es ihm, er schrieb rasch einige Worte, und besiegelte sie mit einem großen Petschaft, das er in einer Kapsel bei sich führte. „Verwahren Sie dieses wohl und zeigen Sie es vor, so oft Sie französische Einquartirung erhalten; es wird Ihnen gute Dienste leisten. Ich eile jetzt zu General Jourdan, um es von ihm unterzeichnen zu

lassen." Er stürzte hinaus und ließ Leonhard und seine Gattin in sprachlosem Erstaunen zurück.

Draußen rasselten Kanonen, sprengte Reiterei hin und her, versammelten sich große Infanteriemassen. Schon dunkelte es; der kurze Tag war im Scheiden. Aengstlich harrten Leonhard und Luise des Ausganges. Da eilte der Kapitän die Treppe hinauf, stürzte in das Zimmer und sprach: „Eine Stunde oder zwei von hier ist Schlacht; die ganze östreichische Armee ist im Vorrücken; wir können uns hier nicht halten und müssen nach Bamberg zu retiriren. Ich bin beordert, den Vortrab zu führen und die Bewegungen zu leiten, indem ich beim Generalkommando bleibe. Ich muß scheiden! Leben Sie wohl!" sagte er, indem er dem überraschten Leonhard etwas in die Hand drückte; dieses ist die Bezahlung einer alten Schuld. Gott segne Sie alle!" Mit diesen Worten stürzte er hinaus und verschwand unten im Gewühl.

Schon war der Schwan geleert; das Thor war noch offen. Da sprengten fünf Chasseure a cheval in den Hof des Schwans und einer begehrte Leonhard zu sprechen. Unser Freund ging mit klopfendem Herzen hinab, indem er das Papierpacket, welches ihm Hohenthal gegeben und das er in der Bestürzung noch nicht hatte öffnen können, Luisen in Verwahrung gab, und fragte nach dem Verlangen der Reiter. „Monsieur, Fourage für die Pferd; wir hier bleib als sauve garde!" sprach

der Franzose und zeigte ihm einen Streifen Papier, auf dem stand: „Essen für fünf Mann und Fourage für die Pferde. Die Mannschaft hat bis zum letzten Augenblicke als Schutzwache im Schwan zu bleiben. Haut-vallée, Capitän."

„Kommen Sie herein, meine Herren!" sprach Leonhard mit erleichtertem Herzen, führte die Reiter zum Stalle und ließ ihnen Futter geben. Dann bestellte er reichliches Abendessen in der Küche. Das Thor und die Läden wurden mit Einbruch der Dunkelheit geschlossen. Einer der Chasseurs hielt im Thorwege bei brennender Laterne mit geladenem Karabiner Wache.

Jetzt öffnete Leonhard das Packet. Es enthielt den Schutzbrief, welchen Hohenthal geschrieben, von der französischen Oberkommandantschaft unterzeichnet und besiegelt, und in denselben eingewickelt eine köstliche mit Brillanten besetzte goldene Damenuhr, durch deren Drücker ein Papierstreifen mit den Worten gezogen war: „Aus Dankbarkeit von Adolph Hohenthal."

So endete der Schreckenstag. Am folgenden Morgen entbrannte draußen ein scharfes Treffen, das sich immer näher zog. Das Gros der französischen Armee bewegte sich inzwischen schon seit Mitternacht in verschiedenen Heersäulen theils über Bruck, Herzogenaurach, theils über Forchheim und Erlangen unter fortwährenden Verlusten dem Maine

zu, hinter dem es, von einem bedeutenden Zuzug unterstützt, eine feste Stellung nahm. Um halb drei Uhr verließen die fünf Chasseure, welche von einem Flüchtenden über den Stand der Sache Nachricht erhalten, den Schwan und ritten in gestrecktem Gallopp zum neuen Thore hinaus. Um drei Uhr wurden die Thore der Stadt den Oestreichern geöffnet und Nürnberg athmete unter dem Schutze deutscher Brüder wieder auf.

Die Folgen eines schlimmen Tages. Fact und die Erbschaftskandidaten.

Wer möchte es unsern Freunden verdenken, daß sie von furchtbarer Angst gefoltert waren. Erst am folgenden Tage fühlten sie, besonders Luise, die Folgen des ausgestandenen Schreckens; erst da entdeckten sie den Schaden, welcher an Betten, Mobiliar, Tischgeräth angerichtet worden war; denn die erbosten heimtückischen französischen Soldaten hatten aus Muthwillen, Rohheit und Rachgier gar manches heimlich verdorben trotz dem strengen Befehl ihres Offiziers. Dazu hatte der Unterhalt dieser Leute eine ansehnliche Summe gekostet.

Luisens Kind erkrankte gegen Abend. Man versuchte alle nur erdenklichen Mittel, um den Knaben zu beruhigen; aber vergebens, er schrie immer heftiger und nach einer ängstlich an seinem Bette

durchwachten Nacht mußte am folgenden Tage die Hilfe des Arztes gesucht werden. Dieser erklärte die Krankheit des Kindes als Folge des Schreckens der Mutter auf die natürlichste und richtigste Weise und das Uebel schien bald gehoben zu werden, als plötzlich Luise selbst von ihrer letzten Kraft verlassen wurde und schwer erkrankte. Ueber der Gefahr, die Gattin zu verlieren, welche binnen wenigen Stunden in Folge der mit außerordentlicher Macht steigenden Krankheit die Besinnung verlor und in den heftigsten Fieberfantasien rasete, vergaß Leonhard alles andere. Faets Gattin wich nicht vom Lager der Kranken; nicht weniger herrlich erprobte die alte Kochfrau ihre Treue an diesem und in den folgenden Tagen der Angst.

Der Arzt erschien täglich dreimal und aus den von ihm getroffenen Vorkehrungen sowohl als auch aus einzelnen Aeußerungen, die er fallen ließ, erriethen Leonhard und die beiden geängsteten Frauen die steigende Gefahr.

Es war das ein nervöses Fieber, welches damals mit dem Namen Lazarethfieber benannt wurde, der Typhus. Im Lager hatte sich das Miasma erzeugt; von den Soldaten war es in Nürnberg eingeschleppt worden und fand da Boden genug, um eine furchtbare Ernte zu halten. Der Krankheitsverlauf war bei diesem Fieber eben so energisch als rasch entscheidend. Wenige Naturen widerstanden ihm und unter den von der Krankheit

Ergriffenen entrangen sich seltsamer Weise nicht die Kräftigen sondern meist nur die schwächlichsten Personen der kalten Todeshand.

Der Name Lazarethfieber gelangte binnen acht Tagen zu einer fürchterlichen Berühmtheit, denn Niemand vermochte sich dagegen zu sichern. Die Stadt lag voll Blessirter und kranker französischer Soldaten, die aus Mangel an Raum in dem Lazarethe, in öffentlichen Gebäuden, ja selbst bei Bürgern hatten untergebracht werden müssen. Unter ihnen wüthete der Typhus mit unerhörter Macht; er verbreitete jetzt sich auch unter den unglücklichen Einwohnern der Stadt. Ein Glück war es, daß Nürnberg damals kaum halb so stark bevölkert war, als gegenwärtig, sonst wäre die Seuche zur verheerenden Epidemie geworden, und die trefflichen Vorkehrungen der Behörden würden umsonst gewesen sein.

Fünf Tage lang blieb Luisens Zustand äußerst bedenklich; ihre Bewußtlosigkeit und ihr Paroxismus hielten bis zum neunten Tage an; dann erfolgte ein äußerst ruhiger fester Schlaf und der Arzt erklärte, daß er Hoffnung hätte, die Mutter zu retten. Das Kind stand in der Pflege der alten Gretel. Es hatte viel von seinen Kräften verloren und jene Nahrung, welche ihm die geeignetste gewesen wäre, um das Verlorne wieder zu gewinnen, war ihm durch der Mutter Krankheit entzogen. Bis zu diesem Tage hatte Faets alte Röse mit bewunderns-

werther Kraft am Krankenbette Luisens ausgehalten. Ihrer Aufopferung allein, ihrer unermüdlichen Sorgfalt und treuen Pflege verdankte Leonhard nebst Gottes Hilfe das Leben seiner Gattin. Aber wenige Stunden, nachdem der Arzt Luisens Leben für geborgen erklärt hatte, fühlte Röse selbst die Vorboten der Krankheit; die treffliche alte Frau hatte sich weit über das Maß ihrer Kraft hinaus angestrengt; jetzt erlag sie dem Fieber und statt, daß dieses wie bei stärkeren Personen in Paroxismen ausbrach, schien es vielmehr ihre innerste Lebenskraft wie verborgenes Feuer rasch zu verzehren. Sie fühlte, daß sie der Krankheit erliegen werde, schon am folgenden Tage und sagte es dem Arzte unverholen. Leonhard hatte jetzt einen schweren Stand. Zwar war seine Schwester Liese schon seit mehreren Tagen da, um zu helfen; aber da sie mit dem kranken Kinde und mit Luisen, die fast eben so schwach und hilfsbedürftig war, viel, unendlich viel zu thun hatte, so konnte sich ihr Beistand nur selten auf Faets Gattin erstrecken. Auch die Kochfrau war wenig für diese zu thun im Stande und eine Wärterin wollte der auch in diesem Falle höchst starrsinnige Faet nicht dulden. So blieb denn die gute alte Frau fast allein auf den Beistand ihres selbst fast hilflosen Gatten hingewiesen und es war ein bemitleidenswerther Anblick, zu sehen, wie der unbeholfene gebrechliche Greis sich abmühte, der Sterbenden jeden Liebesdienst zu erweisen. Faet

war weit entfernt zu glauben, daß bei seiner Gattin Gefahr drohe. Er hatte Luisen rasen gesehen; die schien ihm, der in solchen Dingen gar keine Erfahrung besaß, „sterbenskrank;“ aber Röse nicht. Seine standhafte Gattin redete mit ihm von ihrem bevorstehenden Ende und statt selbst des Trostes sich bedürftig zu zeigen, wurde mit wahrhaft erhabener Ergebung vielmehr die Kranke zum Tröster und zur Spenderin der Beruhigung. Allein der starre Sinn des rauhen Alten bäumte sich gegen den Gedanken auf, daß ihm die vieljährige geduldige Gefährtin, die sich so trefflich in ihn zu finden gewußt hatte, entrissen werden könnte und er begann nun plötzlich an der Geschicklichkeit und selbst am guten Willen des Arztes zu zweifeln. Weit entfernt, im Mindesten auf die Gedanken seiner Gattin einzugehen, denn der Gedanke an ihren Verlust war ihm unerträglich, wies er sie kurz und rauh ab und begann über den Arzt zu murren und über Röse selber. Dem ersteren zürnte er, daß er zu wenig Arznei gebe. „Bei der Jungen (er meinte damit Luisen) da war er bei der Hand mit Mixturen und Pulvern und der Alten, der sie besser thäten, gebe er so wenig. Er habe zu den Doktoren von jeher keinen Glauben gehabt und zu dem da gar keinen.“ Dann wollte er „rechtschaffene Hausmittel“ brauchen, seine bittern Tropfen;“ und nur mühsam erwehrte sich die Kranke, die verständiger dachte, als der grimme Alte, daß er ihr nicht solche aufnöthigte. Fast

fühlte wohl, was seine Frau ihm war, seine einzige Stütze, sein Stab im Leben und er dachte schaudernd, was er würde ohne sie. Darum aber zürnte er ihr eben, daß sie krank war und im Aerger betrug er sich fast wie unartiges Kind, indem er seinen Zorn an ihr ausließ.

Die Kranke kannte ihn; sie ertrug mit bewundernswürdiger Geduld sein Gebahren; sie wußte, daß es im Grunde doch nur recht herzliche Anhänglichkeit und Zuneigung von ihm war und daß deshalb auch das Rauhe für Mildes genommen werden müsse, so wenig es auch darnach zu sein schien. Deshalb stellte sie sich herzhafter, ja wohl heiterer, als ihr zu Muthe war, versäumte aber doch nicht, sich für den letzten Schritt im Leben, der über die Schwelle desselben hinaus führt, in christlicher Ergebung vorzubereiten.

Der Geistliche war von dannen; der Nachhall der ernsten Trostesworte, die er gesprochen, verwischte sich nicht so schnell und Faet saß milder gestimmt am Bette der Kranken, die mit halboffenen Augen zu schlummern schien. Es verrann Stunde auf Stunde; Leonhard und die Kochfrau gingen dazwischen ab und zu, um nach den Bedürfnissen der beiden Alten zu sehen. Es sind das ernste Momente, diese an einem Sterbebette hingebrachten Augenblicke. Sie tönen wie mit gewaltigen Hammerschlägen an das Herz, erinnern wie der Klang der Kirchenglocken, aber noch viel strenger

und durchdringender, an ein Jenseits, das im Wirbel des kurzen Erdendaseins nur zu oft vergessen oder bei Seite gesetzt wird. Faet warf einen prüfenden Blick auf seine Vergangenheit; sie lag hinter ihm wie ein rauher dornenvoller Pfad. Nur ein lieblicher Stern hatte ihm tröstend zur Seite gestanden und im Hafen der Ruhe hatten sich noch einige heitere Bilder um ihn gereiht. Aber all diese lächelnden Erscheinungen drohten jetzt mit dem Licht, das sie ihm erleuchtet hatte und verlöschen wollte, zu entfliehen, zu verschwinden und wonach er sein ganzes Leben hindurch gerungen, das wollte nun zerbrechen, das zerfloß trotz aller sorgfältig darauf gebauten Entwürfe in Nichts; eine düstere öde, leere Zukunft erschloß sich ihm.

Dieses dachte der rauhe Alte; er dachte es zwar in anderer Form, aber er sann dasselbe. Allein der furchtbare Augenblick, den er nicht herannahen sehen wollte, nahte dennoch; er kam und kein Wille und Wunsch, keine Angst und Furcht vermochte ihn aufzuhalten.

Inzwischen kam Luise langsam wieder zur vollen Besinnung. Wer vermöchte es, die Scenen zu beschreiben, welche sich am Bette der Genesenden ereigneten? wer Leonhards Gefühle? Wie einem Träumenden schien ihm die schwere Vergangenheit; er verwußte sich nicht vor Freude und Wehmuth; er begriff selbst nicht, wie er das alles, was so schnell gekommen, hatte ertragen können. War er

sich je der Liebe zu seiner Gattin recht bewußt gewesen, so war er es jetzt, so empfand er es in den Schreckensstunden, in denen der Tod um ihr Leben spielte und sie schon seinen schwarzen Fittichen preisgegeben schien. Ach, leider schätzen wir unsern gegenseitigen Werth erst in jenen Augenblicken recht, wo die Gefahr droht, daß aus den Gliedern, die sich liebend an einander schließen sollten, eines gerissen werde. Und doch bringt nichts herbere Reue, schmerzlichere Selbstvorwürfe, unvertilgbareres nieversiechenderes Leid, als das Bewußtsein, einem theuern vom Tode hingerafften Menschen wehgethan, oder ihn nicht nach Verdienst geliebt, geschätzt zu haben.

Leonhard saß eines Abends, nachdem er kurz zuvor noch bei Faet gewesen und dessen Gattin gesprochen hatte, die ihm heiterer als lange zu sein schien, an Luisens Bette, welche sanft schlummerte, als er plötzlich Faets Stimme vernahm, der ihn um Hilfe rief. Die Kochfrau erwachte auch und sagte: Mir träumt's, die Faet stirbt. Hörten Sie Niemand rufen?"

„Es war Faet," sagte Leonhard ängstlich, zündete rasch Licht an und eilte nach der Wohnung der Alten. Er fand Faet hingebeugt über das Bett seiner Frau, deren Namen er ängstlich rief. Allein seine Stimme und sein Jammern und Flehen vermochte den schrecklichen Boten, der seine alte Gattin abzuholen kam, nicht mehr zu verscheuchen.

Die Kranke lag röchelnd, schien etwas zu verlangen, konnte aber nicht mehr sagen was? Man reichte ihr Medizin, Wasser; man hob sie, versuchte alles, um ihr zu helfen; allein sie schüttelte zu allem den Kopf, das Röcheln nahm an Länge zu, die Pausen zwischen dem erschwerter werdenden Athemholen wurden immer größer, die auf der Brust liegenden Lasten schienen immer furchtbarer zu werden; die Augen brachen und traten vor, der Mund öffnete sich noch einmal um Luft; der bittere Tropfen, den der Todesengel den Scheidenden zu träufeln scheint, fiel; das Gesicht verzog sich in den letzten schmerzhaften Krämpfen, glättete sich dann plötzlich und Faets Gattin war nicht mehr.

„Liendl, schau, um Gottes Willen;" schrie der verzweifelnde Alte, indem er unseres Freundes Hand faßte und krampfhaft drückte. Leonhard ergriff eine schmerzliche Wehmuth bei dieser Scene; er weinte und drückte der Verschiedenen sanft die Augen zu; dann faltete er die Hände um ein frommes Sterbegebet halblaut zu sprechen.

„So ist sie todt?" jammerte der Greis, indem er gebrochnen Herzens in den am Bette stehenden Sorgenstuhl sank und sich dort wimmernd niederkauerte. Der Anblick des Ueberlebenden hatte nun für Leonhard etwas noch weit Mitleiderregenderes, als das so eben erfolgte längst vorausgesehene Abscheiden seiner Gattin. Er versuchte Worte des Trostes; aber sie erstarben ihm auf der Zunge

und horchte auf die Klagen, die der nun völlig gebrochene Alte mit rauher Stimme herausstieß. „So sei es immer gegangen mit ihr; sie hätte nie recht geklagt, wenn ihr was gefehlt; auf jedes sei sie still gewesen, obwohl ihr so schlimm geworden; ja sie habe ihm eben noch geheißen, zu schlummern, ob er es schon nicht gewollt. Immer habe sie sich allein um ihn bekümmert und um sich gar nichts. Vielleicht wäre ihr doch noch zu helfen gewesen. So eine rechte Frau hätte sie abgegeben bis auf den Uebelstand, daß sie sich gar nichts zu lieb gethan. Hätte sie nur den Doktor genommen, den er ihr gerathen, der hätte sie gewiß noch einmal herausgehauen mit seinen Medikamenten. Was nun? sie seien an einander gewöhnt gewesen und wie werde es ihm jetzt gehen?"

Was konnte Leonhard darauf erwiedern? Ihm war es leid um die Verstorbene, die er wie eine zweite Mutter geliebt und geehrt. Für den Ueberlebenden war ihm nicht bange; er war versorgt, ihm konnte es an nichts gebrechen, so lange er und Luise noch lebten. Aber die Verschiedene fehlte im Hause und mit ihr war ein guter Engel gewichen, der still und leise den Segen des treuen Rathes, der Sorge, des Trostes Allen gespendet. Faets Gattin war eine von jenen seltenen Frauen gewesen, die sich mit unglaublicher Fügsamkeit in alles finden, alles überwinden, die mit Jedermann zurecht kommen, mit den Guten sich schnell verbinden und an deren beharrlicher Herzenssanftmuth und Güte auch die Härten

und Rauhheiten der Bösen sich abreiben. Wohl war sie der Klage werth!

Leonhard gab sich nicht lange seinem Schmerze hin; er schaffte den Alten ins Vorderhaus und versperrte das Zimmer, nachdem er bei der Todten ein Nachtlicht entzündet hatte. Den Verlust, den durch ihr Abscheiden alle im Hause erlitten hatten, machte er Luisen erst am folgenden Tage bekannt und traf dann die Anstalten zur Beerdigung. Das Gericht kam gleichfalls, um ein Inventar aufzunehmen. Faet besaß wenig Geräthschaften; er und seine Gattin hatten testirt und da er sich auch jetzt mit dem im letzten Willen Ausgesprochenen vollkommen einverstanden erklärte, so wurde das Testament wieder versiegelt und in gerichtliche Verwahrung genommen.

Die Erbschaftskandidaten.

Die Leichenfeier war vorüber; einige entfernte Verwandte hatten sich bei Faet eingefunden. Es waren das Leute, die nie viel nach ihm und seiner Gattin gefragt hatten. Da ihn aber das Gerücht als reich verschrie, so kamen sie jetzt, um behutsam zu sondiren und sich nach den obwaltenden Verhältnissen zu erkundigen. Es waren von Faets Seite gar keine Verwandten da, nur von der Familie seiner Frau; sie wußten also, daß sie nach dem Nürnberger Recht als Verwandte der Verstorbenen Grund hätten, Erbansprüche an Faet zu machen. War

hierauf im Testamente nichts vorgesehen, so konnten sie, falls sie nicht als Mit- oder Haupterben aufgeführt waren, gegen Faet selbst klagend auftreten und von ihm „den 4ten Pfennig“ des Gesammtvermögens verlangen, der ihnen sogleich ausbezahlt werden mußte.

Am folgenden Tage hatte sich der grimme Alte in seinem Stübchen wieder eingerichtet; er hatte es Leonhard abgeschlagen, vorne zu wohnen, obwohl ihn dieser auf alles, was ihm in dem abgelegenen Hinterhause drohen konnte, aufmerksam gemacht. Da erschienen zwei von den Verwandten der Verstorbenen, welche nach Faet fragten. Leonhard führte sie nach dem Hinterhause; er hatte Geschäfte und konnte sie nicht dahin begleiten. Sie pochten an und traten auf Faets barschen Ruf „Herein!“ zu ihm in das Zimmer.

Dieser ahnete sogleich, was diese Leute zu ihm führen mochte, als sie unter Kratzfüßen und Entschuldigungen mancherlei Art ihn baten, ob er ihnen nicht einige Worte erlauben möchte, und beschloß, sie anzuhören, um so hinter ihre Absichten zu kommen. Er nahm sie deshalb höflicher auf, als er es wohl sonst gethan hätte und hieß sie sich setzen. Nach einigen abgedroschenen Beileidsbezeugungen drehte der Eine, der nichts weniger als auf den Kopf gefallen war, das Gespräch geschickt auf die Verstorbene, deren „guten Charakter und Liebe für ihre armen Verwandten er gekannt zu haben behauptete und fragte:

ob sie denn deren gar nicht gedacht? Es stehe ihm zwar nicht zu, darnach zu fragen; allein da auch Faet ein gebrechlicher Mann sei, dazu keine Verwandten habe und hier unter fremden Leuten wohne, so sei doch anzunehmen, daß beide (Faet und seine verstorbene Frau) vorgesorgt hätten, damit sie wüßten, was aus ihrem sauer ersparten Hab und Gut würde und wem es in die Hände käme, wenn sie die Augen zuthäten. In aller Welt sei das der Brauch und vor Gott und Menschen recht und billig. Dazu könne Niemand den Gedanken fassen, seine oder seiner Frau leibliche Verwandte zu enterben, und Hab und Gut fremden Leuten zu hinterlassen. Dessen hätten sie sich vom Herrn Vetter und der seligen Frau Base gewiß nicht zu versehen und darum wären sie bisher bescheiden zurück geblieben, um allen Anschein der Erbschleicherei zu vermeiden. Sie begehrten auch jetzt nichts und wollten nichts, wünschten dem Herrn Vetter noch hundert Jahre Leben, wollten auch nichts für sich, sondern nur ein tröstliches Wort um ihrer armen Kinder willen, denen bei den schweren Kriegszeiten die Hoffnung auf einen kleinen Erbpfennig Muth und Zuversicht machen könnte. Der Herr Vetter möchte das bedenken nnd ja nicht übel nehmen u. s. w.

Faet biß sich auf die Lippen und sann nach. Er hatte gut Lust, grob zu werden; aber die Männer waren nicht darnach an ihn gekommen und der Rechtsgelehrte, der das Testament aufgenommen,

hatte ihm und seiner Gattin die hierauf bezüglichen Gesetzstellen vorgelesen. Doch ärgerte ihn die dreiste Art, mit der die Leute an ihn kamen, nicht wenig, weil er aus einzelnen Bemerkungen die leise Drohung hervorschimmern sah, daß sie wüßten, was Rechtens wäre,.und sich ihr Recht nicht nehmen lassen würden. Ueberdies kannte er sie nicht und hatte beide in fünf und zwanzig Jahren kaum einmal gesehen. Er erwiederte also: „Vorgesorgt sei; es sei testirt; gestern ein Inventar aufgenommen. Sein Wille wäre mit dem seiner seligen Frau eins gewesen, und was geschrieben sei, werde er nicht mehr ändern. Alleweil wäre er noch Herr über sein Vermögen und etwas verschwenden oder bei Seite thun werde ihm nicht in Sinn kommen. Sterbe er, so geschehe sein Wille; über diesen erkläre er sich gegen Niemand; das sei er nicht schuldig. Er kenne sie nicht, habe von den Verwandten seiner Frau nie was begehrt oder erhalten. Auch hätte seine selige Frau ihrer nie erwähnt noch Verkehr mit ihnen gehabt. Bruder und Schwester wären sie nicht, noch ihre Frauen. Wohnen könne er, wo er wolle, in eigenem oder fremden Haus. Er sehe darauf, wer ihm lieb sei und von wem er sich aller Pflege zu gewärtigen habe. Thue ihm Jemand so viel Gutes, als ein Kind nur vermöge, so werde es ihm Niemand verargen, wenn er sich bei Solchen am besten und wohlsten fühle. Um den Brauch hab' er sich sein Lebtag nichts gekümmert, sondern immer gehandelt nach Recht und Billigkeit.

Niemand werde ihm ein Unrecht vorhalten wollen oder können. Sei es, so möge man es thun! Es solle ihn doch Wunder nehmen, wer ihn belehren wolle, was er mit seinem sauer erworbenen Hab und Gut zu schaffen hätte für den Fall seines Absterbens? Hätt' er den Verstand gehabt, es zu erwerben, könne man ihm auch so viel Verstand zutrauen, daß er sorgen werde, damit es in die Hände derer komme, denen er es gönne. Der es erhalten solle, wisse es nicht, werde es auch nicht eher erfahren, als in dem Augenblicke, wo es ihm das Gericht eröffne. Damit möchten sie zufrieden sein und mehr werde er nicht sagen."

Damit hatte er ihnen viel und doch nicht gesagt, was sie wissen wollten. Daß das Testament gemacht sei, daß es nicht zu ihrem Vortheil lautete, dieses war ihnen klar. Aber wer als Erbe darin angeführt wäre, dieses zu erfahren war ihr Wunsch und ihre Absicht. Es konnte ihnen nun klar genug sein, daß sie sich von Faet nichts zu versehen hätten, als höchstens des sogenannten Pflichttheiles und der, welcher Faet vorhin angeredet hatte, flüsterte nun einiges mit seinem Gefährten. Faet rückte ziemlich ungeduldig auf seinem Sitze hin und her und hatte bereits die Frage auf der Zunge, was sie sonst noch von ihm begehrten, als der Sprecher von vorhin abermals, aber in unverändertem Tone, das Wort ergriff und fortfuhr:

„Man wüßte jetzt, wessen man sich von ihm zu

versehen hätte. Die selige Frau Base hätte Gut und Blut mit ihm zusammengeheirathet. Daraus folge aber nicht, daß sie nicht auch alles mit ihm erworben. Die Hälfte des Vermögens wäre ihr Eigenthum gewesen und müsse von Gott und Rechts wegen an ihre leiblichen Verwandten fallen. Sei anders testirt, so gelte es nichts; man werde dagegen sofort Rechtsverwahrung einlegen, und setze ihn davon in Kenntniß, damit er sehe, wie man die Sache nicht heimlich, sondern ehrlich und offen betreibe. Das Weitere werde sich finden."

Damit erhoben sie sich und gingen. Drei Tage später wurde dem Alten von einem Advokaten insinuirt, daß ein Rechtshandel bezüglich des von ihm und seiner seligen Frau bei Gericht niedergelegten Testamentes gegen ihn anhängig gemacht worden wäre. Sein Zorn überstieg alle Grenzen.

Nahrungssorgen und Sorgen um Geschwister. Faets Lebensklugheit.

Der Welt Lauf ist ein ewiges Ab- und Zuwogen; es ist damit wie mit den Wellen am Meeresstrande; eine rollt nach der andern daher, vielgestaltigen häufig drohenden Ansehens; aber du kannst dabei ruhig stehen bleiben, wenn du dich nicht allzuweit in ihr Bereich ergibst, sie rauschen herauf und ihre andrängenden Wasser rauschen wieder zurück; sie sind spurlos an dir vorübergegangen. Das mensch-

liche Leben hat viel Aehnlichkeit mit diesem wechselnden Spiele der Wasser und es ist gut, wenn sich der Mensch bei Zeiten herausgerettet hat aus dem unfruchtbaren ruhelosen Getriebe auf einen festen sichern Grund, wo er das, was nicht bleibend ist und der Welle gleich unsicher vorüberzieht, ruhig und unbeengt an sich vorübergaukeln sehen kann.

Unsere Freunde im Schwan begannen wieder ein neues Jahr; das Alte war dahin mit seinem klaren Morgenscheine, der nur Glück und Freude verhieß, mit seinem gewitterschwülen Sommer, der der Sorgen so viele brachte und mit seinem angsterfüllten Herbst- und Winterabend, der so viel von allen frischen Blüthen der Liebe, der Freude und der Hoffnung kostete. Eine liebe treue Seele sah nicht mehr mit den sterblichen Augen hinein in den nun aufgeschlossenen Zeitabschnitt. Faets gute Gattin fehlte, sie fehlte dem Alten, ihm, dessen rechte Hand sie gewesen war und der sich seit ihrem Verlust unaussprechlich verwaist fühlte; sie fehlte Leonhard, aber noch schmerzlicher vermißte sie Luise, die ihr mit kindlichem Zutrauen wie einer zweiten Mutter sich angeschlossen, die Liebe geboten und herzliche Liebe gefunden hatte. Es wurde heute viel von ihr geredet; es war Keiner, der sich nicht etwas Guten rühmen konnte, das sie ihm gethan, und wäre es auch nur ein herziges Wort gewesen und selbst die Mägde in der Küche, die sonst gar leichtfertig über manche Andere losgezogen, dachten heute an sie mit Ehren,

und rühmten von ihr, „wie eine gar gute, kluge und brave Frau sie gewesen sei.“

Noch verkündete die Ahnung in der Zukunft keine besseren Zeiten; drohend wälzten sich die Kriegswetterwolken am westlichen Horizonte noch herum und die Furcht, wo und wann sie sich eine nach der andern entladen möchten, preßte noch die Herzen und hemmte deren freien Pulsschlag. Es war eine trübe bange Zeit angebrochen; es stand viel Ehrwürdiges und Altes, das die Stürme von Jahrhunderten nur erschüttert, aber nicht gestürzt hatten und der Tag schien zu nahen wo es endlich brechen sollte, um einer neuen Zeit, neuen Ideen, wie man gar groß zu sagen pflegte, Platz zu machen. Wie diese neue Zeit werden würde, dafür war kein Maßstab da, das wußten die selber nicht, welche sich rühmten, die neuen Ideen gemacht zu haben. Ein Mensch von gesundem Verstande konnte sich aber aus dem, was drüben über dem Rhein vorging, herausnehmen, was diese gerühmten Neuigkeiten werth seien. Dort floß das Blut der Edelsten und Besten in Strömen, weil sie den Bösen im Wege waren; dort brach unter dem Fußtritt einer entmenschten Rotte, welche ein ganzes großes und herrliches Volk auf eine in der Welt seither noch unerhörte Weise tyrannisirt, das Gute zusammen; dort vernichtete man, was die bildende Menschheit seit Jahrtausenden mühsam ersonnen und gehäuft, mit frechem Hohn, und damit Niemand auf den nahe liegenden Gedanken kommen könnte, ob

denn das vor Gott recht und erlaubt sei, was man trieb, so ließen die Narren, welche an der Spitze standen, ein Dekret ausgehen, durch welches sie den lieben Gott abschafften und die „Vernunft" als die Herrscherin, der man nun allein Opfer brächte, einsetzten.

An Vernunft und Ruhe war nun freilich nicht mehr zu denken, so lange solche Tollhäusler drüben an der Spitze standen. Daneben fehlte es nicht an gräulichen Zeichen der Zeit, woran die entsetzten Menschen erkennen konnten, daß der alte Gott im Himmel noch lebe und sich durch kein Narrendekret wegdekretiren lasse. Also begann das neue Jahr mit Furcht, Angst und Schrecken, wie das Alte geschlossen und die Donner rollten dumpf und unheilverkündend.

Handel und Wandel stockte und wollte nicht wieder erblühen; die Noth wuchs von Monat zu Monat; es war gut, daß in Deutschland damals ein sorgendes Volk wohnte, welches, weitab verschieden vom jetzigen, einen Sparpfennig zurückzulegen getrachtet hatte, der in diesen Zeiten des Jammers und Elendes gute Dienste that. An Luxus dachte der Handwerker, der Bürger nicht, wie heut zu Tage, wo alles nur dem äußern Anscheine geopfert wird, der nur Elend verbirgt oder verdecken soll. Es war in jenen Haushaltungen noch ein Kern, der sich nicht so schnell verzehren ließ; darum konnten sie etwas aushalten, unsere Väter, das ihren Söhnen und Enkeln schwer werden würde, denn damals galt noch

sparen, und hübscher Fetzen, die der Herr und die Frau heut zu Tage um und an sich hängen, um den Credit aufrecht zn erhalten, bedurfte es nicht, weil man nach andern Grundlagen fragte und Luxus Jedem Vernünftigen als Lumperei galt, und als das sicherste Zeichen, daß man nicht trauen dürfe.

Leonhard sah jetzt ein, wie sehr recht Faet gehabt hatte, als er ihm acht Jahre zuvor gerathen, den Schwan nicht zu kaufen. Es fehlte an baar Geld, die Prozente stiegen bis auf sieben, acht, ja zehn vom Hundert, der Werth der Häuser und der Feldgüter sank plötzlich auf das Drittel des früheren und der Verdienst glich die Verluste nicht aus. Unser Freund war aus einem Gastwirth zu einem Soldatenwirth geworden und in den Stallungen, wo früher alles von Fuhrmannspferden gewimmelt hatte, hingen die Spinnen ungestört ihre Gewebe auf.

Wenn die Zeit kam, wo an Faet die Interessen bezahlt werden mußten, ging es hart her. Leonhard sparte, kargte sich ab, sorgte sich müde, um die paar Gulden nicht schuldig bleiben zu müssen und oft mußte er sich so entblößen, daß er kaum hinreichenden Vorrath für die nothwendigsten Ausgaben übrig behielt. Luise half ihm da treulich; sie hatte ihm den Vorschlag gemacht, eine der Mägde abzuschaffen und in der Küche selbst zu arbeiten; allein Leonhard sah, daß seine Gattin noch zu sehr geschwächt war; er wußte, daß sie sich weit über ihre Kräfte angestrengt hätte und daß er trotz der trost-

losen Stockung im Geschäfte keinen seiner Dienstboten entbehren konnte, da man auf alle Fälle gefaßt sein mußte. Die Pferde standen im Stalle; sie verdienten ihr Futter nicht; aber sie konnten nicht entbehrt werden. Görg fuhr nun Holz aus dem Walde heim, er leistete Frohnfuhren und dergleichen, nur um sein Brod nicht umsonst zu essen; aber er war traurig dabei und ging mit dem Gedanken um, sich anzukaufen und seinen Dienst im Schwan freiwillig aufzugeben.

Dennoch klagte Leonhard nicht; in ihm lebte ein felsenfestes Vertrauen auf die Vatergüte des Lenkers seiner Schicksale, von dem er so viel Gutes empfangen und aus dessen Hand er nun auch das Herbe mit herzlicher Demuth und Ergebung annahm. Er hatte schon fünf Mal nach und nach immer größere Summen von Faet entnehmen müssen; Faet sah die Noth selbst, er sah Leonhards und Luisens Thun und Treiben; er tröstete und war stets zur Hilfe bereit; er steigerte Leonhards Zinsen nicht, um ihm seine Lage nicht noch mehr zu erschweren; er handelte als väterlicher Freund. Aber Leonhard wußte auch, was seine Pflicht war und bemühte sich redlich, bei Ehren zu bleiben.

Das Frühjahr brachte neue, schwere Einquartierungen; neue Verluste, neue Sorgen; — aber das Geschäft lag ärger als im Winter darnieder und Leonhards Schuld wuchs mit jedem Monat. Luise war da sein tröstender Engel. Sie, die daheim so

viel erfahren, hatte stets ein Wort der Ermunterung, wenn ihr Gatte muthlos werden wollte, ein liebreiches Trostwort für ihn, den die Sorgen darnieder drückten. Jetzt erkannte er erst ganz den Werth seiner Frau, ihre Hingabe für ihn, ihre Häuslichkeit und ihr unerschöpfliches Talent, alles so einzurichten, daß doch die drohenden Verluste oft vermieden und, wo sie nicht zu vermeiden waren, möglichst vermindert oder ausgeglichen wurden. Unter solchen mißlichen Verhältnissen kam endlich Ostern heran.

Am frühen Morgen erschien Hans bei Leonhard, als dieser eben mit seiner Familie beim Frühstück saß. Er war nun fast zwei Jahre in der Strobelschen Brauerei, hatte tüchtig gearbeitet, war der Liebling seines Herrn geworden und hatte sich einige hundert Gulden zurückgelegt. Aber Leonhard wußte nicht, daß sein Bruder mittlerweile ein Verhältniß mit einer zwar rechtschaffenen aber unbemittelten Bürgerstochter angeknüpft hatte. Um nun dieselbe ehelichen zu können, hatte Hans sich entschlossen, eine ziemlich nahrungsreiche Wirthschaft, wohin er täglich das Bier fuhr und deren Besitzer dieselbe verkaufen wollte, zu erstehen. Bei diesem Kaufe hatte er auf Leonhards Unterstützung gerechnet; weil er aber dessen Bedenklichkeiten fürchtete, so hatte er ihm von seinem ganzen Plane nichts gesagt, in der Meinung, Leonhard würde ihn am Ende doch nicht stecken lassen. Der Besitzer des Wirthshauses hatte sich bei Strobel selbst nach Hansens Vermögensum-

ständen erkundigt. Strobel wußte, daß sich Hans vierhundert Gulden erspart hatte; aber er wußte nicht, daß Leonhard außer Stande sei, seinem Bruder jetzt unter die Arme zu greifen; vielmehr wähnte er, im Schwan stehe es gut und am Ende würde Faet, wenn Leonhard selbst nichts thun könnte, aushelfen. Auf dieses hin verkaufte der Wirthschaftsbesitzer sein Anwesen an Hans. Im Kaufkontrakt verpflichtete sich Hans, vierhundert Gulden sofort daran zu zahlen, dann zwölfhundert Gulden Kapital zu verschaffen, und als Kaufssumme zu erlegen. Den übrigen Rest der Kaufssumme von 3200 fl., nämlich 1600 fl., wollte der vormalige Besitzer zu sieben Prozent auf dem Hause stehen lassen. Es war nun diesem Contrakte die seltsame Clausel angehängt, daß, falls Hans den Kauf nicht halten könne, die von ihm daran bezahlten 400 fl. verloren und als Reukauf dem vormaligen Besitzer verfallen sein sollten.

Mit dieser Nachricht überraschte Hans unsern Freund. Leonhard erschrak, daß er sich verbleichte und konnte anfangs kein Wort erwiedern, sondern er schlug in äußerster Bestürzung die Hände über einander.

Hans erschrak gleichfalls, als er seines Bruders Betroffenheit sah und nun erst stieg ein Gedanke in ihm auf, daß er am Ende einen sehr dummen Streich gemacht und sich selbst um die Früchte seines zweijährigen sauern Fleißes gebracht hätte. Aber schnell entschwand dem Leichtsinnigen diese sehr richtige Be-

sorgniß wieder und er baute fest darauf, daß ihn Leonhard am Ende doch nicht stecken lassen würde und könnte.

„Warum hast du mir kein Wort von allem gesagt?“ sprach Leonhard endlich heftig, aber nicht aus Zorn, sondern aus Schreck über diese unkluge und voreilige Handlungsweise seines Bruders.

Dieser wurde nun betroffen; aber er entschuldigte sich damit, das Haus sei billig genug, ein gutes Nahrungshaus, der vorige Besitzer wäre darauf reich geworden. Er diene nun lang genug, sei an die Vierzig, wolle auch einmal eigenen Heerd haben, sich verheirathen und getraue sich, nicht allein Frau und Kinder auf dem Hause zu ernähren, sondern einst auch schuldenfrei zu werden u. s. w.“

„Wie? heirathen willst du?“ sagte Luise neugierig zu Hans, „hast du dich denn schon mit Jemand verlobt? davon wissen wir ja noch kein Wort.“

„Ja, Schwägerin, ich habe eine Verlobte“, und damit nannte der Verplüffte den Namen und Stand seiner Braut. Leonhard kannte dieselbe und ihre Eltern. Es waren das sehr rechtliche Leute und es ließ sich nichts gegen sie einwenden; aber er wußte auch, daß sie vermögenslos seien und sprach: „Gut, das Mädchen ist brav; aber sie hat nichts und wird nicht einwilligen, dich zu ehelichen, wenn sie diese Kaufsverhältnisse erfährt. Hast du ihr die Wahrheit gesagt?“

„Sie meint, ich zahle sechzehnhundert Gulden

dran; ich hoffte aber, du würdest mir helfen," rief Hans sehr niedergeschlagen. „Ich wills ja nicht geschenkt, Liendl, nur leihen sollst du mirs und ich will dirs verzinsen und abzahlen."

„Mein Gott," sprach Leonhard betrübt, „warum überraschest du mich so? Weißt du denn nicht, daß ich in diesem Augenblick und unter diesen traurigen Verhältnissen, während seit einem Jahr der Handel stockt, nicht im Stande bin, dir fünfzig Gulden, geschweige dann eine solche Summe zu geben?"

„Wie, du willst nicht, Liendl?" sagte Hans erschrocken.

„Was fragst du doch so schlimm!" rief Leonhard, „frage, ob ich es habe? Komm, Hans, du sollst dich selbst überzeugen!" Damit führte er den Erschrockenen ins Nebenzimmer, legte ihm die Bücher vor und ließ ihn einen klaren Blick in die bei ihm obwaltenden Verhältnisse thun, indem er sprach: „Nie hätte ich dir das ohne die dringendste Veranlassung gesagt, Bruder Hans; aber damit du siehst, daß ich nicht kann, was ich von Herzen gerne thun möchte, so überzeuge dich jetzt selbst; halte aber reinen Mund!"

Die Reihe zum Erschrecken war nun an Hans gekommen. Er brach in die Worte aus: „So ist alles, was ich mir erspart habe, dahin und verloren," und verrieth damit erst seine begangene Unvorsichtigkeit vollständig.

„Wie da?" forschte Leonhard und erfuhr nun den Kaufvertrag sammt allen Bedingungen, die zu Hansens Nachtheil in denselben eingeflochten worden waren. Dem Unbesonnenen wurde jetzt klar, in welcher Falle er gefangen worden und wie leichtfertig er sich selbst in das ihm gestellte Netz begeben. Nach Nürnberger Recht galt der abgeschlossene Privatvertrag vor Gericht vollkommen, und es war keine Möglichkeit vorhanden, sich aus demselben zu lösen, ohne daß der in demselben enthaltenen Reukaufssumme, die bereits erlegt war, entsagt werden mußte. So blieb denn nur die Wahl: entweder der Kauf mußte gehalten werden, oder Hans mußte auf seine Drangabe von 400 Gulden verzichten und wurde noch dazu tüchtig ausgelacht. Zum letzteren hatte er aber keine Lust; er war nun einmal fest in den Glauben verrannt, daß er auf diesem Hause sein Glück machen würde und wer anders sprach, den betrachtete er als seinen Feind. Schlimm genug für ihn, daß es so mit ihm stand.

Leonhards Bemühungen, ihn von dem Irrthümlichen und Gewagten seiner Hoffnungen zu überzeugen, blieben demnach nicht nur vergeblich, sondern Hans faßte auch den seltsamen Argwohn gegen seinen wohlmeinenden klügeren Bruder, daß dieser ihn mit dem Vorgeben, er befinde sich selbst in einer bedrängten Lage, nur zu täuschen versuche, um einen guten Vorwand zu haben, ihm seine Unterstützung versagen zu können. Er entblödete sich nicht, Leon-

hard darüber derbe Vorwürfe zu machen, ihm Mangel an Dienstfertigkeit vorzuhalten, ihm als Beispiel seine brüderlichere Handlungsweise gegen Andreas vorzuwerfen und dergl. mehr. Hans war eine derbe Natur und legte seine Worte nicht sorgfältig auf die Wagschale, wenn er entrüstet war. Es gab ein Wort das andere und endlich sah sich Leonhard genöthigt, dem rohen Bruder Dinge zu sagen, welche diesen, eben weil sie Wahrheit enthielten, um so bitterer verletzten. Eine unangenehme Scene entstand; Hans wurde grob und Leonhard bemühte sich vergebens, sich zu beherrschen. Glücklicher Weise hörte Luise das ungewöhnlich laute Gespräch und ehe es zu nachhaltigeren Beleidigungen kam, erschien sie im Zimmer zwischen den Erhitzten. Vor ihr hatte Hans Respekt und bei ihrem Anblick begann er sofort gelindere Saiten aufzuziehen.

„Was habt Ihr denn mit einander?" fragte sie erschrocken, da sie Leonhards rothes Gesicht sah und seiner blitzenden Augen gewahr wurde.

„Frag ihn selbst, Luise, er wird dir Auskunft geben," entgegnete ihr Gatte zornig.

„Das ist heute ein seltsamer verdrüßlicher Tag. Ich komme so eben von Faet, der ein Schreiben von Gericht erhalten hat und darüber, was es enthält, fast ans der Haut fahren will. Doch laß hören, Schwager, was hast denn? sagte die junge Frau und winkte Leonhard beruhigend.

Hans erzählte nun, in welcher Lage er sich be-

fände. Er war schon so bedeutend herabgestimmt, daß die Sache jetzt in seinem Munde ein anderes Ansehen gewann, so daß Luise ihn aufrichtig bedauerte und selbst Leonhard Mitleid mit ihm fühlte.

„Was ist denn da zu thun, Leonhard?“ sagte die Frau, „kann man denn da nicht helfen?“

„Sage wie es sein kann, Luise, an mir solls nicht fehlen. Aber sprich selbst, sag's ihm selbst, ob wir was machen können!“ rief Leonhard.

„Wir nicht, lieber Freund; aber ich denke doch, so viel könnte für deinen Bruder aufzutreiben sein;“ antwortete Luise.

„Von wem?“ sprach Leonhard und horchte auf.

„Ich will mit Fact reden,“ sagte Luise entschlossen.

„Da wirst schön ankommen, der thut's nicht, ich muß ihn da am Besten kennen,“ sprach Leonhard.

„Ei, das wäre?“ meinte Luise zweifelnd.

„Versuchs einmal,“ sagte Leonhard; „wirst sehen, was er sagt!“

„Nun, anfragen kostet nichts und ein gutes Wort macht auch keine Mühe, wenn man's gerne thut!“ meinte Luise; „hast doch für den Andreas noch mehr gethan und ist nicht Hans auch dein Bruder?“

Leonhard schwieg und Luise sann einen Augenblick, während Hans triumphirende erboste Blicke nach Leonhard schleuderte, als wollte er sagen: „Siehst da, deine Frau ist ehrlicher und besser, als du; geschieht dir schon recht, daß sie dich verräth!“

„Leonhard!“ sagte Luise bittend.

„Ich will's überlegen“, entgegnete der.

„Wozu das?“ sprach Luise, „warum willst du deinen Bruder so lange in der Ungewißheit lassen, wenn's doch gleich geschehen kann? Doch ich weiß schon, wie du denkst; nun, so überlaß mir die Sache. Ich will mit dem Alten reden. Ich weiß, er kanns thun, wenn er will.“

„Folg mir und geh heut nicht zu ihm;“ sprach Leonhard, „ich hab' eine Ahnung in mir, daß heute die rechte Stunde nicht dazu ist. Ueberdies hat's keine solche Eile, morgen ist noch nichts versäumt.“

Luise lächelte und sprach: „Zwischen heute und morgen sind noch vier und zwanzig ängstliche Stunden, Leonhard. Bedenk, wenn wir in Hansens Lage wären, und er für uns sprechen sollte, wie wir für ihn und er gäbe uns solche Gründe an; wie würde uns das schmerzen! Ich thu' nichts ohne deinen Willen; wenn du aber damit einverstanden bist, so geh ich mit Hans zu Faet, erzähle dem die Sache und bitt' ihn, daß er Hansen aus der Verlegenheit helfe.“

„In Gottes Namen!“ sagte Leonhard, „thu, was dir dein Herz eingibt!“

In diesem Augenblicke vernahmen die im Zimmer, wie Faet selbst mit seinen Krücken daher klapperte und bald trat er selbst ins Zimmer ein.

„Wie? daheim?“ fragte er Leonhard, weil die Kirche schon angegangen war und er wußte, daß un-

ser Freund dieselbe nur in den allerdringendsten Fällen versäumte.

„Wir haben da mit Hans eine Geschichte, die mir für diesen Vormittag das Kirchengehen verleidet;“ sagte Leonhard.

Faet konnte Hans gut leiden, sah ihn rasch an und sprach, als er dessen verlegene Miene bemerkte: „Nun, du siehst aus, als ob dir die Hunde s' Brod genommen hätten; was ist denn?“

„Es handelt sich um so was, sprach Luise; „Hans kann, wenns schief geht und kein Mensch helfen will, um alles, was er sich erspart hat, kommen.“

„Hast einen dummen Streich gemacht, oder bist Spitzbuben in die Klauen gerathen?“ sagte Faet und lachte nach seiner Weise.

Luise erzählte ihm die Sache und er hörte aufmerksam zu, ohne ein Wort zu sagen. Dabei blinzelte er pfiffig mit den Augen.

„Was meint Ihr dazu, Vetter Faet?“ fragte endlich Luise.

„Das ist kurz gesagt: die Hühner lockt man mit fetten Brocken, wenn man sie rupfen will. Um deine ersten Federn bist geschwinder kommen, als sie dir wuchsen, Hans.“

„Sagt uns doch, ob da nicht geholfen werden könne?“ sagte Luise.

„Das Geld ist hin, damit Punktum!“ murrte der Alte.

„Wie?“ rief Luise erschrocken.

„Ein ander Mal sei gescheiter, Hans und frag erst Leute, die sich auskennen. Unterschreib nur nichts mehr, eh du gefragt und es lange genug überlegt hast. Das wirst merken. Freilich hast diese Lehre theuer genug bezahlen müssen.“ Hiemit wendete er sich an Leonhard und sprach: „Was denkst, Liendl, wie mein Prozeß ausgeht?“

„Der mit der seligen Base Vettern?“ rief Leonhard und horchte auf.

„Ja;“ sagte Faet; „rath einmal!“

„Nun, sind sie abgewiesen?“

„Nein.“

„So müßt Ihr am Ende herauszahlen?“

„Ja! Die Spitzbuben von Advokaten und Gerichtsschreibern! Ich muß zahlen und die Inventurkosten und die Schreibereien — alles hängen sie mir noch dazu auf den Hals.“

Leonhard erschrak; er wußte selbst nicht, warum. Endlich sagte er: „Ists viel?“

„Genug, um des T.....s zu werden; den vierten Pfennig muß ich herauszahlen.

„Wie? was heißt das?“ riefen Leonhard und Luise zugleich.

„Den vierten Theil von meinem im Testamente angegebenen Vermögen!“ rief Faet erbost und warf Leonhard die Papiere hin. Dieser las erstaunt das Gerichtserkenntniß. Faet hatte das Geld binnen sechzehn Wochen bei Gericht zu deponiren.

„Das ist arg!“ sagte Leonhard.

„Meinst?“ rief Faet. „Denk einmal, du hast dich fünfzig Jahr lang sauer um dein Sach' plagt, dir alles abgespart und abgekargt, bist Land auf, Land ab gelaufen mit dem schweren Bündel, in Regen und Schnee, Hitz' und Sturmwind; bist alt worden dabei, hast niemals von Keinem was verlangt, mit Keinem Verkehr gehabt, ist kein Mensch zu dir kommen in Leid und Freud. Da stirbt deine Frau, mit der du alles erworben, die mit dir ein Herz und eine Seele war und jetzt schleichen sich solche Spitzbuben und Strolche an dich heran, die du nicht kennst, nicht für deine Verwandten anerkanntest, mit denen du nie was zu thun haben mochtest, prozessiren mit dir und du mußt dein sauer verdientes Geld hergeben für Menschen, die du nicht magst, nicht leiden kannst, die keinen Anspruch an dich haben, als daß sie mit deiner verstorbenen Frau ganz weitläufig verwandt gewesen. Ist das nicht zum T.... lholen? Die Racker? Hätt' ich nicht die vermaledeite Gicht, ich wollte ihnen den Buckel braun und blau schlagen, daß er dem besten meisner Porzellan gleich sähe und kostete es mich noch hundert Gulden mehr!“

Der Zorn des Alten war so groß, daß er zitterte. Allein da half nichts; die Ansprüche der Verwandten seiner Frau waren gesetzlich begründet; dagegen streiten kostete nur Geld und verlängerte die Sache, ohne zu helfen, oder an derselben etwas zu ändern. Es blieb am Ende nichts übrig, als zu zahlen. Man redete hin und her über diese Sache

und Faet, der im Grunde selbst am besten unter allen wußte, wie er dran war, beendete die Sache, indem er Leonhard bat, ihm ein paar Briefe zu schreiben, durch welche er einigen Personen Nachricht von diesen Verhältnissen gab und ihnen Kapitalien aufkündete. Diese Sache nahm einige Stunden in Anspruch, während welchen Hans in der peinlichsten Stimmuug und langen Weile dasaß und den müssigen Zuschauer machen mußte. Luise ging ab und zu; aber ihr Hauswesen nahm sie ebenfalls sehr in Anspruch, so daß sie nichts für Hans thun konnte.

Endlich schlugs eilf Uhr, die Schreibereien waren beendigt und Luisens Bruder Karl wurde mit denselben an die Adressaten versendet. Faet erhob sich, um zu gehen und Luise kam gerade noch zu rechter Zeit, um ihre Bitte anzubringen.

„Lieber Vetter," sagte sie, „ich weiß, Ihr seid jetzt selbst in mißlichen Verhältnissen, die Euch Aerger machen; aber dennoch bitt ich um was, das Ihr mir nicht abschlagen dürft, wenn Ihr es thun könnt."

„Was wünschest du, Kind? sagte der Alte; erst muß ichs wissen!"

„Könnt Ihr es denn nicht machen mit dem Hans dort? es ist nur um sein sauer erspartes Geld!" sagte Luise.

„Ja so, den hatt' ich vergessen; aber was könnte ich da thun?" sagte Faet gutmüthig, denn Hans stand, wie wir schon oben gesagt haben, hoch in seiner Gunst.

„Wenn Ihr ihm die 1200 fl. leihen würdet, so wäre ihm geholfen;“ sprach Luise.

Faet machte große Augen, sah Luisen an und sprach: „Das verstehst nicht, Frau; da, frag deinen Mann, der kann dir's erklären.“ Damit wendete er sich ab und wollte gehen.

„Mein Gott!“ rief Luise, welche nach Weiberart ihre Sache nicht so schnell aufgab, „was ist da viel zu verstehen! Bekommt Hans die 1200 fl., so hat er keinen Verlust, ein Haus dabei, kann heirathen, sich ernähren, etwas ersparen und glücklich werden. Gebt's ihm, Vetter Faet! Ihr lauft ja keine Gefahr!“

„Ich? — behüte!“ sagte der Alte hart, „aber mein Geld um so mehr, Luise und daß ich dessen nicht zu viel habe, das hast so eben gehört.“ Ich könnt's ihm übrigens nicht geben, selbst wenn die Sache anders stünde und ich würde es nicht thun! Dabei basta!“

„Warum denn nicht, Vetter Faet?“ Werdet nicht bös, ich versteh's freilich nicht; aber ich nehms so, daß, was Ihr mir sagt, die richtige Ansicht ist. Wie Ihr werden dann alle Leute urtheilen, die Geld zu verleihen haben.“

Das besänftigte den Alten und er sprach, indem er sich setzte: „Hans, du giltst was bei mir, du bist n' rechter Bursch. Du hast zugehört und weißt, daß ich nichts für dich thun kann. Ich muß selbst sehen, wo ich Geld auftreibe und das ist alleweil schwer.“

Hans war sehr niedergeschlagen; er sah vor sich in den Boden und antwortete keine Sylbe.

„Du bist in einer schlimmen Lage und dein Geld ist hin, ich mag die Sach' ansehen, wie ich will. Dabei hast dir auch Schaden gethan und das wiegt schwerer, als der Verlust deiner vierhundert Gulden. Denn wer mit seinem eignen Geld nicht vorsichtiger wirthschaftet, von dem ist wohl nicht anzunehmen, daß er mit fremder Leute Geld gescheiter und gewissenhafter umgehen werde. Dein Haus hast auch viel zu theuer gekauft. Rechne einmal: 4800 fl. machen zu sieben Prozent Zinsen alle Vierteljahr 84 fl. Interessen. Wie willst das verdienen und dich, deine Frau, eine Magd und am Ende noch Kinder dabei ernähren? Hast das berechnet, Hans? Jetzt bist allein; gut, da fehlts dir nicht, hast keine Sorgen, keine Einquartirung, fragst nicht darnach, was du essen willst, denn alles wird dir vors M..l getragen. Nun sinn, wenn du dein eigener Herr bist, wie du sorgen mußt für Frau, Dienstboten, Kinder! Wie viel Maß Bier mußt einschenken, bis du einen Thaler verdienst? Wie viel Thaler mußt verdienen, um die Interessen, die Lebensbedürfnisse für dich und die Deinen, die Steuern und Abgaben, die Unterhaltung deines Hauses zu erschwingen! Dann rechne noch die Einquartirungen hinzu! Besinn dich, was ist, wenn noch Hauskreuz dazu kommt! Denk, wenn am Ende deine Nahrung sich verliefe! — Das überlege und nimm dirs ja nicht gar zu sehr zu Herzen,

wenn deine 400 fl. dabei drauf gehen. Besser, das Geld verloren, als daß du dein Lebtag an Hunger und Elend zu nagen hast und dir noch Vorwürfe machen mußt, wenn durch dich Andere darben müssen!"

„Sind doch die Alten" — Hans meinte die Wirthsleute, denen er das Haus abgekauft — „darauf wohlhabend worden!" sagte Hans, den alles das nicht überzeugte, nur einschüchterte.

„Die hatten schon Geld, als sie das Haus kauften; ich kenne sie," sagte Faet ruhig. „Dann sind die Leute kinderlos und hatten lange Jahre gute Zeiten. Wie viel werden sie aber davon bringen. Haben sie fünf bis sechstausend Gulden, das Haus mit eingerechnet, so ists viel! Dann darfst du nicht mit anderer Leute Maß messen, Hans; es wird Jedem das Seine gegeben, dem Einen viel, dem Andern weniger, Vielen nichts. Es ist das so in der Welt! Ein kluger Mann macht nicht eher die Hand zum Zulangen auf, als bis er seiner Sache gewiß ist. Wenn man sich aber nach etwas übermäßig strecken, dehnen muß zum Zerreißen, wenn man am Ende gar den Hals dran zu wagen hätte, so verliert man drüber den festen Boden unter den Füßen, kann nicht mehr zurück und statt der guten Frucht erwischt man überdies leicht eine taube Nuß. B'sinn dich, Hannes, was ich dir damit sagen will und denk du hast Lehrgeld geben müssen; das wiederfährt gar Vielen Andern auch. Ein anders Mal sei gescheit und frag Andere um Rath. Man muß, wenn man so wich-

tige Dinge unternimmt, die Meinungen und Ansichten anderer Leute auch hören. Es ist da viel Nutzen dabei, weil Jeder die Sache anders anschaut. Hört man nun Vieles, was für und wider die Sache spricht, so kann man sich da allerlei herausklauben und am Ende doch thun, was man will. Dabei geht das Ding langsam und das ist bei solchen Angelegenheiten immer das Beste."

„Also wollt Ihr mir nicht helfen, Vetter Faet?" sagte Hans kleinlaut.

Der Alte schien zu erstaunen, daß alles, was er gesprochen, an dem unglücklichen Käufer des Wirthshauses zur Eule spurlos abgeprallt sei. Er wendete sich um, sah Hansen zornig an und war im Begriff, ihn nach seiner Weise derb abzuschnauzen. Aber er besann sich, als er die greinende Miene Hansens sah, lachte geräuschlos und ging dann fort.

„Das ist ein alter Murf, ein L. . . . l, ein Filz, ein alter Sp. . . . . e! Hat mich der alte Halunk nicht ausgelacht?" schrie Hans wüthend.

„Ich hab's Euch vorhergesagt, wie es kommen würde" sagte Leonhard, „müßt' ich ihn nicht kennen!

„Aber das ist doch nicht recht," sprach Luise unmuthig, „daß er Hans so abgekanzelt und ihn dann, statt ihm zu helfen, noch auslacht. Ich mein, alles was er uns da sagte, das wüßten wir am Ende selbst. . ."

„Was hilfts, über ihn zu plauschen?" sagte Leonhard, indem er seiner Frau das Wort abschnitt; „so ist er einmal und er muß schon so verbraucht

werden. Aber nun laßt uns sinnen, ob nichts geschehen kann, um dein Geld zu retten, Hans, wenigstens einen Theil davon. Kannst, so will ich Nachmittag mit dir gehen."

„Um Eins müssen wir daheim sein; ich kann heut nimmer fort!" sagte Hans.

„So will ich gleich mit gehen!" Beide machten sich nun auf den Weg und Leonhard versuchte vergebens Bitten, Vorstellungen, ja am Ende selbst Drohungen, um von dem Wirthe die Rückgabe des Geldes oder eines Theiles desselben zu erlangen. Allein dieser lachte nur dazu und erklärte, entweder müsse der Kauf gehalten werden, oder das Draufgeld sei verfallen. So schien denn Hans um sein ganzes Ersparniß durch einen Federstrich gekommen.

Leonhard ging das nahe; er kehrte mit seinem Bruder zu Strobel zurück, dem er die ganze Sache mittheilte. Dieser nahm es jedoch auf die leichte Seite und redete Hansen zu, den Kauf nicht rückgängig werden zu lassen. Zugleich erbot er sich, ihm die fehlenden 1200 fl. vorzuschießen, wenn Leonhard als Bürge dafür eintreten wollte.

Leonhard that das nicht gerne. „Lieber wollt ichs ihm selbst geben, als dafür Bürge stehen; aber ich hab's jetzt nicht; sagte er und ein inneres Gefühl sträubte sich in ihm gegen diese von vorne herein schon mißlich stehende Sache. Allein Strobel lachte und rief: Ob denn das nicht auf Eins herauskomme? Dann schlug er ihm das Hauptbuch auf und zeigte

ihm, wie viel in jener zwar kleinen, aber allerdings gesegneten Wirthschaft umgesetzt werde. Zuletzt erbot er sich, so lange Hans das Bier von ihm nehmen würde, ihm das Geld zu sechs vom Hundert zu lassen. Das lockte Leonharden, der ein warmes Gefühl für seinen Bruder empfand, und er hätte sich fast für bereit erklärt, als Bürge einzutreten. „Ich will mit meiner Frau drüber reden," sagte er endlich und erhob sich sodann, um sich nach Hause zu begeben.

Hans erschien gleich nach Tische und brachte den bereits von Strobel ausgefertigten Schuldschein mit. Luisen wurde die Sache vorgestellt. Seltsamer Weise aber erschien ihr jetzt bei ruhiger Ueberlegung Faets Ansicht als die richtige und sie sprach deshalb: „Es will das wohl überlegt sein!" Hans legte sich nun aufs Bitten und ehe beide Gatten noch recht genau über das, was sie thaten, nachgedacht hatten, war die Schrift unterzeichnet und Hans mit derselben verschwunden.

Von nachträglichen Verlegenheiten, welche durch eine einfache Unterschrift erzeugt wurden und deren schlimmen Folgen.

Je mehr die Zeit voranschritt, desto unsicherer wurden die politischen Verhältnisse. Ein neues Jahrhundert war angebrochen; aber es ging unter furchtbaren Stürmen auf, welche die Welt mehr und mehr erschütterten. Wie im großen politischen Leben der

Völker alles mehr und mehr aufwogte und Schlimmes nur Schlimmes gebären konnte, so mußten sich die traurigen Folgen der Unsicherheit alles Bestehenden auch auf den Einzelnen erstrecken und das Elend, welches sich über einen ganzen Welttheil ergoß, spiegelte sich auch schrecklich deutlich im Leben des Bürgers und des Landmannes ab. Man hatte die Form der alten Herrschaft in Frankreich zerbrochen und dafür nur eine abscheuliche, blutige, zuerst von Vielen, dann von Einzelnen ausgeübte Schreckensherrschaft erhalten. Indem man mit dem Wort Republik und Volksherrschaft den Mund stets so gar vollnahm, fühlte man doch, ohne es zu gestehen, daß Herrschaft sein müsse. Dem Volke wurde das Kriegsspiel allmählig werth; Krieg war seine Lust und es fehlte nie an Solchen, die sich mit schrecklichem Vergnügen in das Waffengetümmel stürzten. Allmählig erlangte dadurch der Soldat ein überwiegendes Ansehen und so erzeugte sich eine Militärherrschaft, die in Napoleon ihre Spitze und ihren Ausgang fand. Die Geschichte hat das Ende wie den Anfang dieses schrecklichen Mannes niedergeschrieben; in seinem Ansteigen und in seinem Untergange liegt das Buch der richtenden Vorsehung aufgeschlagen. Wer die Augen nicht ganz muthwillig verschließen will, muß darin das Gericht Gottes erkennen.

Leonhards Verhältnisse hatten sich im Wesentlichen nicht geändert; aber seine Vermögensumstände nahmen allmählig einen immer entscheidenderen Rück-

gang. Er that als rechtlicher Mann alles, was in seinen Kräften stand, um sich aufrecht zu erhalten. Allein die furchtbaren Kriegslasten, die er gleich all seinen Mitbürgern tragen mußte, dazu die gänzliche Stockung des Binnenhandels raubten ihm nach und nach fast alles mühsam Ersparte.

Schwerer noch als die eigenen mißlichen Verhältnisse drückten ihn aber die Erfahrungen, welche er mit seinen Geschwistern machen mußte. Von seinem ältesten Bruder hatte er seit dem Tode seiner Mutter, also seit fast acht Jahren fast gar nichts mehr gehört. Michael war von Erfurt weggekommen; wohin er versetzt wurde, darüber schrieb er nichts und hiemit erlosch jede Kunde von ihm. Andreas war durch Leonhards und Georgs Beistand zum Besitz eines Gutes gelangt. Aber er dachte nicht daran, Leonhard die ihm vorgeschossenen 600 fl. zurückzuzahlen; er vermochte es auch nicht, denn er wirthschaftete schlecht. Dazu kamen die Einquartirungslasten, eine zahlreiche Familie und der niedrige Preis der Feldfrüchte. Nach Jahren erschien er einmal im Schwan unter dem Vorwande, Leonhard zu besuchen. Aber es stellte sich bald heraus, daß er blos, um Geld zu borgen, gekommen war. Leonhard konnte ihm nichts geben und von dieser Zeit an ließ er sich auch nicht wieder sehen. Georg kam ein paar Jahre später und überraschte Leonhard mit der Nachricht, daß Andreas gänzlich verschuldet sei, daß sein Gut am Ende noch gerichtlich verkauft werde.

Hans hatte die Wirthschaft zur Eule übernommen und geheirathet. Seine Frau war eine treffliche Wirthschafterin; beide wirkten anfangs zusammen, daß es eine Freude war. Faet hatte nichts davon erfahren, daß sich Leonhard für seinen Bruder verbürgt; aber er ahnete etwas davon und fragte Leonhard, wie Hans zu dem Gelde gekommen und wer es ihm gegeben? Leonhard sagte es ihm, ohne von der dafür geleisteten Bürgschaft etwas zu erwähnen und Faet schien sich dabei zu beruhigen. Aber der schlaue Alte merkte etwas vom wahren Stande der Sache und wollte sich bei Strobel selbst erkundigen. Inzwischen erkrankte er wieder und so kam er nicht hinter die Sache.

Hansens Wirthschaft wurde mehrere Jahre sehr fleißig besucht. Seine Frau kam oft in den Schwan und brachte meist gute Nachrichten. Die Interessen konnten nicht allein pünktlich entrichtet, sondern auch etwas am Kapital abgetragen werden, obschon nur wenig, da für das Geschäft sowohl, als für nothwendige Anschaffungen zum Hauswesen, bedeutend viel nöthig war. Nur einen Fehler hatte Hans; er trank zu viel Bier, ein Fehler, den er sich nicht erst, als er zur Brauerei kam, angewöhnt hatte. Inzwischen war er sehr fleißig, unermüdet thätig in seinem Geschäfte, ging nie aus, als des Sonntags, um frische Luft zu schöpfen und hatte beständig zunehmende Nahrung, da er treffliches Bier ausschenkte. So empfand er wenig von dem Gewicht der Noth, die

auf seinen Mitbürgern lastete und das fortdauernde beunruhigende Sinken des Häuserwerthes schien ihn gar nicht zu berühren.

Allein diese glückliche Lage der Dinge schlug allmählig um. Strobel hatte Unglück in der Brauerei; seine Biere wurden unbeliebt und Hansens Nahrung nahm plötzlich ab. Ein Jahr lange ertrug er standhaft die Verminderung seines Erwerbes; dann aber empfand er schwer, daß er von seinem Brauer abhängig sei, weil er dessen Schuldner war. Er konnte sich kein besseres Bier verschaffen und mußte mit Kummer sehen, daß die in seiner Nähe ansässigen Wirthe allmählig seine ganze Nahrung an sich zogen. Versuche, die 1200 fl. von Jemand anders aufzunehmen, mißlangen und sobald Strobel erfuhr, mit welchem Plane Hans umgehe, setzte er alle Rücksichten, die er bisher gegen Hans genommen, gänzlich bei Seite. Leonhard suchte die Sache zu vermitteln; aber er gerieth bei dieser Gelegenheit selbst mit Strobel in Zwiespalt und die Folge davon war, daß Strobel Hansen das Kapital aufkündete.

Das war ein Schlag, der um so schwerer traf, je unerwarteter er kam. Er führte einen zweiten noch härteren nach sich. Der Wirth, welcher das Haus an Hans verkauft hatte, erfuhr kaum, daß der Brauer sein Darlehen zurückziehe, so war ihm dieses eine willkommene Gelegenheit, an Hansen einen alten Groll wegen den beim Kaufe schon vorgefallenen Zwistigkeiten auszulassen. Er erschien also sofort und

kündete sein Kapital gleichfalls. Auch hier schlug sich Leonhard vergebens ins Mittel; vergebens suchte er, seinem Bruder zu helfen. Niemand wollte die große Summe auf das Wirthshaus leihen, da dessen wahrer Werth weit hinter dem von Hans dafür bezahlten Preise stand. Das Geld konnte also nicht geschafft werden; es kam zur Klage und Hansens Haus wurde gerichtlich zum Verkaufe ausgeboten. Jedermann beklagte ihn; aber Niemand konnte oder wollte helfen. Das Haus wurde um 3150 Gulden verkauft. Der Besitzer der ersten Hypothek zog sein Kapital an sich; Hans war also außer Stande, Strobel zu befriedigen und Leonhard sah sich als Bürge sofort von Strobel eingeklagt. Es fehlten noch neun hundert und fünfzig Gulden. Wollte Leonhard sich nicht selbst in die Hände des Gerichts geben, so mußte er sofort zahlen. Jetzt blieb nichts übrig, als Faet von der ganzen Sache in Kenntniß zu setzen. Die Folge davon war, daß Leonhards Schuld um baare tausend Gulden anwuchs. Auch dieses hätten Leonhard und Luise verschmerzt; sie verwanden den Aerger über Faets Sticheln und böse Reden, die sie nun täglich hören mußten; denn der Alte war ernstlich böse auf beide, daß sie so etwas hinter ihm gethan, ohne ihm nur ein Wort zu gönnen und ihn darum zu fragen. Er wollte ausziehen, fort „von Leuten, die je dummer und leichtsinniger würden, je mehr das Unglück über sie herein bräche; die ihn als einen Schwamm ansähen, daran man

nur immer pressen und saugen könne u. s. w."
Aber daß Hans mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in so fürchterlicher Zeit brodlos geworden, daß seine Frau mit Recht Leonhard vorwarf: „er habe ihren Mann durch seine Hilfe ins Unglück gestürzt, dazu beigetragen, daß er sie betrügen könne;" — das schmerzte tief und verbitterte Leonhard alles, machte ihn unzufrieden mit sich selbst, raubte ihm Munterkeit und Ruhe.

Hans erlangte zwar durch Vermittelung guter Freunde Arbeit in einer Fabrik; auch hatte er seinen Hausrath gerettet, namentlich die Betten und andere werthvolle Dinge, die er sich in der Wirthschaft angekauft; aber er hatte siebenhundert Gulden verloren und sein Verdienst war gering, er reichte zur Ernährung der Familie nicht mehr hin und Leonhard quälte sich mit dem Vorwurf, durch leichtsinnige Unterstützung seines Bruders mit Veranlassung zu dem jetzigen Elend gegeben zu haben, in welchem sich jener mit seiner Familie befand.

So schien Schlag auf Schlag über unsere Freunde herein zu brechen ein Schicksal, das sie wohl mit Vielen theilten, aber das sie bisher nicht muthlos gemacht hatte. Durch herzliche Liebe und die innigste gegenseitige Theilnahme war es ihnen bisher leicht geworden, alles, auch das Schwerste, mit einander zu tragen. Sie sahen das, was ihnen auferlegt war, als wohlgemeinte Prüfungen an, die ihnen der Himmel sendete, um sie zu läutern, zu bessern, ihre Her-

zen und ihren Glauben zu bewahren und als eine wohlthätige Veranstaltung der Vorsehung zu ihrem Besten getroffen, damit sie dadurch gewönnen an innerer Festigkeit und Tüchtigkeit, die sich ja nur in den Sorgen, Lasten und Stürmen des Lebens erproben kann. Aber jetzt hielten sie die schweren Schläge, von welchen sie getroffen wurden, für die Zuchtruthe der Vorsehung und ein Wurm begann in ihnen zu nagen, der am Herzen fraß und zwar an jener Stelle, wo rechtliche gute Menschen es am schmerzlichsten empfinden.

Leonhard warf bei dieser Gelegenheit einen prüfenden Blick mit seiner Gattin auf seine eigene Lage. Sein Vermögen war zur Hälfte geschwunden, denn er hatte jetzt von Faet bereits über Vierzehn tausend Gulden Kapital auf seinem Hause. Er verhehlte sich nicht die gefährliche Lage, in welcher er sich befand. Sein Gasthof hatte den Werth nicht mehr, wie vor neun Jahren, wo er ihn gekauft und seine einzige Hoffnung ruhte allein auf Faet. So lange dieser lebte, war er zwar unvertrieben und es blieb ihm immer die Hoffnung, beim Wiederaufblühen des Handels das Verlorne reichlich zu ersetzen. Starb aber Faet, so war zu erwarten, es würden dessen unbekannte Erben — denn Faet ließ sich nie etwas davon merken, daß er Leonhard zu seinem alleinigen Erben eingesetzt — das Kapital einziehen und Leonhard war dann in derselben Lage, wie Hans, wo nicht noch schlimmer daran.

In dieser Zeit erhielt Leonhard unvermuthet einen Besuch, der ihn höchlich überraschte; wir wollen davon im nächsten Kapitel sprechen.

Es erscheint ein Freund aus alter Zeit.

Luise war eben damit beschäftigt, ihrem Söhnchen Konrad, der seit einigen Wochen zur Schule ging, die Buchstaben abzuhören, welche der Kleine gelernt hatte, eine süße Beschäftigung für eine Mutter, das erste Lernen des Kindes zu überwachen. Ihr Bruder Karl, der die Universität Erlangen bezogen hatte, saß lächelnd dabei; er war des Sonntags nach Nürnberg zum Besuch heraufgekommen; da rollte ein Chaischen in den Schwan und ein Fremder trat bald darauf in das Gastzimmer.

Es war ein ehrwürdiger Greis mit silberweißem Haupthaar, aber fremdartigem und vornehmen Aussehen. Luise empfing ihn höflich und nahm ihm Hut und das goldbeschlagene Rohr ab, um beide zu verwahren.

„Ich bin hier im Gasthofe zum Schwan?“ fragte der Fremde mit liebreichem Tone der Stimme und warf einen prüfenden Blick auf das Zimmer und die in demselben enthaltenen Gegenstände.

Luise bejahte und fragte, ob er hier zu logiren wünsche und es sich im eigenen Zimmer vielleicht bequem machen wolle?

„Ich werde hier übernachten,“ sagte der Greis;

aber ich befinde mich gerne in Gesellschaft; Sie werden mich also wohl hier behalten müssen.“

Luise lächelte und bot ihm einen Stuhl am Tische. Er nahm Platz und fragte: „Ist das Ihr Söhnchen? Wie heißt der Junge?“

„Konrad, geehrter Herr,“ antwortete Luise.

„Und wie ist Ihr Name?“

„Ich heiße Thummet,“ sagte die junge Frau verlegen. Der Fremde bemerkte es und sprach: „Ich bin wohl recht neugierig, daß ich mich deshalb entschuldigen muß. Aber es hat dieses Haus für mich etwas, das mich besonders anspricht, gute Frau; ich fühle mich hier heimisch, als wäre ich schon früher da gewesen, obwohl das nie in meinem Leben der Fall war. Nun noch eine Frage: Sie sind doch nicht schon Wittwe?“

Luise erschrack, daß sie erblaßte und konnte fast nicht antworten. Endlich sprach sie: „Nein, Gott sei Dank!“ und sah ernsthaft vor sich nieder. „Mein Mann besuchte nur die Kirche, er wird nach Beendigung derselben sich Ihnen bestens empfehlen.“

Der Fremde hatte Luisen aufmerksam beobachtet, sah jetzt lächelnd vor sich nieder und war ein stiller Zuschauer, wie dem Jungen seine Buchstaben abgehört wurden. Der Vorrath war noch nicht groß, das Geschäft also bald zu Ende und der Kleine rannte hinaus. Luise sprach inzwischen wie eine gebildete Frau mit dem Fremden über gewöhnliche Dinge, bediente ihn persönlich, richtete ihm nach seinem Wun=

sche ein Süppchen an, stellte ihm eine Flasche Wein vor und ging dabei ab und zu, um ihre Haushaltung zu besorgen.

Der Fremde gerieth nun mit Karln in ein Gespräch. Da er mit den Universitätsverhältnissen zu Erlangen sehr wohl vertraut schien, so drehte sich die Unterhaltung meist um die damals sehr blühende Erlanger Hochschule. Während nämlich die Universität Altdorf allmählich versiechte wie ein Brunnen, dessen Wasserzufluß im Erlöschen ist, erhob sich die nur wenige Stunden entfernte neuerrichtete Universität unter dem mächtigen Schutze eines den Wissenschaften äußerst geneigten trefflichen Fürsten, des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm, zu einer der ersten deutschen Hochschulen. Das freundliche anmuthig gelegene Erlangen lockte zahlreiche Fremde an, es residirte die verwittwete Markgräfin von Bayreuth daselbst, die Schwester des Königs von Preußen, und neben dem lebendigen anregenden Treiben der Akademiker und dem Glanze eines kleinen Hofes regte sich dort auch unter der Bürgerschaft ein frischer Geschäftsgang. Das waren Erlangens beste blühendste Tage und der junge Student wußte viel davon zu berichten.

Bald hörte man das Geläute der Glocken, welche das Ende des Gottesdienstes verkündeten. Nicht lange hernach vernahmen Karl und der Fremde Leonhards Stimme, der außen mit Luisen und dem kleinen Konrad sprach. Jetzt trat er ein, begrüßte

den Fremden und stand bei dessen Anblick sprachlos vor Ueberraschung still.

„Mein Gott, sehe ich recht?“ rief er; „Herr Hohenthal?“

„Ja, ich bin es, lieber Freund,“ entgegnete der Greis gerührt, indem er Leonhard umarmte, „ich komme, um mein Wort zu lösen. Versprach ich Ihnen doch einen Besuch. Freilich haben Sie lange auf die Erfüllung meines Versprechens warten müssen!“

Beide sahen einander an, Jeder war im Anblicke des Andern verloren. „Sie finden mich sehr gealtert, lieber Freund“ sagte der Greis. „Setzen Sie sich zu mir, ich habe Ihnen sehr viel Trauriges zu erzählen. Rufen Sie aber zuerst Ihre treffliche Gattin, damit auch sie mich kennen lerne. Ich zweifle nicht, daß Sie ihr bereits von uns erzählt haben.“

„O, wie oft!“ sagte Leonhard abgehend, und kehrte nach kurzer Zeit mit Luisen zurück.

Es war ein stiller Sonntag im Schwan, einer von jenen vielen stillen Tagen, wo das Geschäft gänzlich stockte, wo die Stallungen leer, die Zimmer unbesetzt waren. Das war eine traurige Zeit für unsern Freund; aber er trug es standhaft und mit dem beruhigenden Bewußtsein, daß er unverschuldet leide. Er hatte also Zeit genug, sich mit Herrn Hohenthal zu unterhalten und dieser begann:

„Es wird nun wohl neun bis zehn Jahre sein, seitdem wir uns nicht mehr sahen. Wie viel habe

ich im Laufe dieser Zeit erlebt! Ich muß weit ausholen, will ich Ihnen das alles berichten."

„Sie wissen, daß mein Sohn Adolph sich von mir trennte. Als Sie mich vor beiläufig neun Jahren besuchten, war ich im Begriffe, mein Anwesen in Pirna zu veräußern. Schlesier kauften die Fabrik um viermal hunderttausend Thaler von mir sammt den sämmtlichen reichgefüllten Waarenlagern. Ich selbst folgte meiner Tochter. Gerne hätte ich damals noch einen Besuch bei Ihnen abgestattet; allein verschiedene Verhältnisse nöthigten mich, eiligst nach England zu gehen, von wo ich des Krieges wegen nicht rathsam fand, auf das Continent zurückzukehren.

„Ich sagte Ihnen damals, daß wir mit einem Hause in den vereinigten Staaten von Nordamerika in Verbindung stünden. Ein jüngerer Bruder unseres Geschäftsfreundes in Boston kam herüber, um bei mir auf dem Comptoir zu arbeiten. Er und meine Tochter Amalie lernten sich dadurch kennen, die jungen Leute gewannen einander lieb und mit Freuden gab ich meinen Segen zu einer Verbindung, die meinen Erwartungen, Hoffnungen, ja meinen Wünschen so ganz entsprach. Amalie reiste kurze Zeit nachher auf einem Dreimaster, der Ihres Gatten Bruder gehörte, und sich zu diesem Zwecke in Bremerhaven vor Anker gelegt hatte, nach Nordamerika ab. Ich ordnete schleunigst meine Vermögensangelegenheiten und folgte sodann meiner Tochter und erreichte Amerika glücklich. Die beiden jungen

Leute fand ich bei meiner Ankunft bereits verehelicht. Sie waren sehr glücklich, liebten einander innig; nur Eines versagte ihnen der Himmel — er schenkte ihnen keine Kinder!"

„Es wird nun fast ein Jahr sein; da nahte für mich die schrecklichste Katastrophe, welche mich je in meinem Leben getroffen hat. Es wüthete während eines sehr heißen Sommers in Boston das gelbe Fieber, Amerikas Pest. Amaliens Gatte wurde von dieser fürchterlichen Krankheit ergriffen, einen Tag später erkrankte auch mein Malchen daran; und am vierten Tage raffte der Tod beide Gatten fast in einer Stunde hin. Ich stand am Sterbebette meiner Kinder, denn auch Amaliens Gatte ward von mir wie ein leiblicher Sohn geliebt; er verdiente es. Ich will es Ihnen überlassen, sich meine Empfindungen vorzustellen."

Der ehrwürdige Greis zitterte vor innerer Bewegung; er stand auf, trat in eine Ecke des Zimmers, verbarg sein Gesicht im Taschentuch und schluchzte schmerzlich. Luise weinte und Leonhard saß entsetzt am Tische. Jetzt kehrte Herr Hohenthal zurück und fuhr fort:

„Mein Aufenthalt in Boston ward mir unerträglich. Ich verließ es und ging nach Port-Royal in Westindien, um mich zu zerstreuen. Allein auch hier fand ich keine Ruhe. So schiffte ich mich denn nach Neapel ein, wo ich diesen Winter und das verflossene Frühjahr zubrachte. Nach Deutschland

wollte ich erst später zurückkehren, wenn ich mehr Gemüthsruhe gewonnen haben würde."

„Ich konnte den Trost, den ich suchte, nirgends finden. Mir fehlte seit dem Tode meiner Tochter alles und wie ich auch in meinen Erinnerungen wühlte, so wollten doch keine Gestalten mehr auftauchen, welche die Sehnsucht in mir rege gemacht hätten, je wieder in Verbindung mit ihnen zu treten. Ein Bild lächelte mich mit dem Glanze eines fernen lieben Sternes freundlich an. Sie wissen, wen ich meine, Herr Thummet! Sie wissen aber auch, wie meine väterliche Liebe gebrochen ward. Wir wandelten verschiedene Bahnen, Er die eines Cometen, der sich stets von seiner Sonne abkehrt. Kann ich Verlangen tragen nach ihm? Nein! er verdient es nicht, daß ich ihm rufe. Er hat die Stimme seines Vaters nie hören wollen, sie würde auch jetzt ungehört verhallen und erschiene Er wirklich, in der That, es würde ihn nicht die Liebe zu mir treiben! — Versuchen Sie es nicht, meine festgegründete Ueberzeugung zu erschüttern! Wie könnte ich anders glauben, als so, nachdem ich solche Erfahrungen gemacht?"

Es trat eine lange schmerzliche Pause ein. Leonhard betrachtete die von Alter und Kummer gebeugte Gestalt seines Freundes, seine biedere Miene, sein Freundlichkeit und Wohlwollen strahlendes Auge, das schlichte weiße Haar, das der Kummer gebleicht hatte; er sah eine Thräne an der Wimper des Herrn Hohenthal erscheinen und langsam in den

Furchen des Gesichtes herabrollen und sein Herz zerfloß vor Wehmuth und Mitgefühl.

„O", sagte endlich der ehrwürdige Greis mit bebender Stimme, deren Ausdruck erschütternd auf seine Zuhörer wirkte, „ich leide schwer. Ich bin Vater gewesen und eines meiner Kinder, das geliebteste — ist todt für mich. Ich klage nicht um mein Malchen. Ich weiß, daß ich kein Recht habe, die Vorsehung zu fragen: warum hast du sie mir geraubt? Mein Glaube lehrt mich, nicht die Scheidenden, auch nicht das Scheiden zu beweinen! Aber das Bewußtsein, daß mein Sohn lebt und mich zurückstieß, entehrte, meine herzlichsten innigsten Gefühle, meine aufopferndste Güte für ihn mit Hohn und Schande vergalt — dieses zerspaltet mir das Herz und keine Zerstreuung, die ganze Welt nicht, nicht der Jahre heilende und ausgleichende Kraft kann den Schmerz dieser Wunde lindern. Das Grab ist vor mir geöffnet, ich weiß es; ich bin ein Kind des Augenblicks; siebenzig Jahre drücken schwer zur Erde; aber ich werde hineinsinken und auch da, wo alle Stürme schweigen sollten, keine Ruhe finden! — — —

Eine tiefe Stille trat ein. Niemand wagte es, ein Wort an den ehrwürdigen Greis zu richten, der seinem Schmerz sich so überließ, daß Leonhard für seine Gesundheit, ja für sein Leben fürchtete. Endlich faßte sich Herr Hohenthal und fuhr fort:

„Verzeihen Sie mir, daß ich Ihre Ruhe durch solche Klagen störte. Sie kennen mich, Sie wissen

all diese bejammernswerthen Verhältnisse genau und ich weiß es, Sie fühlen mit mir. Der Himmel hat Ihnen Kinder gegeben, aber um des Mitgefühls willen, das ich bei Ihnen finde, wird er Ihnen den Kummer ersparen, den ich fühle und bis an mein Ende fühlen werde. Mein Herr! lieben Sie Ihre Kinder, aber seien Sie auf der Hut, daß Ihre Gefühle nie Ihr Herz so erfüllen, daß Sie blind gegen das wahre Wohl Ihrer Kleinen werden. Eine weise Strenge, ein beharrliches Versagen selbst an sich verzeihlicher Wünsche, sei Ihre Richtschnur bei der Erziehung. Um wahre Liebe zu entflammen und zu nähren, müssen Sie Ihre Liebe zu verbergen suchen, so schwer es Ihnen fällt und wollen Sie als gütiger Vater von Ihren Kindern geliebt werden, so müssen Sie ihnen nie Ihr ganzes Herz durchschauen lassen, sondern gegen Ihre Natur mit Consequenz eine weise bemessene Strenge zeigen. Das sind Lehren, die mir mein Sohn gegeben. Ich habe sie zu spät eingesehen und angewendet. Ein Jahrzehent früher hätten sie mich zum glücklichsten Vater gemacht! Was bin ich nun?“

„Bei dem beständigen Umgange des Vaters mit seinem Sohne wird in der Gemüthsverfassung Beider ohne Zweifel nach und nach eine gewisse Aehnlichkeit zu Tage treten. Die Erziehung ist ja nichts anderes, als eine Form, die wir einem bildsamen Wesen geben. Zwei Charaktere können sich zwar nie ganz ähnlich werden; aber sie werden selbst bei der

gründlichsten Verschiedenheit der Temperamente doch am Ende in ihrem allgemeinen Ausdruck, in ihrer Thätigkeit, ihren Aeußerungen und Wünschen sich gleichen. Aber eben deshalb muß der Vater beständig die Ueberlegung über seiner Empfindung halten und darf sich der letzteren nie so überlassen, daß die erstere dabei zu kurz kommt. Wo die Liebe gewähren will, muß die Ueberlegung versagen oder die Hälfte streichen lehren. Wo das Vaterherz verzeiht, muß die Ueberlegung Strafe fordern; wo das Wohlwollen Freude gewährt, muß die Ueberlegung eine weise Beschränkung diktiren. Nicht die Miene darf verrathen, was das Herz fühlt! — doch wohin verirre ich mich! Mein Gott, Sie sehen hieraus, mit welchen Vorwürfen ich mich quäle und was nützt es mir?"

„So kehre ich zurück zur heimathlichen Erde! Ich will hier sterben und ruhen, wenn ich Ruhe finden kann! In Nürnberg war ich als Jüngling, um hier mich auszubilden. Ich werde hier bleiben. Pirna kann ich nicht mehr sehen. Ich bin zu Ihnen gekommen, um mich bei Ihnen als Ihren Freund selbst zu empfehlen. Sie werden mich sehr oft hier leiden müssen, doch seien Sie unbesorgt, klagen hören Sie mich nie mehr!"

Leonhard und seine Gattin antworteten hierauf geziemend und das Gespräch wendete sich, bis allmählich auch unser Freund begann, Herrn Hohenthal ein treues Bild seiner Verhältnisse zu entwerfen. Dieser wurde während Leonhards Erzählung immer auf-

merksamer und seine Miene verrieth Besorgniß, als er den Standpunkt allmählich erkannte, auf welchem Leonhards Verhältnisse angelangt waren. Er schwieg lange, als Leonhard geendet hatte. Endlich sagte er: Mein lieber Herr Thummet, Sie befinden sich in einer mißlichen Lage. Sagen Sie mir aufrichtig, wie Sie mit Faet stehen und was Sie von ihm erwarten zu haben glauben?"

„Er hat bisher väterlich an mir gehandelt, ich müßte mich schämen, sähe ich das nicht ein. Aber — —"

„Fahren Sie getrost fort;" sagte Herr Hohenthal rasch.

„Faet wird täglich gebrechlicher und seine Erben, denen er bereits nach dem Tode seiner Gattin einen Theil seines Vermögens herauszahlen mußte, werden mir wenig oder gar keine Nachsicht schenken, und dann — bin ich ruinirt!"

„Sie sagen das mit einer Ruhe, die mich fast besorgt macht," sprach Herr Hohenthal sehr ernst, indem er unsern Freund scharf ins Auge faßte. „Haben Sie denn keine Hoffnung auf eine glückliche Wendung der Dinge? Der Werth Ihres Anwesens kann beim wiederbeginnenden Geschäftsgang aufs Doppelte sich erhöhen; Sie können, wie ich die Sache verstehe, in Kurzem alle Ihre Verluste wieder decken, alles kann, wird, muß rasch anders werden, das lehrt uns die Erfahrung, das müssen wir von der Vorsehung, die alles zum Besten lenkt, erwarten und hoffen. Nur

Muth, lieber Freund, Muth, es kann und wird besser kommen, als Sie meinen."

Leonhard versuchte hierauf zu antworten; aber die Wehmuth verschloß ihm den Mund und Herr Hohenthal ehrte seines jüngeren Freundes Schmerz dadurch, daß er nichts mehr von diesem Gegenstande sprach. Später ging er unter einem Vorwande zu Faet, und mit diesem sprach er mehrere Stunden in Geheimen; aber Niemand erfuhr, was die beiden Greise mit einander verhandelten. Herr Hohenthal bezog hierauf eine schöne Wohnung in der Nähe des Schwans und ließ sich, so oft er in Nürnberg anwesend war, seine Kost aus Leonhards Küche besorgen.

Die Bettelfuhre, ein Prüf- und Probestein für Leonhard und Luisen.

Einige Tage später bewegte sich ein seltsamer Zug auf der Strasse zum Thore von Nürnberg hin, traurigen elenden Ansehens. Eine Familie, dem Aeußern nach fast wie die Zigeuner, die Eltern mit bleichen Gesichtern, auf denen man nicht wußte, was davon abzulesen sei, Elend oder Stumpfsinn oder beides zusammen, die Kinder in Lumpen gehüllt, mit den Händchen sich an der Mutter Kleid hängend, wanderte langsam neben einem Karren her, der von einem Pferde gezogen wurde, das vor Alter, Hunger und Erbärmlichkeit kaum mehr gehen konnte. Solche Er-

scheinungen waren in jener Zeit in Nürnberg und seinen Pflegeämtern eine Seltenheit; darum lief ein zahlreicher Haufen Straßenjungen neben her, um die „Bettelfuhre“ behaglich zu betrachten und sich am Anblick derselben zu belustigen.

An der Schanze angelangt befahl der dort Wache haltende Soldat dem Gesindel Halt und der Gaul stand still. „Wer seid Ihr, was wollt Ihr? Zigeuner dürfen nicht in die Stadt!“ schallte es vom Thorwärtershause herüber.

Der Mann zog nun den Hut ab, suchte aus der Tasche seines zerrissenen Kittels ein schmutziges Blatt Papier hervor und näherte sich damit furchtsam dem Thorwärter, der es mißtrauisch überlas und dann den vor ihm stehenden Besitzer des Dokuments mit halb mitleidiger, halb mißtrauischer Miene musterte.

„Also Bauer seid Ihr von Lindelbach? Hattet Ihr denn ein Anwesen daselbst?

„Ja, aber die Juden haben mich drum betrogen,“ sagte der Mann mit finsterer Gleichgiltigkeit.

„Was wollt Ihr denn in der Stadt? Betteln dürft Ihr nicht, wollt Ihr nicht Bekanntschaft mit dem „Loch“ *) machen und wenn Ihr auch Geld habt, so kann Eures Bleibens nicht länger als 24 Stunden sein, dann müßt Ihr wieder fort!“

Der Mann sah stumpfsinnig vor sich nieder und schwieg lange. Endlich gab der Thorwärter Zeichen

*) Loch, das ehemalige unterirdische Gefängniß.

von Ungeduld von sich und nun sprach er: „Ich hab' einen Bruder in der Stadt, zu dem will ich!"

„Wie?" sagte der Thorwärter mit ungläubiger Miene, „und wer ist das?"

„Der Schwanenwirth!"

„Gratulire ihm zu der Sippschaft, wird eine Freude haben!" sagte der Thorschreiber grob, schlug das Fenster zu und ließ den Mann betroffen stehen.

Unsere Leser ahnen bereits, daß sie Leonhards Bruder Andreas vor sich haben, der mit Frau und Kindern und den andern Resten seines Vermögens daher gezogen kam, um in seiner verzweifelten Lage da abermals Hilfe zu suchen, wo er sie schon früher einmal gefunden hatte. Mit rohem Undank hatte er bisher das Haus seines Wohlthäters gemieden; so oft er auch in die Stadt gekommen, um dort Getreide, Holz, Stroh, Heu und andere Ackererzeugnisse zu verkaufen, so war er doch nur einmal in den Schwan gegangen und sogar die Strasse, in welcher Leonhards Haus stand, hatte der Brutale gemieden, als wohne dort sein ärgster Feind und nicht ein Bruder, der die Liebe und Güte selbst gegen ihn gewesen und aus reiner Geschwisterliebe sich wehe gethan, um ihm aufzuhelfen. Jetzt trieb ihn die Geißel der Noth dahin, die ärgste Rathlosigkeit, die dringendste Verlegenheit. Von Scham wußte der Rohe nichts und das Gefühl, ein selbst verschuldetes Unglück zu ertragen und die daraus entsprungene Schande zu verbergen, hatte er nie gekannt; wie sollte er es jetzt empfinden?

So rückte denn der Zug, den wir vorhin ge schildert haben, in der Stadt ein. Langsam bewegte er sich durch die Strassen, der zerlumpte Mann voraus, dann das Pferd mit dem gebrechlichen schmutzigen Wägelein, dann die Mutter mit dem jüngsten Kinde auf dem Rücken, einem kränklich aussehenden Mädchen auf dem Arme und drei Kindern, die an ihren Kleidern sich anklammerten. Diese Elenden gafften die hohen Häuser mit Neugierde an, sahen scheu von den Großen zu den Kindern, welche neugierig neben ihnen herliefen und nahmen die ihnen gereichten Gaben mit demüthigem „Vergelts Gott," in Empfang. So erreichten sie endlich den Schwan, vor welchem der Zug zwischen andern Wagen Posto faßte.

Görg war so eben mit dem Zufuhrwagen zurück gekehrt und rief dem Manne zu, weiter zu fahren, damit der Platz vor dem Thore frei bliebe.

„Will zum Wirth;" war die Antwort.

„Was willst von n'em?" sagte Görg und trat näher, um sich die Gesellschaft zu beschauen.

„Ich bin sein Bruder," sprach Andreas und ging trotzig in den Gasthof, um die Treppe hinan zu steigen. Der Zimmerbursche wurde seiner gewahr und das zerlumpte Aussehen des Bauern erregte sein Mißtrauen.

„He! wohin da?" rief er ihn an.

„Will zum Wirth," antwortete Andreas erbost und ging auf eine Thüre zu, die er für jene der

Wirthsstube hielt. Aber es war die zur Küche. Da arbeitete die Kochfrau mit der Hausmagd. Als beide die verdächtig aussehende Gestalt erscheinen sahen, schimpften sie auf die „Mannsbilder, die alles Gesindel im Haus herum schnufern ließen" und schlugen Andreas die kaum geöffnete Thür vor der Nase zu. Hiedurch noch erboster gemacht, ging er auf eine entgegengesetzte Thüre zu und war diesmal so glücklich, die rechte zu treffen. Leonhard saß im Kabinet über seinen Büchern und fuhr erstaunt auf, als er seinen Bruder Andreas vor sich stehen sah. Beide hatten sich seit vielen Jahren nicht mehr gesehen und maßen sich unter sehr verschiedenen Empfindungen sprachlos mit ihren Blicken.

„Du hier, Andres?" sagte Leonhard.

„Grüß Gott, Liendl," lautete die Antwort; dann trat tiefe Stille ein.

„Du kommst endlich einmal?" sprach Leonhard, „hast dich lange nicht sehen lassen. Ich habe oft gehört, daß du hier warst, warum bist du denn nie zu mir gekommen?"

Andreas wußte nicht, was er auf diesen einen sehr wohlgegründeten Vorwurf einschließende Frage entgegnen sollte und sprach dann: „Meine Frau und Kinder hab' ich auch dabei."

„Wie?" rief Leonhard, dessen Staunen immer größer wurde, „und wo sind sie denn?"

„Drunten, weiß nicht, ob du sie herauflässest."

„Mein Gott, welch' ein albernes Gerede! Geh,

hole sie gleich!“ sagte Leonhard und ging ans Fenster, um sich nach Andreas Familie und Fuhrwerk umzusehen. Aber Andreas verließ das Zimmer nicht. Mittlerweile wurde Leonhard des erbärmlichen Karrens gewahr, auf dem sich die Reste von den Habseligkeiten seines Bruders befanden und der kümmerlich gekleideten Frau und Kinder, die in träger Ruhe sich neben dem Karren niedergekauert hatten.

„Was ist denn das da unten?“ sprach er vor sich hin, griff dann in die Tasche, zog ein Geldstück heraus und wollte es dem Zimmerkellner mit dem Auftrage geben, damit hinabzugehen und es den armen Leuten mit dem Bemerken einzuhändigen, sie sollten den Platz vor dem Hause räumen, als er zu seinem Erstaunen Andreas noch an der Thüre stehen sah und von diesem die Worte vernahm: „das ist mein Weib und meine Kinder!“

„Gerechter Gott, ist das möglich!“ rief Leonhard aufs Aeußerste erschrocken und schlug die Hände zusammen. Dann rief er nach Luisen und sendete die Kochfrau, welche auf sein lautes Rufen erschienen war, hinab, um die armen Leute, die vor dem Thore noch immer warteten, herauf zu holen.

Sie erschienen, gebeugt von Scham, Elend und Hilflosigkeit, lauter lebende Anklagen eines Menschen, der nie den Beruf in sich gefühlt, darüber nachzudenken, ob er auch Thätigkeit, Kräfte, Ausdauer und den Willen besitze, ein Weib und die mit ihr erzeugten Kinder zu ernähren, sondern in thierischer Sorg=

losigkeit nur thierischen Trieben sich mit blinder Thorheit überlassen hatte. Sie standen da, stumpf, furchtsam, Bilder der schamlosesten Vernachlässigung, der rohesten Verlassenheit, das Elend nicht ganz fühlend, welches so schwer auf ihnen lastete und — hoffnungslos.

Leonhard fühlte sein Herz zerrissen von den widerstreitendsten Empfindungen, Mitleid und Zorn, Verachtung des gewissenlosen Bruders und herzliches Erbarmen mit seinem unglücklichen Weibe, mit den hilfebedürftigen Kleinen, die er heute zum ersten Male sah.

„Andreas, was muß ich sehen!“ sagte er auf das Tiefste entrüstet;“ das ist dein Weib, das sind deine Kinder? Was hast du gethan, daß ich diese Menschen, meine Verwandten, in solchem Zustande erblicken muß?“

Der Abscheuliche stand trotzig von seinem Bruder abgekehrt und antwortete keine Sylbe. Sein Weib verhüllte das Gesicht in ihre Schürze nnd schluchzte laut. Luisens Thränen floßen; sie ließ eiligst einen Tisch decken und für die Kinder anrichten; ihr Mutterherz fand das Rechte schnell. Der Hunger überwand die Scheu der Kleinen; sie aßen seit langer Zeit den ersten warmen Bissen. Das arme Weib sah, wie Luise die Kinder versorgte. Einen Augenblick schien sie unentschlossen, dann trat sie hinzu, ergriff Luisens Hand und bedeckte sie sprachlos vor Rührung und Dankbarkeit mit ihren Küssen.

Luise wollte sie nun auch nöthigen, etwas Speise zu sich zu nehmen; aber die Frau weigerte sich standhaft und blieb stehen, um dem Gespräch Leonhards mit Andreas ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Der Letztere stand noch immer trotzig von Leonhard abgekehrt und antwortete auf dessen Fragen nur mit abgebrochenen fast unverständlichen Reden.

„Hab Unglück gehabt, Einquartirungen, schwere Interessen, Mißwachs, alles mißrieth mir, alle Jahre ein Kind. Da borgte ich vom Juden, traute dir nicht, was davon zu sagen, wurde vom Juden um Haus und Hof gebracht. Weiß nicht, wo aus und an; die Gemeinde behält mich nicht; was soll ich thun?"

So ungefähr lautete der Bescheid, den Andreas mit trotzigem Ausdruck der Stimme hervorstieß. Leonhard hörte ihm zu und war trotz seines Zornes bereits auf dem Wege, dem Abscheulichen zu glauben, als plötzlich Andreas Weib sich Leonhard trotz der drohenden Blicke ihres Mannes näherte und begann:

„Herr Schwager! Bis heute habe ich noch keinem Menschen meinen Jammer geklagt. Sie haben mich noch nie gesehen, Sie werden mir vielleicht nicht glauben. Aber hören Sie mich an, die Wahrheit wird doch an das Tageslicht kommen."

„Schweig!" rief Andreas.

„Nein, ich schweige nicht!" sagte die Frau entschlossen; „dein Bruder und die Frau Schwägerin sollen alles wissen! Ich laß mir's nicht verbieten!"

„Schweig, ich rath dirs, sonst —! drohte Andreas und seine Blicke verriethen nichts Gutes.

„Ja, droh mir nur, ich fürchte dich nicht mehr!" sagte die Frau noch nachdrücklicher; „magst du mich nachher auch todtschlagen, aber erfahren sollen wenigstens dein Bruder und seine Frau, wie unglücklich du mich und deine Kinder gemacht hast."

Der Rohe machte Miene, sich auf das arme Weib zu stürzen. Aber Leonhard fing ihn noch zu rechter Zeit und sprach ernst:

„Hüte dich, deiner Frau in meinem Hause das Mindeste zu Leide zu thun, Andreas! Ich will hören, was sie mir zu sagen hat!"

Andreas zog die Stirne zusammen und versuchte es, sich loszureißen. Aber er fühlte, daß Leonhard ihm weit überlegen war und hielt sofort Ruhe.

„Dank, Herr Schwager!" sagte das arme Weib und fuhr fort: „Ich diente mit meinem Manne in demselben Dorfe. Er verfolgte mich und ließ mir keine Ruhe, bis er mich unglücklich machte. Ich verlor einen guten Dienst, ich hatte mir noch nichts erspart, denn ich war erst siebzehn Jahre alt, als ich meinen ersten Sohn dort gebar!"

„Sie wissen das, Herr Schwager. Mein Mann hatte nun Gewalt über mich, da ich ohne ihn mein Kind nicht ernähren konnte, wie wenig er mir auch gab. Er empfand kein Mitleid mit mir; er mißhandelte und schlug mich oft blutrünstig, wenn ich ihm nicht zu Willen war und so kam es dahin, daß ich

noch eines Mädchens Mutter wurde. Je unglücklicher ich war, desto elender behandelte er mich, desto weniger gab er mir. Endlich nahm sich der Schwager in Stierberg meiner an. Auf sein Zureden verhalfen Sie uns zum Hofe in Lindelbach. Wir wurden getraut und hatten vom ersten Tage an lauter Glück und Segen. Im ersten Jahre konnten wir über sechsthalb hundert Gulden an Holz, Getraide und dergleichen verkaufen und hatten doch noch in Haus und Scheune mehr, als wir bis zur nächsten Ernte bedurften. Wir kauften zwei junge Rinder; das übrige Geld sollte mein Mann zu Steuern, Abgaben, Zinsen verwenden und wir behielten noch hundert vier und neunzig Gulden übrig. Ich wollte abzahlen, die Hälfte davon Ihnen, die Hälfte dem Schwager in Stierberg. Aber statt meine gute Meinung zu beachten, war Andreas plötzlich wie umgewendet. Er ergab sich dem Trunke, dem Spiele, trieb sich ganze Nächte in den Wirthshäusern herum, vernachlässigte den Hof, überließ es mir, dafür zu sorgen, daß der Knecht und die Magd ihre Schuldigkeit thaten und wenn ich darüber redete, so schlug er mich, ohne sich vor den Ehehalten zu schämen. So that er fort, Herr Schwager, bis Zinsen auf Zinsen hinaufliefen, bis ihm kein Mensch mehr borgte, bis er endlich durch den Juden von Haus und Hof verjagt ward. Ja, droh mir nur, jetzt ists heraus! Hätt' ichs nur deinem Bruder gleich damals im er-

sten Jahre gesagt und mich nicht so vor deinen Mißhandlungen gefürchtet, es wäre besser gewesen."

„Das ist eine ganz kurze, aber lustige Geschichte", sagte plötzlich eine rauhe Stimme, die des alten Fact, der herüber gestelzt war und von dem in der Aufregung des Augenblicks Niemand etwas gehört oder gesehen hatte, der also Zeuge der ganzen Scene gewesen.

„Eine ganz kurze Geschichte, die du theuer bezahlt hast, Liendl", fuhr der Alte fort. „Wie viel kostet dich der Witz? habs vergessen!"

„Scherzt nicht," sagte Leonhard vor Zorn und Bestürzung außer sich, „seht dorthin!" und er wies mit beiden Händen auf den Tisch, an dem die vier Kinder saßen; das fünfte hatte Luise auf dem Schoße, um es zu füttern.

„Ich scherze nicht," sprach der Alte ernst; „aber du, denk daran, was ich dir damals sagte, als du die 600 Gulden zum Ankauf des Gutes hergabst. Da hast du die Geschichte und hier hat dir dein Bruder selbst das Wasser gebracht, mit dem du gewaschen werden mußtest. Heute bist du um Vieles gescheiter, als selbmals, he? Es ist nur ein Jammer, daß fünf Menschen, die alle Tage essen, trinken, sich ankleiden wollen, durch deinen Streich büßen müssen."

„Ihr seid unbarmherzig, ich weiß es," sprach Leonhard; „aber verhungern werden sie nicht!"

„Hm, hast du Brod für sie übrig, meinetwegen, so laß die Sippschaft da und ernähr' sie. Aber daß

du mir am Ziel das — „er machte mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand ein sehr bedeutsames Zeichen —" nicht vergißt!"

Leonhard erschrack. Das hatte Faet noch nie gethan, daß er ihn so derb an seine eigene hilflose Lage erinnerte. Er wendete sich erbleichend ab und ging ans Fenster.

Luise hatte alles gesehen und gehört und sagte nachdrücklich: „Herr Vetter, es ist eins, sagt Ihr das meinem Manne, oder mir. Aber ich hätt' dasselbe gethan, was mein Mann that und würde es heute und morgen wieder thun, wenn ich könnte."

„Wenn du könntest, so?" sagte Faet.

„Ja wohl, Herr Vetter. Das wäre schlimm, wenn wir als Christen und Verwandte nicht den Beruf in uns fühlten, unsern Mitmenschen und Verwandten zu helfen, allemal auf die Gefahr hin, ob unsere Hilfe wohl- oder schlimm angewendet sei? Was kann meine arme Schwägerin, was können diese unschuldigen Würmer dafür, daß der Gatte, der Vater gewissenlos gehandelt hat? Gott gibt auch uns die Gaben und überläßt es uns, davon Gebrauch zu machen, wie wir wollen, obgleich Er in Seiner Weisheit und Allwissenheit gar oft voraussieht, daß Seine Wohlthaten vergebens sind. So Herr Vetter, gerade so müssen auch wir Menschen handeln!"

„Seit wann hast du denn solche Ansichten?" sagte Faet.

„Gott sei Dank! von je her!“ antwortete Luise rasch.

„Also du würdest jetzt wieder helfen, wo du doch siehst, wie schlimm deines Mannes gute Absicht gerathen?“ sagte Faet lauernd und seine kleinen Augen blitzten.

„Das thät ich, könnt ich nur!“ sprach Luise.

„Das thätest du nicht, ich wollt dirs wohl vertreiben!“ sagte Faet scharf.

„O, Herr Vetter,“ rief Luise mit flammenden Augen, indem sie mit dem Kinde aufstand, „glaubt mir, ich würde es thun, ohne mich vor Euch zu fürchten. Trotzt nur nicht so gar hart darauf, daß wir Euch schuldig sind. Ich weiß wohl, Ihr habt uns in der Hand; aber was recht ist, thue ich, denn da fürchte ich den da droben — „sie zeigte gen Himmel —“ weit mehr noch, als Euch und alle reichen Leute in der Welt!“

„Du wirsts damit weit bringen!“ sagte der Alte grimmig erbost, stand auf und verließ das Zimmer ohne ferneres Wort und Gruß.

„Luise, was hast du gethan?“ sagte Leonhard ängstlich.

„Ihm den Kopf zurecht gesetzt;“ sprach die junge Frau heftig. „Er meint wohl, weil wir ihm schuldig sind, dürfte er uns tyrannisiren? Das verhüte Gott!“

„Du kennst ihn nicht, er wird uns das Kapital künden, sein Geld fordern. Er thuts aus Rache,

schon lange redete er davon, daß ihm das Geld nicht mehr sicher genug stehe."

Luise erschrack, faßte sich aber schnell und sprach: „Mag er es thun in Gottes Namen! Tausend Mal lieber arm und auf meiner Hände Arbeit angewiesen, als mir in Dingen etwas verbieten lassen, in denen ich es mit meinem Gott und Herrn allein nur zu thun haben will. Mir war in diesem großen Hause nie wohl, die Sorgen drückten mich darnieder. Nimmt es uns Gott, so nimmt er uns nur eine Last vom Herzen und wird weiter sorgen. Leonhard, sei ruhig und gefaßt!" setzte sie hinzu, als sie Thränen — zum ersten Male — über ihres Gatten Wangen rollen sah.

Eine lange tiefe Stille trat ein. Andreas saß vernichtet auf einer Bank; seine Frau weinte bitterlich, denn sie sah, daß Leonhard und Luise nicht so glücklich waren, als sie geglaubt hatte und daß sie hier keine Hilfe finden könnte und würde, so viele Bereitwilligkeit dazu auch bei ihren Verwandten vorhanden war.

„Herr Schwager," sagte sie, „unser wegen setzen Sie sich in keine Verlegenheit. Wir sahen Ihren guten Willen, uns zu helfen, aber ich weiß jetzt, daß es Ihnen unmöglich ist und ich würde, selbst wenn Sie uns helfen könnten, weder was begehren, noch annehmen. Wir ziehen fort, hinunter ins Donaumoos, wo man Colonisten sucht. Dort wollen wir arbeiten und mit Gottes Hilfe wird es uns am Nöthigsten nicht fehlen. Wenn nur mein Mann mich

besser behandelt, und ferner nicht mehr schlägt. Nun Andres, wollen wir weiter!“

„Behüte Gott, heute wenigstens müßt Ihr mir hier bleiben!“ sagte Luise und ging mit dem Kind bei Seite, um so durch dieses vorenthaltene Unterpfand die Mutter zu fesseln.

Doch diese lächelte sanft und sprach: „Liebe Frau Schwägerin, wir müssen fort und können hier nicht länger weilen. Binnen fünf Tagen müssen wir an Ort und Stelle sein, sonst wird das für uns bestimmte Haus an andere Leute vergeben. So lautet der Bericht, den wir erhalten haben.“

Luise vertiefte sich nun mit der Frau in ein Gespräch und fand, wie nur rohe Behandlung, Kummer und Elend dieses bejammernswerthe Wesen so tief gebeugt, daß es geistig abgestumpft zu sein geschienen hatte. Die Frau war erst fünf und zwanzig Jahre alt, gut gewachsen und von kräftiger Natur, aber leider körperlich und geistig tief herabgekommen. Leonhard sprach indeß eindringlich mit seinem Bruder, der ihm mit geänderter Gesinnung zuzuhören schien. Beide Gatten wurden dann gespeist, mit Wäsche, Kleidern und allerlei entbehrlichen nützlichen Dingen, namentlich mit Kinderkleidern versorgt. Zuletzt sagte Luise zu ihrem Gatten leise: „Leonhard, wie viel Geld könntest du jetzt im Nothfall entbehren?

„Nichts!“ entgegnete ihr Gatte.

„Leonhard, fürchte Gott! denke an unsere Kin-

der, an die armen Kinder deines Bruders. Er hat eine Kuh nöthig, wenn er wirthschaften soll und mit 45 Gulden wäre ihm geholfen!"

„Ich hab so viel, Luise, aber ich kann es nicht entbehren. Denk, was mir vorkommen könnte!" sagte Leonhard.

„Gott hilft uns, lieber Mann, sei unverzagt und gib das Geld der armen Schwägerin!" sprach Luise mit herzlichem Ton, dem ihr Gatte nicht widerstehen konnte.

Eine Stunde später zog die Bettelfuhre von dannen, um die Stadt für immer zu verlassen.

Der Mensch denkts, Gott lenkts. Des Vaters und des Sohnes Wiedersehen.

Faet war ernstlich erzürnt von dannen gegangen; aber dazu, daß er Leonhard und Luisen das Kapital aufgekündet hätte, kam es dennoch nicht. Vielmehr hatte er bei ruhiger Ueberlegung Veranlassung genug, Luisen recht zu geben, daß sie ihm entgegengetreten. Und warum sollte er ihnen nicht so viele Selbstständigkeit im Handeln einräumen? Wer gab ihm das Recht dazu, den freien Willen seiner Schuldner in diesem Maße und in solchen Dingen zu beschränken? Von diesem Tage an schätzte er Luisen nur um so höher und es ging gerade entgegengesetzt, wie Leonhard gefürchtet hatte: Faet wurde wieder der alte wohlmeinende und dienstfertige Freund.

Herrn Hohenthal hatte inzwischen kurz nach seinem Einzuge in seine Wohnung ein leichtes Unwohlsein befallen. Leonhards ältestes Söhnchen mußte nun fast den ganzen Tag bei ihm zubringen, weil der alte Herr für den Knaben eine besondere Vorliebe gefaßt hatte. Eines Tages brachte der Kleine das Portrait eines Kindes mit nach Hause, das in einer kostbaren Einfassung befestigt war. Luise erschrack, nahm das Bild in Verwahrung und eilte damit zu Herrn Hohenthal, um es ihm wieder zuzustellen.

„Mein Gott", sprach der Greis, „ich gab es ihm mit, da er eine so große Aehnlichkeit mit Diesem da hat. Möchte er ihm nicht auch dem Charakter nach ähnlich werden!"

„So wäre das vielleicht Ihr Sohn?" sagte Luise.

„Er wurde gemalt, als er sechs Jahre alt war," entgegnete Herr Hohenthal; „lassen Sie uns schweigen von ihm!"

„Nein, lieber Herr Hohenthal," sprach Luise, „länger kann und darf ich nicht von Ihrem Herrn Sohne schweigen. Ich kenne ihn, er war vor nicht zu langer Zeit bei uns. Ich habe auch seine Gesinnung gegen Sie kennen gelernt. Wir haben viel von Ihnen gesprochen. Lassen Sie mich Ihnen erzählen, hören Sie mich an!"

Herr Hohenthal kehrte sich ab, Luise wußte nicht, ob aus Wehmuth oder Abneigung. Da er aber kein Wort erwiederte, so fuhr Luise fort:

„Sie hören mich! Gott sei Dank! So verneh-

men Sie denn alles.“ Und nun berichtete sie alle unsern Lesern bereits bekannten Vorfälle und schloß: „So ist Ihr Sohn gegen Sie gesinnt, lieber Herr. O, nehmen Sie ihn wieder auf in Ihre Liebe! Er ist Ihrer so werth, so tapfer, so edel, so unglücklich. Er büßte hart genug. Denken Sie an Gott, geehrter Herr! Er ist auch nur Liebe, Erbarmen, Freundlichkeit! Er nimmt ja auch den Sünder mit offnen Vaterarmen auf! Von Ihm hoffen wir ja alle Vergebung für das, was wir menschlich gefehlt!“

Da schmolz die starre Eisdecke, die der Groll um das verwundete Vaterherz gelegt. Der einsame Greis fühlte plötzlich Sehnsucht nach dem einzigen Kinde, das er im harten Zorne einst verstoßen, Sehnsucht nach dem Sohne, den er trotz aller seiner Versicherungen noch immer geliebt. Herr Hohenthal verbarg sein Gesicht, über das die Thränen herabrollten und weinte bitterlich.

„Bringen Sie mir den Streifen Papier, der durch die Uhrkette gezogen war, liebe Frau und senden Sie nach einer Stunde einen Ihrer Leute, damit er mir ein Schreiben auf der Post besorge.“

Luise eilte mit einem Herzen voll Freude und Triumpf heim und berichtete Leonhard, was drüben vorgefallen war. Auch unser Freund fühlte eine süße Beruhigung, daß es endlich dahin gekommen. So freuten sich diese guten Menschen über Anderer Glück und vergaßen darüber die eigene Noth und Bedrängniß. Allein sie selbst sollte noch ein Schlag

treffen, der den letzten Rest ihrer Hoffnungen darnieder schmetterte.

Am folgenden Morgen blieb Faet über die Gebühr lange aus. Luise ging hinter zu dem Alten in sein Stübchen, um sich nach ihm umzusehen, und ihm selbst das Frühstück zu bringen. Sie fand ihn im Bette, aber sprachlos; ein Schlagfluß hatte ihn getroffen und ihm die rechte Seite gelähmt. Dazu vermochte er nur unverständlich zu lallen. Ein furchtbarer Schreck ergriff Luisen und ihren Gatten. Sie sendeten eiligst nach dem Arzte und dieser that das Möglichste, um Faet wieder herzustellen, erklärte aber zugleich, daß die höchste Gefahr vorhanden sei, wenn der Schlag sich wiederhole. Darum möchten sie den Kranken fortan keinen Augenblick mehr allein lassen."

Zwei Tage später erschienen im Schwan ein paar ungebetene Gäste, die unsern Lesern wohlbekannten Vettern Faets. Leonhard konnte sich nicht enträthseln, wer diesen Leuten von Faets Krankheit so schnell Nachricht gegeben; aber er ahnete, was sie wollten. Sie erkundigten sich nach dem Befinden des Alten mit großer Sorgfalt beim Arzte und verließen dann das Haus, trieben sich aber in den nächsten Tagen in Nürnberg herum und Leonhard erfuhr, daß sie beide vor Gericht gewesen und dort ihre Vorkehrungen getroffen hätten.

„Es geht zu Ende, Luise," sagte Leonhard eines Abends zu seiner Gattin; „ist es doch wie ein Hohn des Schicksals. Jetzt, wo jeder Augenblick uns das

Letzte bringen kann, wo Faet schon eine Beute des Todes ist; denn heute sagte mir der Arzt bestimmt, daß der Alte wohl kaum den morgenden Tag erleben würde, jetzt beginnt das Geschäft wieder auf das Blühendste zu gehen. Alles, was ich mir erworben hatte, ist nun zugesetzt! dahin! Ich habe es nicht verschuldet, Gott weiß es! du auch nicht. Und nun, nachdem wir so schwere lange Jahre uns mühselig und unter beständigen Verlusten durchgerungen, droht uns der völlige Verlust unsers Eigenthumes in demselben Moment, wo die Vorsehung uns die Aussicht zeigt, alles, was wir verloren haben, wieder zu gewinnen. O, das ist hart!"

„O Leonhard, murre nicht gegen den gütigen Lenker unserer Schicksale!" warnte Luise ernst. „Schlägst du denn das so gering an, daß wir so lange Jahre ohne Noth gelebt, unsere Kinder ordentlich haben erziehen und für alle ihre Bedürfnisse haben sorgen können? Blicke um dich! Sieh deine Mitbürger litten dasselbe und wohl noch mehr, als du. Noch aber sind wir reich gegen Viele von ihnen! Noch leben wir alle und sind gesund. Es kann für uns eine bessere Zeit anbrechen, als wir hoffen und denken. Der Gott, der uns bis hieher geleitet und väterlich für uns gesorgt, der wird auch ferner uns nicht verlassen."

„Aber hart ist es doch, Luise, jetzt fort zu müssen aus diesem Hause," sprach Leonhard.

„Muß denn das so kommen?" antwortete diese.

„Faets Erben werden uns wenige Nachsicht schenken!“

„Woher weißt du das?“ fuhr Luise fort. „Noch weiß Niemand, was der Alte in seinem Testamente bestimmt. Kann er nicht Vorsorge getroffen haben, daß uns Niemand aus diesem Hause zu stoßen vermag? Glaube mir, er wird zwar seine Verwandten nicht enterbt haben; aber so schlimm meinte er es nicht mit uns, daß er uns ihnen ohne Schutz preisgegeben hätte.“

„Es wäre hart, Luise. Wir haben ihn gepflegt, Kindespflicht an ihm erfüllt. Aber ich hoffe dennoch wenig.“

„Kleinmüthiger!“ sprach die muthige Frau; „hängt denn dein Herz so sehr an diesem Hause? Hat Gott nicht tausend Wege, um noch väterlicher und besser für uns zu sorgen? Ich will mit Freuden gehen, und lieber heute noch als morgen, wenn nur diese Last von Sorgen nicht mehr auf uns liegt!“

„Wohlan, es komme, wie es wolle, so geschehe Gottes Wille!“ rief Leonhard und drückte seiner Frau innig gerührt die Hand.

Am folgenden Tage lag Faet besinnungslos in den letzten Zügen. Um sein Bette stand betend und weinend wie um das Sterbelager eines geliebten Großvaters Leonhard mit seiner ganzen Familie und seinem Gesinde. Der Alte hatte vollendet; Luise drückte ihm, während Leonhard lautweinend betete, beide Augen zu und sendete dann nach dem Gericht und

nach Faets Verwandten, um dort die Anzeige vom Ableben des Greises zu machen.

Die zwei Männer erschienen unmittelbar nachher. Leonhard hatte sich nicht in ihnen getäuscht; sie erwarteten nichts anderes, als daß sie als Universalerben im Testamente benannt seien und beide erklärten ihm ohne Hehl, daß er bis zum nächsten Ziele entweder das Kapital schaffen müsse, oder daß sie dann das Haus öffentlich an den Meistbietenden versteigern lassen würden. Zu diesem Ende versperrten sie das Logis des Alten und nahmen die Schlüssel an sich. Dann aber gingen sie im Schwan von Zimmer zu Zimmer und durchsuchten das Haus mit aller Rücksichtslosigkeit und allem Geiz reicher Erben.

Leonhard ergrimmte und Luise hatte Mühe, ihn zu stillen. Allein plötzlich ereignete sich ein Vorfall, der unserm Freunde wohl zu statten kam. Ein Gerichtsbeamter erschien mit mehreren Amtsdienern, um ein Inventar von Faets Hinterlassenschaft aufzunehmen und sodann alles zu versiegeln. Er erstaunte nicht wenig, als ihm Leonhard erzählte, wie Faets Verwandte sich benommen hatten, forderte ihnen die Schlüssel unter einer scharfen Zurechtweisung wieder ab und befahl ihnen bei Androhung einer Strafe, sich weiter in nichts mehr zu mengen.

Mit der Anordnung und Abhaltung von Faets Leiche wurde Leonhard beauftragt. Die Kosten waren dem Gericht zu berechnen.

Am Tage nach der Leiche erschien ein Amtsbote,

um Leonhard und Luisen zur Eröffnung von Faets Testament vorzuladen. Der Bestellzettel enthielt nur ihre Namen; die Verwandten Faets waren gar nicht darauf benannt.

„Was ist das?“ sagte Leonhard und fragte darüber den Boten.

„Die werden von einem Andern vorgeladen worden sein,“ lautete der einfache Bescheid.

Luise und Leonhard gingen mit schwerem Herzen auf das Gericht. Sie trafen da Faets Vettern in Begleitung eines Rechtsanwaltes. Beide Parteien grüßten sich; Leonhard und Luise demüthig, die Vettern voll Hochmuth und Siegesfreude.

Schon der Eintritt ins Zimmer des Beamten, der die Verhandlung hatte, war geeignet, mancherlei Bedenken zu erregen. Die Vettern traten weit in den Vordergrund, während Leonhard und seine Gattin demüthig und ängstlich an der Thüre stehen blieben.

Das Testament wurde aufgeschnitten, nachdem das Protokoll und die üblichen Vorbereitungen vorüber waren und nun begann der Beamte zu lesen. Leonhard und Luise trauten ihren Ohren nicht: Faet hatte sie beide zu den alleinigen Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt, in dessen Besitz sie sofort und unmittelbar nach der Eröffnung des Testamentes treten sollten.

Vergebens protestirte der Anwalt der beiden Vettern dagegen; vergebens erbleichten und zitterten

diese vor Wuth, Schreck und Zorn. Das Testament war gerichtlich so abgefaßt und hiegegen half keine Einrede mehr.

Das Wiedersehen.

Die Schlachten von Marengo und Hohenlinden hatten den französischen Waffen ein furchtbares Uebergewicht über Europa gegeben. Frankreichs Macht aber lag in den Händen des gewaltigen Kriegesfürsten Napoleon. Er herrschte schon in der That; ihm fehlte nur noch der Name; und wie einst jenem alten Cäsar Roms Gewalthaber zu Füßen lagen und ihm das Diadem, das er beständig zu verschmähen schien, anboten, so begannen die Machthaber in der französischen Republik um die Gunst des Schlachtenherrschers Buonaparte zu buhlen und es war nur sein kluges Abwarten daran schuld, nicht die Umstände, daß er sich die erst vier Jahre später ergriffene Krone nicht damals schon selbst auf das Haupt setzte.

Die Kriege hatten aber bereits einen furchtbaren Charakter angenommen. Keiner wurde geendet, ohne daß er nicht reichen Samen zu neuen Kämpfen hinterlassen hätte. Nichts Heiliges war mehr, das nicht verhöhnt, nichts Ehrwürdiges und Wohlgegründetes, das nicht frech angetastet und erschüttert ward. Es lag in dem seltsam schaurigen Charakter jener Menschen, daß sie, weil selbst unberechtigt, alles Bestehende über den Haufen zu stürzen sich berufen zu

sein schienen. Da konnte es nicht anders kommen, als daß aus den gesäeten Drachenzähnen immer neue schreckliche Kämpfer emporsproßten und in dem seltsamen Taumel, der sich über die Menschen damals verbreitete, trauerten nur Wenige, die noch die Klarheit des Blickes behielten, über den Umsturz, der allmählich die Verhältnisse unseres Erdtheils, ja fast die der ganzen civilisirten Welt, anders gestalten sollte.

In dieser Zeit galt der Soldat Alles; er war der Geehrteste, der Mächtigste; vor ihm demüthigte sich Jedermann. Das ist eine traurige Nothwendigkeit, wenn der Beamte, der Bürger, der Landmann sich vor dem Krieger beugen müssen; wenn kein Recht mehr gilt, als das der Waffen; wenn keine Ehre mehr in keinem Stande zu finden ist, als allein im Soldatenstande. Berufen, die Stärke und Macht, welche die Waffen geben, zum Schutze des Vaterlandes, des friedlichen Beamten, des Bürgers und Landmannes zu verwenden, fühlt dann der Soldat nicht mehr jene Liebe und Hinneigung zu dem Unbewaffneten, welche seinem gefahrvollen Geschäft die rechte Weihe allein gibt. Er wird zum Verächter derer, die er schützen soll und zum Tyrannen. Dahin kam es namentlich mit den französischen Soldaten. Diese schalteten in Deutschland mit fürchterlicher Brutalität; und unser armes Volk erlag ihrer wilden Ungebühr seufzend.

Es war kurz nach dem Neujahr 1801, als ein langer Zug französischer Reiterei die Strasse von

Regensburg nach Nürnberg dahinritt. Er eskortirte eine Reihe schwerbepackter Wagen und einige Kutschen, aus denen von Zeit zu Zeit bleiche bärtige Gesichter guckten, um Blicke nach den Umgebungen zu werfen.

Der Zug war traurig; aber die denselben begleitenden Krieger, lauter prächtig uniformirte Chasseurs a cheval, schäckerten dennoch froh mit einander und manche lustige Melodie drang dumpf aus den Reihen hervor.

Der Zug erreichte endlich die waldige Gegend in der Nähe von Nürnberg, woselbst das früher in unserer Erzählung erwähnte Treffen zwischen den Franzosen und Oestreichern stattgefunden hatte. In einem kaum drei Stunden von Nürnberg entfernten Dorfe wurde Halt kommandirt und der Vorstand des Dorfes requirirt, um Futter für die Pferde und ein Frühstück für die Offiziere und Soldaten, sowie warme Suppe für die Verwundeten herbeizuschaffen.

Ob dies in dem kurzgemessenen Zeitraume möglich sei? daran zu denken fiel dem Kommandanten des Transportes nicht ein. Genug, daß er es befahl; die Ausführung überließ er denen, welchen sie oblag.

Man öffnete vor dem Posthause die Chaisen und half den Blessirten, welche in denselben saßen, aussteigen. Es waren meist hohe Kavallericoffiziere, Schwerverwundete sah man nicht unter ihnen. Die Einen trugen Verbände um das Haupt, Andere hat-

ten den rechten oder linken Arm in Schlingen hängen oder sie mochten sonst irgendwo verletzt sein; aber fast alle hatten Kraft genug zum Gehen; nur zweien von ihnen mußten die Soldaten unter die Arme greifen, um ihnen ins Zimmer zu verhelfen.

Nach einer halben Stunde verließen die Mehrzahl der Offiziere das Posthaus, gingen, von einem der Offiziere geführt, zum Dorfe hinaus und erreichten bald eine kleine Anhöhe, von welcher aus die Umgebungen überschaut werden konnten. Derjenige, welcher den Führer gemacht hatte, erläuterte nun, wie mehrere aus der Ferne zusehende Landleute bemerkten, seinen Begleitern das obenerwähnte Treffen, zeigte ihnen die verschiedenen Stellungen der Truppen und wies dann die Richtungen, welche die flüchtenden Franzosen damals nahmen. Er fand aufmerksame Zuhörer, denn unter allen, welche das damalige Treffen gesehen und mitgemacht hatten, war er der Einzige. Es war Haut-valée, der ehemalige Chasseurcapitän, jetzt Colonel (Oberst) des Regiments, in welchem er bisher gedient. So schnell hatte er sich durch seine Tapferkeit und Kriegsgeschicklichkeit seit fünf Jahren emporgeschwungen.

In der furchtbaren Schlacht bei Hohenlinden hatte er mit seinem Regiment und verschiedenen leichten Infanterie- und Artillerieabtheilungen, welche unter sein Commando gestellt waren, die französische Arrièrgarde geführt und war von Stellung zu Stellung von den nachdrängenden Oestreichern und Bay-

ern zurückgetrieben worden. Allein er leitete den Rückzug mit eben so großer Geschicklichkeit als Tapferkeit, so daß der Oberkommandant Moreau genug Zeit fand, seine Stellung auf den Höhen von Hohenlinden nach Belieben zu nehmen und so den Feind in einer Lage zu erwarten, die ihm Gelegenheit gab, alle taktischen Künste und Vortheile anzuwenden. So erfolgte denn der Kampf und endete mit einer gänzlichen Niederlage der Feinde. Die Oestreicher verloren 8000 Todte und 11000 Gefangene, worunter 180 Offiziere waren. Hundert Kanonen krönten den Preis des Siegers.

Haut-valée hatte mit seinem Regimente an der Schlacht nicht Theil genommen; aber er wurde nach dem Siege zur Verfolgung der Feinde beordert. Während eines furchtbaren Schneegestöbers machte er unermüdlich Angriff auf Angriff auf die Flüchtenden und nahm ihnen zahlreiche Gefangene und ungeheure Massen von Kanonen, Bagage- und Munitionswagen ab. In der Nacht gerieth er selbst mit seinen Begleitern, einigen Offizieren und einem Zuge Chasseurs mitten unter östreichische Dragoner, welche zur Abwehr vom Erzherzoge Johann zurückgesendet worden waren und war nun genöthigt, zu seiner persönlichen Vertheidigung den Säbel zu führen. Es war nahe daran, daß er gefangen worden wäre. Nur sein Muth und die Ungewißheit der Dragoner, welche in der Dunkelheit der geringen Zahl ihrer Gegner nicht gewahr wurden, rettete ihn.

Doch erhielt er einen Hieb über den Hinterkopf, der ihm für einen Augenblick die Besinnung raubte. Er hielt sich mechanisch auf dem Pferde fest, während seine Begleiter mit den Dragonern entschlossen fochten, bis diese wichen. Nun übergab er das Commando seinem nächsten Oberoffiziere und kehrte zurück, um sich verbinden zu lassen. Von diesem Augenblicke an wurde die Verfolgung abgebrochen, zum Glücke für die Fliehenden die außerdem noch unberechenbare Verluste hätten erleiden müssen, wäre durch Haut-vallées Verwundung nicht der thätigste Leiter der Bewegungen beseitigt gewesen.

Aus dem durch den Krieg verwüsteten Ober- und Niederbayern, wohin sich noch überdies unaufhaltsam die französischen Heere ergossen, beschloß der Oberst Haut-vallée sich mit mehreren blessirten Offizieren seines Regiments nach Franken zu begeben. Zu diesem Zwecke bat er den Kommandanten um die nöthige Erlaubniß und ging mit einem Transport, von einer halben Eskadron Chasseurs und einer Kompagnie Infanterie begleitet nach Nürnberg ab.

Es mußte in seiner Seele eine wichtige Veränderung vorgegangen sein, denn er war während des dreitägigen Marsches von Hohenlinden bis Regensburg beständig nachdenklich und trübe gestimmt. Von Regensburg sendete er ein Schreiben an das Kriegsdepartement ab, welches wichtige Dinge enthalten mußte, denn von diesem Augenblicke an ward er, wie seine staunenden Begleiter bemerkten, wieder

heiterer. Je mehr man sich aber dem Ziele der Reise, Nürnberg näherte, desto fröhlicher schien der Oberst zu werden; ja er vermochte es jetzt sogar über sich, mit seinen Begleitern zu scherzen und unterhielt sie in Feucht mit der Erzählung von jenem Rückzuge nach der Schlacht bei Amberg und dem hitzigen Treffen, welches die französische Arrièrgarde damals in Nürnbergs Nähe gegen die Oestreicher bestanden hatte.

Ein Unteroffizier kam, um dem Oberst und seinen Begleitern zu melden, daß das Frühstück bereit wäre. Haut-vallée ging nun nach dem Dorfe zurück und warf mitleidige nachdenkliche Blicke nach den Landleuten, die furchtsam neugierig und mit abgezogenen Mützen die französischen Offiziere an sich vorbeigehen sahen.

Des Nachmittags traf der Zug in Nürnberg ein. Es lag daselbst französisches Militär und Quartiermacher waren schon im Voraus gekommen, um die Quartiere zu besorgen. Der Oberst brauchte sich deshalb nichts mehr um diese Angelegenheiten zu kümmern. Er nahm von seinen Reisegenossen Abschied, empfahl den Soldaten ein männliches und ruhiges Betragen gegen ihre Hauswirthe, bestieg dann seinen Wagen, aus welchem mehrere Offiziere die ihm bisher Gesellschaft geleistet hatten, sich entfernten und fuhr, nachdem er dem Kutscher die nöthigen Anweisungen gegeben, von zwei Chasseurs und einem Diener

mit mehreren Reit- und Handpferden gefolgt, in den Schwan, um sich hier selbst einzuquartieren.

Leonhard war abwesend, als der Oberst in das Zimmer trat. Er wurde von Luisen empfangen. Diese hatte ihn vor fünf Jahren nur zu kurze Zeit gesehen; überdies war Adolph Hohenthal bedeutend gealtert und der Verband um die Wunde an seinem Kopfe trug ebenfalls sehr viel dazu bei, um ihn zu entstellen. Leonhards Gattin erkannte ihn deshalb nicht mehr und vermuthete, er wolle sich nach damaliger Sitte selbst im Schwan einquartiren. Als sie von dem Oberst nach kurzem Gespräch die Frage vernahm, ob er für eine längere Dauer hier logiren könne, erklärte sie ihre Bereitwilligkeit dazu und fragte, ob auch die Dienerschaft bliebe und für wie viele Pferde im Stalle Platz gemacht werden müsse?"

„Die beiden Chasseurs werden anderwärts Quartier beziehen. Mein Bedienter und mein Kutscher bleiben, sowie sechs Pferde, die mir gehören. Wir sind aber hier nicht militärisch einquartiert, sondern ich wünsche hier als Privatmann zu logiren," sagte der Oberst.

Luise erstaunte und sah den Oberst aufmerksam an, während sie einige Worte auf seine freundliche Rede entgegnete.

„Wo ist Ihr Gatte? er befindet sich doch wohl?" fuhr Haut-vallée fort.

„Ich danke Ihnen ergebenst, und erwiedere, daß mein Mann vollkommen gesund ist. Er wird bald

die Ehre haben, Ihnen seine Aufwartung zu machen" sagte Luise immer mehr erstaunend.

„Ich war vor fünf Jahren hier," sprach der Oberst, indem er aufmerksam im Zimmer umhersah, „ich finde alles noch in demselben Stande, wie damals, es ist nichts verändert."

„Vor fünf Jahren hätten wir bereits die Ehre von Ihnen gehabt?" sprach Luise. „Mein Gott, und ich sehe mich außer Stande, mich Ihrer völlig zu erinnern, obwohl Ihre Züge, sowie Ihre Sprache mir nicht unbekannt sind."

„Ja, ich war hier in einer stürmischen Zeit. Es fand der Rückzug der Revolutionsarmee nach Nürnberg statt und ich kam durch einen Zufall in dieses Haus. Ich erschien zu rechter Zeit, um einem Freunde in großer Noth zu helfen, ohne daß ich vermuthen konnte, wer der Besitzer dieses Hauses wäre?"

Luise erschrack freudig. Eine Vermuthung durchblitzte sie. „O mein Herr, erklären Sie sich deutlicher. Wir hatten damals einen Freund unter den französischen Offizieren, durch dessen Schutz wir vor großem Schaden, vor persönlichen Mißhandlungen, vielleicht vor größerem Unglück bewahrt worden sind. Es ist Kapitän Haut-vallée von den Chasseurs a cheval gewesen."

„Dieser Haut-vallée ist seit jener Zeit um einige Stufen höher gestiegen und zum Oberst Haut-vallée geworden. Er steht vor Ihnen, Madame und

bittet um Ihre Freundschaft;" sagte der Oberst lächelnd, indem er Luisen die Hand bot.

Diese erschrack, daß sie einen Freudenschrei ausstieß. Dann ergriff sie die Hand des Oberst und rief: Also Sie sind dann auch Herr Adolph Hohenthal?"

„Das war ich ehedem und ich komme eben deshalb, um es wieder zu werden," rief der Oberst lächelnd.

„O Gott, welch' ein Glück!" rief Luise; „so haben Sie also die Briefe Ihres Herrn Vaters erhalten?"

„Meines Vaters?" sagte der Oberst und die Reihe zum Erstaunen war nun an ihm.

„Ja, Ihr ehrwürdiger Vater schrieb an Sie, um Sie zur Rückkehr zu ihm zu bewegen und zwar vor nicht langer Zeit."

„Wäre das möglich, Madame? Ich habe nichts erhalten. Ich erkundigte mich nach meinem Vater vor einigen Jahren und erfuhr, er sei in Amerika. Auch dorthin schrieb ich jüngst; aber meine Briefe kamen uneröffnet zurück. Zugleich erhielt ich Nachricht vom Tode meiner geliebten Schwester; vergebens bemühte ich mich aber bisher, den Aufenthaltsort meines Vaters auszukundschaften."

„O, Herr Oberst, diese Bemühungen sind Ihnen jetzt sämmtlich erspart. Der Himmel hat Sie hierher geführt im rechten Augenblicke. Ihr Vater ist hier, wohnt ganz in unserer Nähe und —"

„Wie?“ rief der Oberst und erschrack, daß er zitterte.

„sehnt sich,“ fuhr Luise fort, „Sie wieder zu sehen!“

„Mein Gott, welch' ein Glück!“ rief Hohenthal.

„Ja, mein Herr!“ sagte Luise.

„Wie lange ist er hier?“

„Seit fast einem halben Jahre.“

„Wo kam er her? War er denn nicht in Amerika?“

„Er folgte dahin Ihrer Schwester. Als diese starb, verließ er die Union, ging nach Westindien, dann nach Neapel und von dort kehrte er hieher zurück, um hier sein Leben zu beschließen;“ sagte Luise gerührt.

„Das ist auch mein Plan,“ sprach Hohenthal traurig. „Ich bin des Krieges müde. Ich wurde bei Hohenlinden abermals verwundet und erhielt dort die neunte Blessur. Madame, ich fühle, daß ich dienstunfähig werde und ich habe keine Lust mehr, in einem fremden Heere zur Unterdrückung meines eigenen Vaterlandes mitzuwirken. Das Elend, welches über Deutschland liegt, die Noth und der Jammer, welche der Krieg über alle Gauen unseres großen Vaterlandes bringen, bricht mir das Herz. Sie sind eine traurige Folge der inneren Zerrissenheit und Absonderung, in welcher die einzelnen Stämme gehalten werden. Hierüber ließe sich noch viel sagen, Madame. Ich habe dem Kriegsminister um meinen

Abschied geschrieben und um meine Pension gebeten. Der General Moreau hat diese Sache selbst in seine Hände genommen und ich zweifle nicht, daß meine billigen Wünsche nach so großen geleisteten Diensten Erhörung finden. Der Consul Buonaparte ist gerecht, er wird mir meine volle Pension gewähren. Ich werde fortan hier in Nürnberg wohnen und — ich hoffe hier mein Leben beschließen zu können."

„Welch ein Glück!" rief Luise aufs Aeußerste erstaunt.

„Und nun, Madame, wo finde ich meinen Vater?" fuhr der Oberst fort.

„Soll ich Sie zu ihm führen?" sprach Luise; wollen Sie nicht den ehrwürdigen Greis auf diese große Freude vorbereiten? Möchte ihm die Ueberraschung nicht nachtheilig werden?

Der Oberst überlegte einen Augenblick; dann sprach er: „Ich danke Ihnen für Ihre Fürsorge, aber ich muß in der That allein gehen; nur bis zur Wohnung meines theuren Vaters lassen Sie mich führen!"

Leonhards ältester Sohn ging nun mit und begleitete den Oberst bis an das Zimmer seines Vaters. Der Oberst öffnete die Thüre, nachdem er von einer wohlbekannten Stimme auf sein Anpochen Antwort erhalten hatte und trat ein.

Herr Hohenthal war, einen Besuch erwartend, bis in die Mitte des Zimmers getreten und staunte nicht wenig, einen französischen Stabsoffizier, der mit mehreren Orden, unter andern auch mit einem

preußischen, geschmückt war, vor sich zu sehen. Er begrüßte seinen Sohn in französischer Sprache, denn — er erkannte ihn nicht mehr.

Der Oberst sah seinen Vater mit thränenumflortem Blicke an; das Herz schwoll ihm vor Liebe und Wehmuth und die Rührung verschloß ihm lange den Mund. Aber gewohnt, seine Empfindungen männlich zu beherrschen, faßte er sich endlich und antwortete in vaterländischer Mundart:

„Lassen Sie uns deutsch sprechen. Ich komme aus dem Gasthofe zum Schwan, dessen Besitzer mir seit mehreren Jahren bekannt ist, weil ich früher bei ihm einquartirt war. Man sagte mir, daß ich hier Herrn Hohenthal träfe. Mein lieber Herr, Ihr Sohn ist mir genau bekannt, da er in der republikanischen Armee dient. Wünschen Sie nähere Nachrichten von ihm, so bin ich bereit, Ihnen über alles Aufschluß zu geben, da Ihr Sohn vor mir keine Geheimnisse hat."

„Sie kennen meinen Sohn? sagte Herr Hohenthal. „Wissen Sie die Gründe, welche mich und ihn bisher getrennt hielten?"

„Ich weiß Alles, lieber Herr Hohenthal, Alles!" entgegnete der Oberst; „Ihr Sohn hat viel gelitten; zwar durch seine eigene Schuld, aber er büßte seinen jugendlichen Leichtsinn und die Kränkungen, die er seinem würdigen Vater bereitete, schwer. Sein Herz schlägt für Sie mit kindlicher Liebe und Ehrerbietung. Er ist nun zum Manne gereift; er hat

sich eine ehrenvolle Stellung errungen; Sie dürfen sich seiner nicht schämen. Er hofft auf einen Ruf seines theuren Vaters; er sehnt sich, das Wort „Verzeihung! Vergessen!" aus dem väterlichen Munde zu vernehmen und er will Allem entsagen, um fortan beständig bei seinem Vater zu leben und ihm die Greisenjahre durch treue Liebe, Ehrfurcht und Dankbarkeit zu versüßen. Mein lieber Herr rufen Sie ihm! Ich werde ihm Ihren Ruf übersenden, denn ich weiß ihn schnell zu finden."

„Herr Colonel, Sie überraschen mich. Ich sehe einen vertrauten Freund meines Sohnes in Ihnen?" sprach Herr Hohenthal gerührt. „Diese Brust voll kriegerischer Ehrenzeichen und Ihr Stand lassen mich versichert sein, daß mein Sohn gleichfalls in einer ehrenvollen Lage sich befindet. Wo ist er? Sagen Sie mir, wo ich ihn finden kann? Ich werde ihn aufsuchen; ich werde keinen Augenblick Zeit verlieren!

„Beruhigen Sie sich; er ist Ihnen näher, als Sie glauben," sprach der Oberst mit zitternder Stimme; „er wäre schon hier, wüßte er, ob die Farben seiner Uniform nicht ein bitteres Gefühl in Ihnen erregen werden. Ich wiederhole Ihnen aber, daß er bereit ist, zu quittiren, um fortan nur Ihnen leben zu können!"

„Seine Uniform? Nun wohl, Herr Oberst, ich bin ein Deutscher und es schmerzt mich, meinen Sohn in den Reihen jener Krieger zu sehen, die

mein Vaterland jetzt — verzeihen Sie, ich spreche als Deutscher! — so unglücklich machen!"

„So fühlt auch Ihr Sohn! Er ist auch unter fremder Farbe Deutscher geblieben und tritt mit Freuden aus dem Dienste der Republik, deren Lenker jene allgemeinen Grundsätze des Rechtes, die bei allen Völkern als die heiligsten Gesetze gelten sollten, so frevelhaft mit Füßen treten."

„Wie, Herr Colonel, höre ich recht? Gibt es Männer in der französischen Armee, welche solchen Grundsätzen huldigen?" sagte Herr Hohenthal staunend.

„Ich und vielleicht Wenige Andere denken so, mein lieber Herr! Auch ich bin ja ein Deutscher!"

Herr Hohenthal sah den Oberst staunend an und fürchtete fast, zu viel gesagt zu haben, und der Oberst fuhr mit wehmüthigem Lächeln fort: „Es ist eine eigenthümliche Verkettung der Umstände, die mich, wie Ihren Sohn, dahin gebracht haben, meinem Vaterlande Lebewohl zu sagen und in französische Dienste zu treten. Davon später. So viel ich gehört habe, sind Ihnen die Verhältnisse bekannt, welche Ihren Sohn zwangen, Dienste bei der Republik zu nehmen?

„Ja, ich kenne sie," sagte Herr Hohenthal.

„Nun denn, Sie werden dieselben ehrenwerth gefunden haben. Es sind seit wenigen Jahren viele Vorurtheile gefallen, viele Standesvorrechte aufgegeben worden, die man ehedem so starr festhielt.

Der Sturm der Revolution wird, wenn auch an sich schrecklich verwüstend und zerstörend, wenigstens das zur Folge haben, daß der persönliche Werth des Mannes nicht mehr nach der Anzahl seiner Ahnen, nicht nach dem Glanze des Reichthums, der Verwandtschaft, sei sie auch noch so hochgestellt, bemessen wird. Männer, wie ich und Ihr Sohn, welche vergebens gegen diese Vorurtheile ankämpften, suchten und fanden wenigstens in den Reihen der Republikaner Gerechtigkeit, die man ihnen hartnäckig in andern Verhältnissen versagte, und da in Deutschland selbst aufgeklärte Regierungen sie nicht gegen Verfolgungen und Anfeindungen zu schützen vermochten, so thaten sie am Besten, dahin zu gehen, wo allein der Werth des Mannes gewogen wurde. Aber der Schmerz, das Vaterland von den Heeren der Republik zertreten zu sehen, ist zu groß, er überwiegt weit alle persönlichen Rücksichten. Die französische Armee wird viele tapfere Männer verlieren, die zur Unterdrückung ihres Vaterlandes nicht mitwirken wollen und können."

„Aber mein Sohn, Herr Colonel, wo finde ich ihn?" sagte Herr Hohenthal.

„Er ist Ihnen sehr nahe, lieber Herr!" sagte der Oberst, ergriff dann seines Vaters Hand und führte ihn zu einem Sopha, um hier mit ihm Platz zu nehmen.

„Aber wo finde ich ihn denn?" sprach der Greis mit verzeihlicher Ungeduld.

„Ich sehe, daß die Zeit, Wunden und Strapatzen das ihre gethan haben, um mir jeden Zug zu rauben, an dem mich mein Vater wieder erkennen konnte!“ rief der Oberst und Thränen der Wehmuth stürzten aus seinen Augen.

„Gerechter Gott, du, Adolph?“ schrie Herr Hohenthal erbleichend.

„Ich bin es, Vater!“ antwortete der Oberst und stürzte an die Brust des Greises — — —.

Herr Hohenthal und sein Sohn bezogen wenige Wochen später eine gemeinsame Wohnung in der Nähe des Schwans, um immer den Umgang ihrer Freunde, den Leonhards und seiner Gattin, genießen zu können. Der Oberst erhielt von Frankreich eine anständige Pension, welche er durch seine der Republik geleisteten Dienste wohl verdient hatte. Der Consul Bounaparte, der nachmalige durch seine Größe eben so sehr als durch seinen Sturz berühmte Kaiser Napoleon kannte die Verdienste Adolph Hohenthals genau und sendete ihm mit seinem Entlassungsdekret den Orden der Ehrenlegion. Adolph Hohenthal hatte auf seinen italienischen Feldzügen die Bekanntschaft einer sehr gebildeten Dame gemacht und reiste im Winter mit seinem Vater nach Mailand, wo die Vermählung zwischen ihm und der Italienerin vollzogen wurde. So bildeten denn

diese drei durch mancherlei Bande der Liebe, aber auch der Prüfungen und Leiden, innig verknüpften Menschen eine Familie, die von allen, welche mit ihnen bekannt wurden, aufs Höchste geschätzt und geachtet war.

Leonhard und Luise waren auf jener Stufe angelangt, wo ihre bescheidenen Wünsche vollkommen befriedigt waren. Was könnten wir von ihnen noch sagen, als daß sie sich ihres stillen Glückes freuten? Sie lebten noch lange zufrieden; sie sorgten mit weiser Vorsicht, mit herzlicher Liebe, für ihre armen, nothleidenden Verwandten und deren Nachkommen; sie erzogen ihre eigenen Kinder zu rechtlichen guten Menschen, sie erfüllten den Beruf des Christen, ihren Mitmenschen nach Kräften zu dienen, auf das Redlichste und Gewissenhafteste; sie ehrten ihren Gott und fanden in Ihm jenen Frieden und jene stille Seligkeit des Herzens, die die Welt nicht geben kann.

So scheiden wir denn von ihnen und damit auch von unsern Lesern. Wir haben nichts mehr zu sagen, als daß Leonhard und Luise schon längst ihr Ziel gefunden. Wir können nichts mehr berichten von ihnen, als was wir am Schlusse des letzten Satzes gesagt: Friede war das Ende dieser guten Menschen, Friede in Gott! Möchte dieser Frieden allen Menschen zu theil werden!

Ende.

Schlußwort des Verfassers.

An das Volk sollst du sprechen, mein gutes Buch. Du findest da ein weites von Stürmen erschüttertes Feld. So gieße denn auch du, wie nach dem Sturm ein Wölkchen sanften Regen, Frieden und stillen Ruhesegen in Herzen, die sich nach Frieden sehnen.

Du bietest denen, die dich ergreifen, die Geschichte eines schlichten Bürgers dar und „in Faet, der Safranhändler" zunächst die Geschichte seiner Jugendjahre, wie in dem nun vollendeten Buche die Jahre des Mannes. Du solltest zeigen, wie er durch Treue, unermüdeten Fleiß und Ergebung in Gottes Willen sein Ziel erreichte. Faet ist der Stab, an dem er sich emporrankte, bis er endlich die knorrige starke Stütze wie eine Weinranke so überwucherte, daß sie kaum mehr durch den reichen Hang seiner Blätter und Blüthen hindurchblickt. Es ist ja das der Lauf menschlicher Dinge, daß der Eine allmählich zurücktritt, um einem Andern den Platz zu räumen, bis endlich der Tod die weichende Gestalt ins Grab hinabzieht, damit der noch Stehende seine Aeste und Triebe, so weit die Kraft reicht, entfalten könne.

Dieses Hinaufranken und an die Stelle des

Andern treten geschieht, wie in dem Buch gezeigt, in Frieden. Friede willst du also bieten, mein liebes Buch; du willst rathen, helfen; wie ein süßer Traum willst du in bedrängte Gemüther Ruhe gießen, Anfängern den rechten Weg im Beispiel zeigen, Strebenden unter Hindernissen das Vertrauen auf Gott recht schätzen lehren und so in deiner schlichten Weise das stille Glück recht anschaulich machen.

Dieses stille Glück erhascht man aber nicht im eitlen Streben nach Außen, sondern Jeder findet es nur im eigenen Herzen, wenn er, wie Leonhard Thummet, in rechter Weise darnach suchet.

So sei denn in Gottes Namen allen guten Menschen empfohlen. Ob du sie anziehst, ob sie bei näherer Kenntniß Dich liebgewinnen? das, mein gutes Büchlein, weiß ich nicht. Es muß in dir selbst die Antwort darauf liegen und ich kann ja nur sagen, daß ich es herzlich gut gemeint.

Nürnberg.

Philipp Körber.

[illegible]

Diesen [illegible] sucht man aber nicht in jenen Büchern und Reden, sondern Jeder findet es nur im eigenen Herzen, wenn er, wie Reinhard [illegible] darnach sucht.

Es ist dies in diesem Büchlein [illegible] versucht worden. Ob es [illegible], ob es [illegible] Dich [illegible] hat, mein guter Leser, weiß ich nicht. Es muß in dir selbst die [illegible] darauf liegen und ich kann ja nur sagen, daß ich es herzlich gut gemeint.

Nürnberg.

Philipp Körber.

[illegible]

[illegible] ich es herzlich gut gemeint.

Nürnberg.

Philipp Körber.

[illegible] wie in dem Buche gesch[illegible]
[illegible] suchst du alte [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] im Beispiel [illegible]
[illegible] und [illegible]
[illegible] wohl [illegible]
[illegible] recht [illegible]
[illegible]

Diese [illegible] erreicht man aber nicht im [illegible] Sturm und Regen, sondern Jeder findet es nur im eigenen Herzen, wenn er, wie Reinhard [illegible] Weise darnach sucht.

Es ist kein [illegible] Blumen [illegible] schon [illegible]. Ob [illegible] ich sie [illegible] Dich [illegible]; das, mein guter [illegible], weiß ich nicht. Es muß in dir selbst die [illegible] darauf liegen und ich kann ja nur sagen, daß ich es herzlich gut gemeint.

Nürnberg.

Philipp Kerber.

[illegible] wie es dem Buch gehört [illegible]

[illegible]

[illegible] im Beispiel [illegible] und Vertrauen [illegible] recht anschaulich [illegible]

Diesen [illegible] erwarte man aber nicht [illegible] Sonder und Außen, sondern Jeder findet es [illegible] im eigenen Herzen, wenn er, wie [illegible] darnach suchet.

Es ist kein [illegible] Namen [illegible] Ob ich sie erreicht, ob sie [illegible] daß, mehr [illegible] weiß ich nicht. Es muß in der [illegible] darauf liegen und ich kann ja nur sagen, daß ich es herzlich gut gemeint.

Nürnberg [illegible]

Philipp [illegible]